

43524
14
WIDENER
HN Y7BE K


VE RI
TAS



Feldzüge und Streifereien

im

Gebiete der Tonkunst

von

Carl Gollmick.

Darmstadt, 1846.
Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

Gedruckt bei Chr. Richler.

Vorwort.

In keiner künstlerischen Richtung ist heut zu Tage der Mangel an einer sichern Grundlage von durchgreifenden Principien und geregelter Methode so fühlbar, als in der musikalischen Kritik. Indem wir also hier ein Terrain zu erobern haben, wird es nöthig sein, uns den Weg frei zu halten, ohne Vorurtheil und Einseitigkeit, hier ein verborgenes Gute hervorzuheben, dort eine Anmaßung zurück zu weisen. Wenn also wirklich Einiges zu erobern und Anderes zu vernichten ist, so können wir, die wir zu einem so schönen Zweck mitwirken, unsere Bemühungen ohne Uebermuth wohl Feldzüge nennen, um so mehr, da es in der Musik allerdings gewisse Losungsworte gibt, die einander gegenüber stehen und immer wieder kehren. Vielleicht sind durch Erfahrung und Nachdenken

unsere Blicke so weit geschärft, daß wir in der Allgemeinheit einige feste Punkte zu erfassen, und wiederum im Einzelnen die höhere Bedeutung zu erkennen vermögen.

Und so wünschen wir denn zuletzt, daß diese Streifereien nicht ohne Ausbeute, diese Feldzüge nicht ganz ohne Trophäen sein mögen.

Der Verfasser.

Der Fantast.

Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt.

Am 31. März 18—

Draußen wüthete der Sturm mit tropischer Heftigkeit und blies mir fast mein Morgenlämpchen aus, — denn meine Studien sind früher wach als die Sonne — als mein guter Vater zu mir in mein Dachstübchen trat und mich an sein Herz drückte. Tief gerührt sprach er zu mir: „Mein guter Sohn! Um diese Stunde wurdest Du vor achtzehn Jahren geboren, und trittst nun in das beneidenswerthe Jünglingsalter. Ich vermag Dir nichts zu geben als meinen Segen und diese leeren Blätter; zeichne die wichtigsten Momente Deines Lebens darin auf, und wenn Du einstens als Greis ohne zu erröthen darin zurückblätterst, dann ist es doch kein unbedeutendes Geschenk gewesen. Gott erhalte Dich." Er erwartete keine Antwort und ging. Das war so seine Art, wenn er ergriffen war. Ich aber küßte mein Kleinod und schwur bei dem Andenken meiner Mutter: „Nulla dies sine linea!"

Aber das ist auch Alles, was mir von meinem Latein übrig geblieben ist. Doch ich denke, wenn ich mir's zu Nutze mache

dann habe ich mehr gelernt als mancher Professor mit seinem auswendig gelernten Homer, Cicero und wie die alten Herren alle heißen, die uns jungen so oft die Akademie (um nicht zu sagen die Hölle) heiß machen.

So will ich nun mein Tagebuch auch gleich mit einem guten Vorsatz einweihen. Ich bin nun alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen, und um meinen kleinen Geschwistern ihre schmalen Bissen zu vergrößern, indem ich meinen Theil dazu lege. Du armer guter Vater — mußt oft bei der Nachtlampe Noten abschreiben, nur, damit wir in die Schule gehen und essen können. Ich begreife nicht, wie er, der so viel weiß, so unglücklich sein kann, und daß sich Deutschland keine Ehre daraus macht, ihn zu besitzen. Er versteht doch Generalbaß wie Keiner, und spielt alle Instrumente. Doch das soll bald anders werden. Ich will sein Schicksal versöhnen. Meine heilige Muse soll der Hebel zu unser aller Glück und Reichthum werden.

Wozu habe ich meine ganze Jugend lang so eifrig den Studien obgelegen? Wozu die Mathematik des Fugenbaues studirt und die disciplina complexa des Tons, die Proportion der Diastema, und das chladnische System der Schwingungen? Wozu die Partitur ergründet und die Natur aller Instrumente kennen gelernt, wozu spiele ich selbst die Geige und darf mich mit jedem darin messen? Deine mühevollen Saaten, mein guter Vater, sollen Früchte tragen in mir. Ist mir doch, als wäre ich mit einem Mal mündig geworden!

Ich fühle mich so gewaltig gehoben, daß ich bis zu den Sternen fliegen möchte, denn die Glut der reinsten Künstlerbegeisterung treibt mich hinaus in die Welt. Ich ahne, die Erfüllung meiner goldenen Träume ist nicht mehr so fern.

Schon sehe ich mich als Gründer eines neuen Zeitabschnittes in der Musik, als einen musikalischen Luther auf dem Katheder stehen — von einer Gloria umgeben, und alles Schöne und Klassische von mir ausgehend. Meine Schüler werden meine Apostel sein, die das reine Evangelium der Tonkunst predigen und Licht über die dunkle Welt verbreiten; und meine Brüder wollen wenigstens alle Capellmeister bei Hofopernbühnen werden! Die Welt wird von meinen Werken reden, die Fürsten Europa's sie mit Gold aufwiegen, und am Ende sehe ich noch ein Ordenskreuz im linken Knopfloch blinken; aber mein Ziel bleibt doch immer, daß Du, mein guter alter Vater, nicht mehr darbest, daß Du gemüthlich in einem Sorgen- oder vielmehr Freudestuhl von rothem Saffian sitzest, zum Knasterdampfe der Meerschaumpfeife mit goldenem Beschläge ein Gläschen alten Rheinwein hinunterschlürfst, und nicht weißt, zu welcher Zeitung Du zuerst greifen sollst, die alle den Ruhm Deines Sohnes, des Ritters Erasmus verkünden. Des Ritters Erasmus! Ach, wohin spornt mich meine Fantasie? Es wäre zu unaussprechlich schön!!

Ein Jahr später.

Ich muß doch meinen Reformationsplan etwas hinunterschrauben, denn wenn es so fortgeht, erreiche ich die Höhe nimmer. Vater lächelt auch dazu und meint, das wäre die erste Jugendhitze, und ich würde schon kühler werden. Womit habe ich auch in einem ganzen Jahre diese Blätter angefüllt? Mit hohen Projekten, die alle zu Wasser geworden sind. Ich schrieb nach allen Weltgegenden hin, wo ich nur ein Theater

witterte; aber die Intendanzen sind alle verzweifelt kurz angebunden; die höflichsten riethen mir, noch ein Dutzend Jährchen zu studiren, ehe ich eine Kapellmeisterstelle anzunehmen wage, und die gröbsten, nämlich die Mehrzahl, antworteten gar nicht. Also abgefertigt ohne Prüfung, als ob das Talent in den Jahren stäke? Ist das Recht? Aber ich will Euch Herren schon fangen. Meine Geige soll mein Organ seyn; mit ihren tausend Zungen will ich Eure Philisterherzen so erweichen, daß Ihr mir von selbst kommen müßt. Ihr wollt, daß der Virtuose der Pförtner zu Aemtern und Ehrenstellen werde. Es sei!

N. S. Viele riethen mir, ich möge doch Empfehlungsbriefe mitnehmen, denn ohne solche ginge es nicht. Nun, in Gottes Namen, so will ich meine Abreise noch ein paar Tage aufschieben, so sehr es mir auch unter den Sohlen brennt.

Drei Wochen später.

Mit den Empfehlungen ging es aber nicht so schnell; ich mußte mir fast die Beine ablaufen, um das Versprochene nach und nach zu erbeuten. Endlich hab' ich sie, und Vater hat alle Briefe sauber in ein Kästchen gepackt, das die linke Ecke meines Koffers einnimmt. Ach, wenn ich meinen Koffer ansehe, schießen mir heiße Thränen in die Augen. Ein neuer gewendeter schwarzer Frack und Beinkleider, nebst einem ganzen halben Dutzend feiner Hemden mit Jabots und ein Schock venetianischer Saiten bilden den Inhalt. Aber ich habe gesehen, wie Vater dafür heimlich ein Ringlein meiner seligen Mutter in's Pfandhaus

trug. — Es ist Alles zur Abreise bereit. — Leb' wohl, väterliches Dach. Es muß glücken, denn Vater hat mich ja gesegnet; und das Ringlein meiner Mutter wird Zinsen bringen. Ade, ihr Lieben.

Einige Tage später.

Da stand ich denn noch vor Kurzem auf dem Verdeck des Dampfschiffes und schwamm dem grünen Rhein hinab; und jetzt sitze ich um die Mitternachtsstunde in einem reinlichen Stübchen eines großen Gasthauses, wo ich dieses notire. Blühende Auen, freundliche Dörfer am Fuße rebenbekränzter Berge, alte graue Felsen mit den Gerippen einstens mächtiger Ritterburgen; hier andächtige Wallfahrer und frommes Glockengeläute, dort ein ländlicher Kirmeßtanz zu jubelnden Schalmeien; da reiche Städte hinter ihren Krahnen- und Mastenwäldern; dort wieder niedliche, kokette Villa's; hier die graue Wasserschlucht wie an den Pforten des Orkus, und eine Welle weiter wieder diese neue, heitere, sonnige Welt. Ach, welch' eine Symphonie! So viele Farbentöne durch einander, und doch nur ein symmetrisches Ganzes. Was mich aber am meisten entzückte, waren an beiden Ufern die fröhlichen, menschenfreundlichen Gesichter. Wie sie ihre Tücher und Hüte schwenkten, als einige aus unserer Gesellschaft vom Verdeck herab Pistolen abfeuerten! Hier, dachte ich, kann nur Unschuld und Humanität zu Hause seyn, können nur glückliche Menschen wohnen. Wie mag es erst in den großen Städten selbst aussehen, wo zum freundlichen Naturell sich noch die Bildung und der Geschmack gesellen. Wie mag da der Künstler auf Händen getra-

gen werden; mit welcher Liebe werden sie dir entgegen kommen, die heiteren Menschen. Und ich sollte sie kränken durch Kleinmuth? Als wenn der ächte Genius sich nicht selbst empfehle durch seine Kunst. Ja, ich will durch mich allein gelten, nicht durch Protektion. Mein Gefühl sträubt sich gegen diese Erniedrigung, — und hinab lief ich in die dumpfige Cajüte, riß den Koffer auf, holte mein Kästchen hervor, war eben so schnell wieder auf dem Verdeck und — eine ächte Libation der Künstlerehre dargebracht, flogen sämmtliche Empfehlungsbriefe in die unruhigen Wogen! Ha! wie sie da aufschnappten, die fetten Rheinkarpfen, und hier einen Hofrath, dort einen Banquier, und da einen Kapellmeister mit hinabzogen. Wohl bekomm's euch, ihr Fischlein, rief ich hinab, verderbt euch den Magen nicht; und herzlich lachend schaute ich so lange dem ergötzlichen Spiel zu, bis auch mein letzter Mäcen verschwunden war. Die Leute meinten, ich hätte den Verstand verloren, aber was verstehen die von der Bewegung einer Künstlerseele?

Gleich in der nächsten Stadt — berühmt durch ihre Freisinnigkeit und Jovialität — warf ich Anker und besuchte den Musikdirektor Herrn Bückling, einen alten Freund meines Vaters. „Concert geben?" schrie der mir auf mein Gesuch entgegen. „Hier? Concert geben? Willst Du Wasser in das Meer schütten? Kennst Du — — (hier nannte er mir berühmte Namen) nun, die traten sich einander die Schuhe aus, und haben troz ihrer Empfehlungsbriefe nichts gemacht, als Schulden." — „Empfehlungsbriefe?" rief ich. „Da mag es eben stecken, mein werther Herr Direktor. Deßwegen habe ich auch die meinen

in den Rhein geworfen.“ — Der Mann stierte mich an wie ein Gespenst; dann lief er im Zimmer herum gleich einem Besessenen, und dann setzte er sich in einen Lehnstuhl und wollte sich ausschütten vor Lachen. Ich lachte unschuldig mit, weil ich glaubte, das geschähe Alles aus Beifall. „Unglückskind!“ — fuhr er mich endlich an — „was hast Du gemacht? Weißt Du nicht, daß jeder Concertist in einer Wüste lebt, und daß Empfehlungsbriefe das Manna sind, das ihn wenigstens vor dem Verhungern schützt? Aber, ich erkenne Deinen Vater in Dir, der jetzt seine überirdischen Ideen schwer büßen muß.“ — Als ich ihm endlich meine Ansicht kurz entwickelte, fuhr er mich auf's Neue an: „Was, durch das Aesthetische in der Kunst willst Du Dein Glück machen? Glaubst Du, Du wärst der einzige Virtuose auf der Welt mit Deiner Geige? Felsen und Steine magst Du bewegen, wie Orpheus, aber keinen Stüber aus den Taschen locken, sobald Du keine neue Manier auf's Tapet bringst. Ahme den Donner auf der G Saite nach, spiele Bach'sche Fugen auf dem D, reize auf dem A zu Ohnmachten, zwitschre wie die Vöglein auf dem E, juble Variationen hinterm Steg, steigere die Extravaganzen berühmter Vorgänger wo möglich, und wenn Du das nicht kannst, dann zerbrich ein Instrument, das nur Gefühl erweckt, ohne die Sinne zu reizen. Ein unbekannter Gott erliegt allemal dem renommirten Narren. Wer Empfehlungsbriefe in's Wasser schmeißt, darf nur gleich hintendrein springen.“

Nun war das Erstarren an mir. So was hab' ich noch nie gehört. Mir war, als schüttete Jemand eiskaltes Wasser über mein glühendes Haupt.

Als der erhitzte Direktor sich etwas verschnauft hatte, stimmte er den Ton um eine gute Terz herab, und sprach gemäßigter:

„Um Deines Vaters willen, mein Junge, will ich mich Deiner annehmen, wenn auch nur, daß Du durch eigene Erfahrung klug werdest. Zieh' Deinen Concert-Frack an, — wenn der nicht auch im Wasser liegt. Heute ist Thé musical bei dem Präsidenten Wermuth, da sollst Du spielen. Aber stehe mir nicht etwa bescheiden in einer Ecke; tritt kühn auf, blase mit Jedem in sein Horn, sei absprechend, wenn Du nichts mehr weißt, rede viel von Dir, und wenn Du fühlst, daß Du dumm wirst, so sprich französisch."

„Ach, bester Direktor," seufzte ich, — „ich bin ein Deutscher."

„Desto schlimmer für Dich!" klagte Jener, und öffnete mir die Thür.

Verwirrt irrte ich in meine Herberge, verwirrt kleidete ich mich um, keiner klaren Vorstellung fähig, und trat bald mechanisch mit dem Direktor in die Säle des Präsidenten. Welcher Reichthum und Glanz, welche Verschwendung umgaben mich hier. Durch eine Reihe blendend erleuchteter Zimmer, worin Damen und Herren am Spieltisch saßen, stumm und ernst wie Philosophen, erblickte ich in der Perspective einen Flügel. Mir pochte das Herz, aber ich schöpfte Muth. Die klugen und feinen Mienen der Männer, die reizenden Gesichter der Frauen und Mädchen flößten mir Vertrauen ein, denn von allen diesen kostbar geschmückten Herren und Damen nimmt gewiß sich jeder ein Dutzend Billete für mein Concert. So hoffend, schob ich mich hinter meinem Protektor weiter und grüßte links und rechts, ohne daß jemand davon Notiz genommen hätte, bis ich vor einem gar stattlichen Mann stand, dem ein breiter Stern vor der Brust glänzte. „Ei, mein lieber Direktor," rief er meinem Führer entgegen, „schön, daß Sie da sind; Aller Ohren warten, — denn Sie sind ja unser Apollo. Sie haben doch

Thee genommen? He, Johann!“ Kaum gewann Bückling Zeit, mich dem Hausherrn als einen fremden Virtuosen vorzustellen, denn seine Augen schweiften während seiner Rede geschäftig umher, und seine Füße verriethen Ungeduld. „Charmant von Ihnen, charmant!“ rief er. „Friedrich! hierher. Nehmen Sie nichts? Sie wissen doch? Herr Lapiwitz hat absagen lassen, und da kommt mir Ihr Freund gerade gelegen. Was sind Sie für ein Landsmann? Ach, Julie! Sieh, dieser Herr wird spielen statt Lapiwitz. Meine Frau. Herr — — Wie heißen Sie?“ Ich verbeugte mich tief vor der lieblichen Frau Präsidentin, die am Arm zweier Damen hing, und rückwärts mit zwei duftenden Herren schäkerte. Sie hatte die Gabe, drei Sprachen fast zu gleicher Zeit zu reden, nämlich deutsch mit mir, und englisch und französisch mit ihren Verfolgern, während mich eine ihrer Begleiterinnen mit goldnen Augengläsern musterte; ehe ich aber eine Antwort hervorstottern konnte, war auch dieses Bild verschwunden, und ich so als Mitglied der Gesellschaft installirt.

Endlich rauschten die Saiten des Flügels. Aber hier stockt meine Feder, noch von der Erinnerung gefesselt. Wer beschriebe auch würdig diesen Dämmerzustand von gedankenlosem Aufhorchen und Gleichgültigkeit, wer das lockere Modespiel üppiger Melodien unter Begleitung knarrender Sohlen, flüsternder Lippen, pfeifender Thürangeln und klirrender Tassen; wer den hastigen Applaus bei frostiger Miene. Es wurde auch gesungen — die Frau Präsidentin, hieß es, und aus allen Zimmern strömte man zusammen. Ich konnte nichts hören, denn ich stand nachdenkend in einem der hintern Zimmer. Aber es muß ein vollendeter Gesang gewesen seyn, denn ich vernahm ein anhaltendes Bravissimo, und völlig bezaubert strömte mir die

Fluth der hochentzückten Zuhörer entgegen; des Lobes und Händeküssens war kein Ende.

Nun kam die Reihe an mich. Bückling setzte sich an den Flügel, ich ergriff meine Geige, empfahl meine Seele Gott, und mein Adagio begann. Es war eine gediegene, durchgefühlte Composition, und meine ganze Seele lag darin. Ich fühlte, daß ich warm wurde, denn so war es immer, wenn mich der Genius ergriff. Da vergaß ich alles Irdische. Als ich aber bei einer Fermate zufällig von den Noten blickte, bemerkte ich doch, wie sich das Zimmer lichtete, und ich mich am Ende allein mit Bückling und meiner Muse glaubte. Schon wollte mein Muth sinken, als ich ein Mädchen — still in sich versunken — in einer Ecke sitzen sah. Es blickte mich mit seinen blauen Augen so fromm und aufmerksam an, daß es mir wie Feuer in die Augen schoß. Das ist dein Werk, o heilige Kunst! jubelte mein Herz. — Du zeigst mir den Schein von der Wahrheit, und führst die Seele der Seele zu. Was kümmert mich die ganze Welt, wenn mich nur e i n r e i n e s Herz versteht. Und so schaute ich oft hinüber in meinen neuen Himmel, und die Erde entwich unter meinen Füßen. Ich spielte nicht Noten mehr, sondern geistige Fluida entwickelten sich unter meinem Bogen, und was ich vortrug, las ich nur in des Mädchens klarem Augenspiegel. Aus meinem Adagio aber wurde ein Duett, eine Geisterconversation, nur für reine Seelen verständlich. Wie lange wir uns so ansahen, wie lange ich so aus ihren Blicken las, weiß ich nicht mehr — aber daß ich hart aus meinen sieben Himmeln herabgeworfen wurde, ist mir recht wohl bewußt. „Euphemia, Euphemia! wo bleibst Du denn?“ rief eine weibliche Stimme, und die Präsidentin trat die erste in unser vergessenes Heiligthum. „Ach, liebe Mutter,“

entgegnete das Mädchen erschrocken — „dieser Herr hat mich durch sein Spiel zur Statue gemacht.“ — Die Mutter sah bald das Mädchen mit einem forschenden Blick an, bald mich, und rief dann unter lautem Lachen in französischer Sprache, ohngefähr: „Meine Herren! finden Sie das nicht romanhaft? Aber ich denke, es ist keine Gefahr dabei!“ Der Herr Papa unterbrach aber vollends dieses Melodrama, indem er mich bei der Achsel faßte: „Kommen Sie zu sich, junger Mann, Sie sehen ja, Ihr Publikum hat sich verlaufen. Spielen Sie uns lieber einen Bollero oder dergleichen. Das Leben ist ja ohnehin so traurig. Der Künstler ist da, um es zu erheitern.“ Ich mußte gerade bei einem Septimen-Accord abbrechen. — Auch Bückling war versunken, obgleich er nicht wußte, was in mir vorging. Aber nun klotzte er mich erstaunt an, und sprang auf: „Bist Du toll, so aufhören zu wollen! Willst Du wohl schließen.“ Da er aber die Gesellschaft gewahrte, sprach er: — „er spielt in der That meisterhaft, aber — wie gesagt, noch zu überschwenglich. Ich hatte Noth, ihn im Takt zu halten. Aber verzeihen Sie, der verdammte Septimen-Accord genirt mich, darum erlauben Sie, daß ich ihn schnell auflöse;“ — und mit einem Sprung war er wieder am Flügel, und griff hastig den perfekten Akkord von C moll. Ein allgemeines Gelächter brach nun ungehindert aus: „O, das ist deliciös! — das ist wahrhaft originell, — o! über die Künstler!“ — So viel brachte ich ohngefähr aus dem babylonischen Wirrwarr heraus. Aus Gefälligkeit lachte Bückling mit. Euphemia nur lachte nicht. Sie mochte meine Verlegenheit mit empfinden, trat zu mir hin, und bat mit einer Stimme, die ich ewig hören werde: „Lieber Herr Erasmus, spielen Sie uns den Sehnsuchtswalzer.“ „Ja, ja, — den Sehnsuchtswalzer, eine köstliche Idee!“ repetirte sehr mate-

riell der ganze Chorus — und ich begann, durch einen Blick von ihr beflügelt, und mein ganzes Sein war mit meiner Geige verschmolzen, denn mein Herz pulsirte ja mit vor Sehnsucht. Bald war mein Walzer seelenvoller Schwung, bald wonnevoller Jubel, der sich nur in himmelanstrebenden Passagen Luft machen konnte — und zuletzt verlor er sich in eine tragische Lyrik, der ohngefähr das Thema zu Grunde lag: „Ein armer Jüngling und eines Präsidenten Tochter," und immer leiser und leiser ließ ich meine Seufzer verduften, und mein Sehnsuchtswalzer wurde zur Hymne der Wehmuth. Bückling hatte längst aufgehört, und wischte an der Brille. Euphemia stand wie eine Mairose glühend, kaum athmend, die Händchen in den Schoß gefaltet am Spiegelpfeiler, so daß ich durch den Spiegelreflex ihr gegenüber dies holde Rosenbild verhundertfacht vor mir sah. Ich war ganz Liebe und Kunst. Da begann es um mich her zu flüstern und zu wogen, man rannte hin und her, und bald bemerkte ich, daß man sich in die Ohren zischelte, und neugierig um mich her versammelte. Selbst Euphemia wurde unruhig, und Bückling brummte in sich hinein: Was hat denn der Henker schon wieder? — Ich, ich war also der Gegenstand dieser neugierigen Bewegung? War das die Wirkung meines Spiels? O, dann gebührte Euphemia der Lorbeer.

Da drang plötzlich der Präsident durch das bunte Gemisch und hielt wie im Triumph einen Pack Papiere in die Höhe, der Rest seiner Gäste hinter ihm her. „Meine Herren und Damen!" sprudelte er, Gravität erkünstelnd, heraus. „Wir können uns gratuliren, daß wir noch am Leben sind — denn uns drohte Allen der schrecklichste Tod. Mein Koch hat so eben — ei, so schweigen Sie doch mit Ihrem ewigen Lamento! —

hat so eben eine Conspiration entdeckt, die" — hier warf er sich herausplatzend in einen Fauteuil — „nein, ich kann nicht mehr," und dabei ließ er die Papiere in ein Theebrett gleiten. — Ich blickte hin und stand wie vernichtet: es waren meine Empfehlungsbriefe, naß, verwischt, angefressen. „Da nehmen Sie, mein Herr," fuhr der Präsident nach einer Pause fort, „was Ihnen Neptun sendet und was die Fische übrig gelassen haben. Suchen Sie sich Ihre Adressen heraus, hier ist die meinige. Herr Erasmus da hat allerdings die wohlfeilste Post gewählt, sie uns zu überschicken, denn mein Fischer hat sie in seinem Netz aufgefangen!" Er wischte sich lachend die Augen aus. „Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?" — und nun ging erst das Begaffen recht an. „O," flüsterte ein junger Herr mit einer Glatze seiner Nachbarin zu, „das ist arrogant und einem Virtuosen ganz ähnlich!" Ich kam mir vor wie ein Meßzwerg. Die anderen fielen über die nassen Briefe her und der Concertsaal wurde zum Lesecabinet. Bückling stampfte mit dem Fuße, Euphemia aber stand am Fenster und ich sah, wie heimlich ihr Schnupftuch zum Auge fuhr. Das erhob mich. Ich trat vor und wollte mich rechtfertigen. „Aber — lassen Sie's gut sein, Herr Tonkünstler," sprach der Präsident, und klopfte mir auf die Achsel. Sie sind hier unter guten Freunden, und dieser coup de main verschafft Ihnen mehr Subscribenten als Ihr bestes Adagio. Ich nehme zehn Billets; voyons meine Herren, machen wir unseren Empfehlungsbriefen Ehre; ich hoffe, wir unterstützen unsern jungen Polykrates. „Sans doute," hieß es in der Runde; „ich subscribire ebenfalls auf zehn, ich auf sechs," und ein Lauffeuer von Zahlen verkündete mir bald ein volles Haus. — „Und nun genug der Folie. Zu Tische! Sie, Herr Erasmus, sind nun einmal der Held des

Tages und führen meine Frau. Oder besser, — hier Euphemia, nimm Dich Deines sentimentalen Ritters an. Zur Tafel, wenn's beliebt." — Somit bot er einer alten dicken Dame den Arm und jeder Herr folgte seinem Beispiel, wie es ihm Neigung, Convenienz oder Zufall gebot. Ich blieb mit Euphemien zurück, schamerröthet vor meiner Purpurrose. „Nehmen Sie es nicht so ,Herr Erasmus," lispelte sie mir tröstend zu, — „Vater hat es nicht so böse gemeint," und traulich drückte sie ihre kleine Hand in meinen Arm. — „Und Sie?" fragte ich zitternd. — „Ich ... ich habe Sie verstanden," lispelte sie holdselig. — Ich ging nicht, ich schwebte an ihrer Seite, und obgleich ich bei Tische das Ziel von tausend Witzeleien und Bonmots war, ich achtete es nicht, denn jeder Blick Euphemia's war Balsam auf die frische Wunde, und die Stimme beleidigten Künstlerstolzes schwieg, so lange sie mir, ein Schutzengel, zur Seite war. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, die Wagen rollten vor. Als auch ich mich entfernen wollte, erhielt ich einen leisen Fächerschlag auf die Achsel. Es war die Präsidentin. „Herr Erasmus," sprach sie leutselig, „wir sind Ihnen Revanche schuldig für Ihr Spiel, und für einen Auftritt, der Sie verletzt haben mag, den Sie aber doch herbeigeführt haben. Die Art, wie Sie sich dabei benommen, hat unsern Beifall. Sie scheinen ein bescheidner Künstler zu seyn, eine Eigenschaft, die nicht viele mit Ihnen gemein haben. Wollen Sie Euphemien Unterricht geben? Ich setze voraus, daß Sie Piano verstehen." — Ich verbeugte mich tief. — „Also morgen," sprach sie mit einer leichten Handneigung; und ich wußte nicht, wie ich hinab auf die Straße und in mein Stübchen kam. O, du wunderbares, seltsam verschlungenes Schicksal, was hast du heute Alles mit mir gemacht; wie bin ich so selig. O, mein Vater und meine Geschwister! Ach, Euphemia!

Eine Woche später.

Es sind doch herrliche Menschen diese Wermuth's und haben gar nichts von ihrem Namen. Ich war nun schon zweimal dort, habe neben ihr gesessen, der Einzigen; bin von ihrem Arm berührt worden, und preise mein Glück. Wie geht ein neues Leben in mir auf, und wie sprudeln die Erzeugnisse meiner Kunst aus den heißen Quellen meiner Phantasie hervor; das hab' ich nur ihr zu verdanken — und ihr soll auch mein erstes Werk gelten. Ich will sie preisen und verewigen wie Petrarka seine Laura. Gab sie mir nicht den Sehnsuchtswalzer auf — schlingt er sich nicht wie ein Silberfaden durch unsere junge Liebe? Nun, er soll auch der Impuls höherer Begeisterung werden. Es sei.

Wieder eine Woche später.

Meine Subscription macht gesegnete Fortschritte. Herr Wermuth selbst führte den Reigen an mit zehn Billets und sämmtliche Gäste jenes unvergeßlichen Abends folgten großmüthig. Die Präsidentin versprach mir für mein Fortkommen zu sorgen, und sich bei einem Hoftheater für mich zu verwenden, eine Kapellmeisterstelle, versichert sie, könne mir nicht fehlen. Erasmus, königlicher Kapellmeister mit 19 Jahren? und Euphemia — meine Hoffnung rückt mir immer näher. Sie gestand mir ferner, daß meine Empfehlungsbriefgeschichte in der Stadt Aufsehen gemacht habe, und günstig auf mich zurückwirke. Aber was mich mehr als Alles erhebt, Euphemia wird täglich freundlicher, und macht mir als Schülerin ordentlich Ehre. Oft studirt sie bis in die Nacht hinein, und unsere Stunden dehnen sich ganze Nachmittage aus. O heilige Kunst!

Den Tag darauf.

Uebermorgen ist also mein Concert. Wie stolz prangt auf dem Zettel: große musikalische Akademie &c. und Erasmus darunter. Durch Bückling's Bemühung unterstützten mich die ersten Sänger der hiesigen Bühne, und man sagt allgemein, es sei lange keine so glänzende Soirée annoncirt gewesen. Wie werde ich spielen — sie mir gegenüber; — ich fühle die Kräfte aller neun Musen in mir. Ich muß nur recht an das Kleid der Tonkunst denken, an die Noten, damit mich die Begeisterung der Ideen nicht zu weit führt.

Einige Stunden später.

So. Nun ist auch die Dedication fertig. Ich habe Nächte daran geschrieben, und sie sieht in der That aus wie die sauberste Lithographie. Roth mit Silberstreifen ist der Einband, und auf dem Titel stehen wir Beide dicht bei einander: Große Fantasie für Pianoforte über den Sehnsuchtswalzer, componirt und seiner lieben Schülerin Euphemia von Wermuth im Gefühl der tiefsten Verehrung (warum darf ich das rechte Wort nicht schreiben?) gewidmet von Erasmus. Und dem folgt ein Akrostichon auf ihren Namen, in Form eines Widmungssonnets. — O, es sieht sich köstlich an. Wie wird sie sich freuen, und der Präsident sich geschmeichelt fühlen. So, nun hin zu ihr; ich Glücklicher!

Am andern Morgen.

Unbeschreibliche Wonne! Ach, es gibt doch Stunden, die unser ganzes Leben tragen. Eine solche brachte ich bei Euphemia zu. Noch tönt mir ihre Stimme nach, wie der Silber-

schall des frommen Mettenglöckleins zur Weihnachtszeit. „Guter Erasmus," sprach sie, „wie viele Mühe geben Sie sich doch;" und dabei legte sie ihre Hand auf meinen Arm. Ich mußte ihr die Fantasie vorspielen, zwei, dreimal, und sie stand so dicht neben mir, daß, indem sie die Blätter umwandte, ihre seidnen schweren Locken meine Schläfe berührten. Nach der Stunde reichte sie mir sogar die Hand, die ich unwillkührlich an meine Lippen drückte. Ich weiß nicht, wie ich die Thüre fand, und hätte auf dem Vorplatz fast die alte Haushälterin umarmt. Besäße ich doch Reichthümer, daß ich Glückliche machen könnte! — Doch wer klopft da? ... Es ist der Bediente des Präsidenten. Ich möge sogleich hinkommen. Aha, er selbst will sich mir dankbar beweisen. Ach, er weiß ja nicht, wie fürstlich ich schon belohnt bin. Ich fliege hin.

— —

Am Abend.

Verloren mein Spiel und meine Seligkeit. Der Bediente beschied mich zum Herrn Präsidenten auf das Büreau. Als ich freudeglühend eintrat, stand er mir gegenüber, streng und frostig, mit starren Zügen wie eine Statue von Marmor. Neben ihm auf dem Schreibtisch lag meine Dedication. Ohne sich zu bewegen, redete er mich an: „Sie haben da meiner Tochter ein Geschenk gemacht, das wir unmöglich annehmen können. Was die ferneren Lectionen betrifft, so wird Euphemia wohl eine Zeitlang aussetzen müssen, da sie den Sommer über auf dem Land zubringt. Nehmen Sie Ihr Geschenk zurück, und das Honorar für die Stunden in Empfang. Die Cachets, die Sie in Händen haben, können Sie ins Wasser werfen," setzte

er mit jenem sardonischen Lächeln hinzu, das ihn charakterisirt. Ich mußte mich an einer Stuhllehne halten, um nicht umzusinken, denn Alles drehte sich im Kreise um mich her. Er schien es zu bemerken, und setzte etwas gelinder hinzu: „Das ist kein Unglück, junger Mann, sobald Sie meinen Rath für die Zukunft nützen: Thun Sie immer nur Ihre Pflicht, aber nie darüber, denn es ist nicht wohl zu berechnen, wohin Präferenzen führen können; Fantasien taugen nicht für das materielle Leben. Seien Sie praktisch, d. h. verdienen Sie Geld, und schreiben Sie nichts, das Ihnen nicht bezahlt wird; geben Sie Ihre Stunden, aber hüten Sie sich vor Dedicationen, die in doppelte Verlegenheit setzen! Sie verstehen mich doch?" — Ich lallte ja. — „Nun so seien Sie glücklich, wohin Sie sich auch für die Folge wenden mögen!" Mit diesen Worten that er einen Schritt zur Thüre, die mir bald für immer verschlossen bleiben sollte. Was nun geschah, weiß ich nicht mehr. Von den Füßen mechanisch getragen, irrte ich umher, keines Bewußtseins fähig, und fand mich weit vor der Stadt wieder, hart am Rhein, die glühende Wange an eine Felswand gedrückt. Dieser Stein war eben so kalt wie des Präsidenten Herz, und doch kühlte er mich nicht. Mir zur Seite lag die Dedication unter freundlichen Blumen, eine recht hämische Ironie für meinen Zustand. Wie in Raserei sprang ich auf, befestigte mit meinem thränennassen Schnupftuch einen Stein an das Heft, und hinab schleuderte ich es in die Brandung. Es war mir, als höbe sich Euphemia's weißer Arm aus dem Schaum der Wellen, und als sei ich ihr Mörder gewesen. — „Euphemia!" rief ich — und alle meine Kräfte zogen mich hinab, — ich stand an einem Abgrund, beide Arme über den verhängnißvollen Strom ausgebreitet. Da faßte es mich plötzlich bei der

Schulter und zog mich zurück. — „Was zum Henker ist denn das?" rief es mir zu. „Ich glaube, Du studirst die Rolle des Ritters Albrecht von Waldsee ein, und suchst Deine Hulda in den Wellen. Oder bist Du einer von den thörichten Sängern, welche die Loreley hinab in ihr Wasserschloß lockt?" — „Ja wohl, Loreley-Euphemia," lallte ich. „Possen," rief es hinter mir. Die Stimme kam von Bückling, der mich nun zu sich herab in's Gras zog. „Was treibst Du denn?" fuhr er fort, „die Probe ist längst angegangen von dem Concert, und der Herr Concertgeber steht da und conversirt mit der Nixe des Rheins." Probe — Concert — diese Namen zeigten mir die Nothwendigkeit, mich zu fassen, und meinem väterlichen Freund Alles zu erzählen. „Dacht' ich mir doch so ein Ende," rief er aus. „Da hast Du Dich und mich in eine saubere Patsche gebracht; denn mir wird man diese Protektion eben so wenig verzeihen ... Aber sammle Dich jetzt, der Moment gebeut, und die Ehre ruft." Ich ließ mich willenlos von ihm führen, wohin er wollte. Unterwegs lag ein armes blaßes Weib am Boden, mit einem Säugling an der Brust. „Haben Sie Erbarmen mit einer hülflosen Mutter," rief sie uns entgegen. „Wer bist Du, arme Frau?" fragte sie Bückling. „Ich bin von guter Familie," schluchzte das Weib, — „wurde von einem Schauspieler entführt, und ging als Sängerin mit ihm zum Theater. Als ich durch Anstrengung meine Stimme verlor, verließ mich mein Gatte; mir wurde aufgekündigt, und als Fremde kein Aufenthalt gestattet. Die Briefe an meine Eltern blieben unbeantwortet, mein weniges Geld ging im Wochenbette drauf, und nun schleppte ich mich von Ort zu Ort, um mich meiner Mutter zu Füßen zu werfen. Ach, es sind noch hundert Meilen bis dahin." „Habe ich denn gar nichts," murmelte Bückling, und

während er in den Taschen suchte, ließ ich mein unglückseliges Honorar in ihren Schooß gleiten. Es brannte mir ohnehin wie Feuer in der Tasche, und ich hätte nie Gebrauch davon gemacht. „Ach! ach!“ rief die Ueberraschte aus, „mein Herr — Gott segne Sie und Ihre Eltern!“ — Das that mir wohl, mir ward's wieder leichter um das Herz, und ich erhielt eine Art von Spannkraft wieder. Wunderbare Fügung! Dasselbe Geld, das mich so elend gemacht, schützt hier vor Mangel und trocknet Thränen des Elends.

Am andern Abend.

Mein Concert ist vorüber. Man sagt mir, ich hätte gut gespielt, man lobt Fertigkeit, Seele, man spricht von Genialität u. s. w.; ich weiß es nicht, denn ein Automat stand ich willenlos da, und das Forum des Ruhms wurde mir zur Folterkammer. Ich fühlte, daß ich zum Lügner an der Kunst wurde. Finger und Bogen thaten mechanisch ihre Dienste, und das, wovon sich die Leute gerührt wähnten, entsprang nur aus der gewohnten Uebung einer gewissen Combination. Ein Concertgeber gleicht nur zu oft einem Nachtwandler, der seelenlos die gefährlichsten Stellen glücklich passirt; das ist alles; und ich selbst war in diesem Zustand. Das Haus war voll, aber mein Herz war leer. An der Stelle, wo Euphemia sitzen und mich begeistern sollte, sahen mich fremde Gestalten, kalt und lieblos wie Wachsbilder, an. Ich bewundere jetzt mein Abstractionsvermögen, daß ich wenigstens nicht in dem Formenwesen des Spiels bankerott wurde.

Etwas später.

Nun ist auch meine letzte Hoffnung dahin. Ich schrieb gestern Abend noch spät an die Frau Präsidentin, nicht Worte, sondern Flammen. So eben brachte mir ihr Bedienter ein Packet; meinen Brief uneröffnet darin, eine Anzahl Empfehlungsbriefe in's Ausland, nebst — einem Reisepaß. Sic transit....

So nahm ich denn Abschied von Bückling, der in der bizarren Schale doch einen weichen Kern birgt. Sein Benehmen war eine Mischung von Verdruß, Theilnahme und komischer Tragik. Er polterte und weinte dabei wie ein Kind. Er war hier mein einziger Freund. Ich bin reisefertig, und — wer rauscht da an meiner Thüre? — —

Später.

O Himmel! so bin ich doch nicht ganz elend. Das Kammermädchen Euphemia's war es. Es überreichte mir mit heimlicher Traulichkeit ein kleines Papier, und entfernte sich schnell und scheu. Mit Zittern erbrach ich das kleine Siegel, und ich las: „Muth, Hoffnung und —" dabei aber fiel mir ein roth seidnes Bändchen in die Hand. Ich staunte freudetrunken beides an, und errieth sogleich die tiefe Bedeutung. Muth, Hoffnung und Liebe. Ja, edles Mädchen, diese inhaltschweren Worte seien die drei Genien, die mich durch's Leben geleiten sollen. Muth, durch die Hoffnung gestärkt, dich einst zu besitzen, und Liebe für meine Feder, wenn ich dich hochbegeistert preise in meinen Liedern, Liebe sitze auf dem Steg

meiner Violine und wahre die Reinheit meiner Muse. Mit meinen Werken baue ich die Brücke, auf der sich unsere Seelen entgegen fliegen, und je weiter uns Vorurtheile trennen, desto näher bringe uns Sympathie. Du Band sollst mein Orden sein, den ich auf meinem Herzen trage — er schütze mich wie ein heilig Amulet vor allem Uebel. Amen. Nur Muth, Muth, Erasmus — und Hoffnung!

Ein Jahr später.

Was sollte ich schreiben? Wie sich der Lauf eines durch die Peitsche getriebenen Kreisels bewegt? Der Kreisel ist ein reisender Virtuose, die Peitsche das Schicksal. Das hohe Kunstideal sinkt mit jeder neuen Reise tiefer in den Staub der Spekulation herab. Der sogenannte Succeß eines Concerts ist und bleibt nun einmal der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und nur nach der Einnahme wird bestimmt, ob das Concert gut oder schlecht war.

Wenn es vorüber ist, fällt der Vorhang, und wenn er wieder aufgeht, beginnen dieselben Sorgen und Anstalten, dieselben Kämpfe mit Schwierigkeiten und Intriguen, und dieselbe Selbstverläugnung; beginnen wieder aufs Neue die Fieber der Angst, nur schlecht unter genialem Lächeln verborgen; Hoffarth kämpft mit Kleinmuth um den Stolz, der in diesem Kampfe zerrissen wird. Sinkt man am Ende ermattet auf's Sopha, so hängt es dann von eines jeden Willkür und Begriffen ab, uns Ehre oder Schande zu bereiten; ein jedes Zeitungsblatt kann uns Seligkeit oder Verdammniß bringen. Man arbeitet und spart nur für Wirthshaus und Postwagen, man hofft

Monate lang auf einen freien Abend, und hat selbst weder Genuß noch Freude an seinem eigenen Spiel. Wir brüsten uns und sagen: die Welt ist unser Vaterland! O ja! wir sind überall zu Hause, nur nicht in der stillen gemüthlichen Heimath, und im Kosmopolitismus wird jedes Gefühl für häusliches Stillleben erstickt. Ein Virtuose ist ein genialer Landstreicher, ein Leiermann für die beau monde, sein Bogen sinkt zur Wünschelruthe herab, die sich nur da bewegt, wo sie Gold wittert, und sein Haupt ist bekränzt mit Lorbeeren und Bitterkraut. Ich trieb mich noch einige Zeit am gesegneten Rheinstrom herum, denn ihr Athem wehet ja dort. Aber mir ist es besonders hinderlich gegangen, da ich weder großsprechen noch den Herren von der Feder huldigen kann. Meine stille Anspruchlosigkeit wurde überall zurückgedrängt. In *** ging es mir besonders übel. Mein schon oft vertagtes Concert sollte morgen seyn, da flog ein vierspänniger Wagen in das Hauptthor. Das mußte der Landesfürst seyn oder doch eine andre durchlauchtigste Person, weil die ganze Stadt in Bewegung gerrieth. Der hohe Unbekannte stieg, in Pelz gewickelt, im Hôtel du monde ab, — und ließ sich in seine Appartements führen. Wirth und Kellner ließen die Gäste verdursten, um alle zu Diensten der neuen Herrschaft zu stehen. „Für heute wird alles abgewiesen," befahl der Kammerdiener dem Hausherrn, und vergebens rollten also Equipagen vor, umsonst trabten Herren und Damen im tiefen Schnee, um ihre Aufwartung zu machen. Das muß wenigstens ein Kronprinz sein, dachte ich; aber der kömmt wie gerufen zu Deinem Concert, mußt ihn doch dazu einladen. Ich ging gleich den andern Morgen hin, um im Hôtel du monde das Fremdenblatt zu Rathe zu ziehen, — und da steht es gedruckt: Herr van der Wiß, Ritter

verschiedener hohen Orden, Ehrenmitglied der Akademien zu X und U, mehrerer Großmächte erster — Clavierspieler u. s. w. u. s. w. Ich rief dem Oberkellner: „Wie, jene Herrschaft, die gestern Abend ankam, wäre —?" Herr van der Witz, der morgen hier Concert gibt; da lesen Sie selbst, und damit breitete er einen Concertzettel vor mir aus, der ihn ganz bedeckte. „Morgen Concert gibt?" fragte ich erstarrt. Aber es war so. Mit großen gothischen Lettern war der Verrath an meiner Ehre zu lesen. Das Blut stieg mir zu Kopf, und ich stürzte hinauf, mein gutes Recht zu bewahren. Schon vor der Thüre hörte ich die Sturmglocken der Saiten, und öffnete nach vergeblichem Klopfen leise. Da saß denn dieser Herr van der Witz am Flügel, und um ihn her die schon ganz aufgelösten Mäcene der Tonkunst. Mich bemerkte man gar nicht, und ich drückte mich bescheiden in eine Ecke, meinen Grimm verbeißend. Ein Chor von Bravo's begleitete die letzten Takte, die der Künstler auch gnädig hinnahm. Nun trat ich vor. Da kam verlegen freundlich der Kapellmeister mir entgegen: „Ja, mein lieber Herr Erasmus, Sie müssen morgen schon zurücktreten, denn solche Umstände verändern die Sache. Herr van der Witz bleibt nur diesen einen Tag, und wir sind dem Publikum diese Rücksicht schuldig." „Aber bin ich weniger Künstler?" stotterte ich. „Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen der Uebermacht weichen, und das Publikum selbst wird es Ihnen danken." „Schönes Kompliment," rief ich. „Freund, so seien Sie doch vernünftig," sprach ein Herr mit einer Brille und nahm mich beim Arm. „Wir müssen der Kunst doch ein Opfer bringen." „Immer besser!" schrie ich fast. „Wer ist der Herr?" — frug endlich Herr van der Witz, indem er sich noch immer die Schläfe mit Eau de Cologne rieb. Der Kapell-

meister gab ihm einen Wink. Da müssen Sie sich an diese Herren halten, sprach er vornehm zu mir. Ich faßte mich, und antwortete: Gut. Ich sehe, daß gegen Gewalt kein Widerstand ist. Aber, mein Herr van der Witz, Sie werden sich doch erinnern, daß ich in H. in Ihrem Concert spielte, und ich nun ein gleiches von Ihnen erwarten darf. Ich heiße Erasmus. — Er blinzelte mich an, und zog sich zurück. In der That, ich erinnere mich nicht mehr, und wenn auch, so ist es durchaus gegen meinen Grundsatz, in einem fremden Concert zu spielen. Aber — — ich werde Ihr Concert besuchen. Ich subscribire 20 Billets. Nun das ist doch aller Ehren werth, beruhigte der Kapellmeister. Das verdient eine öffentliche Anerkennung. Ich subscribire dreißig, rief hier van der Witz sehr hastig. Aber incommodiren Sie sich nicht, meine Herren, sprach ich. Ich gebe meine Subscriptionsgelder zurück, und der arme Künstler räumt der Uebermacht das Feld. Sie haben nun das Recht, Ihre Todten zu begraben! Ohne Abschied floh ich einen Ort, der mir einen neuen Beweis gab von der Verkehrtheit unserer Zeit. Ich war verletzt bis in's Innerste, und verwirrt. Was war das? Ist denn eine so große Kluft zwischen Künstler und Künstler? Sind wir nicht alle von einer Milch genährt, gibt es auch in der heiligen Kunst Kronen und Ketten?

Später.

Ein Theil der eingegangenen Subscriptionsgelder lag schon parat, versandt zu werden. Ich hätte Vater und Geschwister damit erquickt, und vielleicht auch der guten Mutter Ring auslösen können. Das ist nun anders. Bitterer Empörung voll,

riß ich das hoffnungsvolle Packet auf, machte hoffnungslose Päckchen daraus, und die kleine Silberfluth strömte ihren goldnen Quellen wieder zu. Ein grimmiger Seufzer machte mir Luft, und wohl nie mochte eine Prima-Donna vor einer Bravour-Passage tiefer Athem geschöpft haben. Ach, wäre ich doch ein Maler, ich wollte tief in den Farbentopf tauchen, um so ein modernes Virtuosen-Exemplar würdig abzukonterfeien. Aber schuf nicht Gott neben den Pinsel auch die Gans? Weise Einrichtung der Natur! Heraus denn, mein spitzes geflügeltes Schwerdt, und erschreibe dem Typus der ganzen Raçe ein Monument.

Naturgeschichte eines Luxus-Virtuosen.

Ein solcher gehört ursprünglich in das Geschlecht der Vampyre (Vespertilio spectrum), von denen es bekanntlich mehrere Ab- und Spielarten gibt. Durch Vermischung mit dem Chamäleon hat er zuletzt beider Natur angenommen, und man könnte ihn nun den farbenwechselnden Blutsauger nennen. Mit dem erstern hat er gemein, daß er von einem Ort zum andern fliegt, und mangelt es ihm an Nahrung, die Menschen anfällt, wenn sie schlafen; d. h. geistig. Am liebsten aber macht er sich an große Herren, fliegt dann ins Innerste ihrer Gemächer, leckt ihnen die Füße, und saugt dann so lange, d. h. an ihrer Börse, bis jene leer und er selbst dick ist. Bei dem ursprünglichen Vampyr kommt man nur mit dem Schrecken davon. Dieser aber ist bösartiger Natur, denn er richtet wirklichen Schaden an, indem er vorzüglich den Geschmacksorganen die besten Säfte nimmt, die Nerven zerrüttet, und dann im Kopfe einen bleibenden Schwindel verursacht. Trotz der fremden Säfte, von denen er lebt, bleibt er doch meistens

bleich und mager, was auch bei den Neugriechen und andern alten Völkern den Glauben an blutsaugende Gespenster erzeugen mochte, und wenn die Mythe von Harpyenkrallen spricht, so ist das kein Wunder, wenn man seine langen Finger betrachtet.

Vom Chamäleon besitzt er die Eigenschaft einer glatten bunten Haut, vermöge welcher er Anfangs blendet, und überall bequem durchschlüpft, denn kein Ort ist vor ihm sicher. Auch die Zunge hat eine Spitze, womit er die Insecten der Scribler fängt, und diesen sogar manchmal von seiner Beute mittheilt, um sie sicherer zu fangen. Die Lunge ist aufgeblasen wie beim Chamäleon, weßhalb er auch durchsichtig ist, und von jedermann bald durchschaut wird.

Wie jenes Reptil, gleich der Eidechse keck mit dem Ringelschweife um sich schlägt, so besitzt auch unser Luxus-Virtuose jene alle Schranken und Formen überspringende kecke Bizarrerie, die er Originalität nennt. Er legt sich wie eine Pariser Putzmacherin seine Effectlappen zusammen, so was recht schreit und schrillt. Auch das hektische Roth auf Mondscheinsfarbe wählt er oft, legt sich dann das eine oder andere wie ein Vesicator auf das Herz, und wenn es dann recht zieht, so bildet er sich ein, er habe eine Seele, und eine göttliche Empfindung spreche aus ihm. Deßhalb läßt er sich auch gerne den Göttlichen nennen. Obgleich er im Ganzen feig ist, so besitzt er doch vielerlei Arten von Muth. Nämlich Hochmuth gegen Collegen, Uebermuth im Glücke, Kleinmuth bei dem geringsten Fatale, und Großmuth nur dann, sobald eine Trompete oder Posaune bei der Hand ist. Vorzüglich gefällt er sich, mit prunkender Empfindsamkeit Handlungen der Wohlthätigkeit in theatralischen Scenen aufzuführen, um den Beifall des Publikums zu ärndten, für den sie allein berechnet sind. Er hat

eine wahrhafte Fledermausnatur, da er nur bei Nacht auf Nahrung ausgeht. Deßhalb ist er auch flatterhaft, und das Kind Publikum erfreut sich daran, und hascht nach ihm; und je weiter er fliegt, desto eifriger ist es auf seinen Fang. Das macht ihn nun unaussprechlich eitel, und trotz allen mit ihm angestellten Versuchen blieb es unmöglich, ihm beizubringen, was Bescheidenheit ist. Er glaubt nun einmal steif und fest, er sey die Achse, um die sich Alles dreht, und die Sonne scheine nur ihm. Nicht bloß mit der großen Welt, auch mit der freien Natur kokettirt er, und glaubt in der That, der liebe Gott sey stolz auf ihn. Das Neigen blühender Kornfelder hält er für Bücklinge, die ihm gelten, und erwiedert gnädig diesen Gruß. Selbst auf ein Eiland versetzt, würde er die Glacéhandschuhe nicht ablegen, um weiche Hände zu behalten. Von natürlichem Gefühl weiß er längst nichts mehr, da er gewohnt ist, nur nach Noten gerührt zu werden, und ist ja einmal sein Blick von Thränen umflort, so ärgert er sich, daß dieser Flor nicht mit Spitzen garnirt ist, oder er rennt zum Spiegel, um zu sehen, ob ihm dieser Schmerz auch schön stehe. Er ist sehr gern gemalt, und je fratzenhafter dies geschieht, desto ähnlicher glaubt er sein Bild. Lange oder verwirrte Haare, die Halsbinde in studirter Nachläßigkeit um den Hals geschlungen, ein römischer Mantel genial um die Schulter geschlagen, sind seine liebste Toilette. Gerne wählt er einen verdrehten Blick gen Himmel, die Feder tiefbrütend zwischen den Fingern, oder den Mund äußerst gelehrt verzogen. Auch verschmäht er nicht, unter einem Lorbeerbaum, eine Notenrolle in der Hand oder von Weihrauchwolken umgeben, dargestellt zu werden.

Auf Orden und Titel hält er besonders viel, und auf goldene Tabatieren versteht er sich vortrefflich.

Seine liebste Nahrung besteht in Ameiseneiern, verzuckerten Veilchen und Perigord-Trüffeln. Ragouts und Pasticcio's ist, was er täglich speist, Noten aber frißt er. Champagner-Bäder thun seinem schwächlichen Körper sehr wohl. Tadel ist ihm Gift und seine von Natur sehr feine Spürnase wittert ihn schon meilenweit. Deßhalb hält er auch stets einen Hofstaat von solchen Schriftstellern, die ein weites Gewissen haben, und die ihn dafür nicht sinken lassen. Sollte es ihm einmal an dergleichen Leuten fehlen, so besitzt er Talent genug, diese Mängel selbst zu ersetzen!

Was ihn jedoch am meisten charakterisirt, ist, daß er Niemanden neben sich duldet, der Sensation macht, denn er ist erstaunlich ehrgeizig, d. h. er geizt mit der Ehre, deren Stelle Ruhmsucht vertritt. Seinen Nebenbuhler haßt er gleich dem Tadel, und verschmäht dann kein Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen.

Besondere Kennzeichen sind, daß er gewöhnlich mit den Augen blinzelt, sich häufig der Lorgnette bedient, obgleich er sehr gut sieht, und stets Zeitungsblätter mit sich führt. Oft hat er auch eine Fistel. Sogar im Tode bleibt er originell, denn er stirbt nicht wie gewöhnliche Menschen einzeln. Unser Luxus-Virtuose stirbt vielfach, denn alle seine Werke sterben mit ihm, und so groß auch die Herrlichkeit bei Lebzeiten war — sobald er die Augen geschlossen, kräht kein Hahn mehr nach ihm.

Gott verzeihe mir, wenn ich zu bitter war, aber ich konnte nicht anders. Jetzt, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe, bin ich ordentlich ruhiger, und es ist mir, als hätte ich mich mit meinem Gegner geschlagen und ihn verwundet.

Ein Jahr später (im Mai).

So sitze ich wieder in meinem Dachstübchen, und mir ist, trotz allen Schicksalen, die mich umwogten, als ob ich es niemals verlassen hätte. Ich glaube nur von einem lebhaften Traume erwacht zu seyn. Welcher Unterschied ist doch zwischen dem hohen Ideal in der verzückten Seele, und der schalen Wirklichkeit — zwischen Fantasie und Erde. Da flog ich nun hinaus mit einem muthigen, für alles Edle und Schöne glühenden Herzen, voll goldner Hoffnungen, und kehre zurück, frostig, beschämt, verwirrt gemacht, und irre an den Menschen und an meiner Kunst. Ich werde lange brauchen, mich mit mir selbst wieder zurecht zu finden. Ich sehe wohl, ich bin der Zeit vorausgeeilt, ich habe Jahre in Augenblicken geschwelgt, aber dann in Jahren kaum einen nützlichen Augenblick erlebt.

Die Geschichte meiner Reise ist kurz; überall diese Parforcejagd, um ein Paar Gulden über die Unkosten zu erspielen; überall derselbe triviale Geschmack; dieselbe Selbstverläugnung, dieselbe Beschämung. Hier eine Sängerin, die eine Stunde vor dem Concert heiser wird, dort ein unfreundliches Orchester, wenn exact probirt werden soll; da ein Director, der kein Tempo versteht, dort die Furcht vor dem Meuchelmord der Kritik; da zur Abwechslung einmal Cassebeschlagnehmung eines ängstlichen Gastwirths; und da — aber wer beschriebe das ewig sich wiederholende, nur in andern Gestalten wiederkehrende klägliche Einerlei? Kurz, ich fand unter allen Verhältnissen und Formen, bei affectirtem Kunstenthusiasmus, Impassibilität, bei aller Vornehmheit Philisterei und Handwerkssinn. Nur eines Zugs erwähne ich noch, weil er mich vollends bestimmte von einem Schauplatz abzutreten, welcher des Ver-

druffes so viel, der wahren Ehre so wenig bietet. In ***berg warf mir mein Unstern wieder so ein Schooßkind der Zeit in den Weg, und ich mußte abermals weichen, weil dessen neuestes Oeuvre: il menuetto veni, vidi, vici, den Grundstein zu einem Monument Julius Cäsar's legen sollte. Wer hätte wohl vor länger als tausend Jahren gedacht, daß die eiserne Faust, die den Pompejus schlug, noch in so nahe Verwandtschaft mit den zärtlichen Fingern eines modernen Clavierspielers kommen würde? Niemand konnte also wiederstehen, da Herr Glorius versprach, den Dictator Roma's durch eine Trillerkette über den Rubikon zu jagen, durch Duodecimensprünge die Schlacht bei Pharsalus zu versinnlichen, und durch einen Trugschluß mit Brutus Meuchelmord zu enden. — Natürlich, daß nach mir und meiner Familie Armuth weiter Niemand fragte. Das Haus war bei doppelten Preisen so überfüllt, daß viele zurückgewiesen wurden. Mit diesen allein wäre uns allen geholfen gewesen! Aber, was geschah? Als die Ouvertüre vorüber war, sollte nun Herr Glorius vortreten — statt seiner erhob sich aber ein Geräusch, Verlegenheit spiegelte sich in allen Mienen, und während das Publikum ungeduldig tobte, trat endlich der Regisseur Hiob vor, verkündend, daß Herr Glorius plötzlich krank geworden sei und sein Concert vertagt werden müsse. Die Wirkung dieses elektrischen Schlags würdig zu beschreiben, überlasse ich dem Pinsel eines Hogarth. Nachdem erfuhr ich denn, daß der Virtuose, als er eben Begeisterung schöpfen wollte, sich beim Oeffnen einer Champagnerflasche am Daumen beschädigt habe. Das fiel mir schwer aufs Herz, und ich dachte so bei mir selbst: was ist also an einem solchen vergötterten Kunstwelteroberer, wenn sein Reich mit einem elenden Propfen in die Luft fliegen kann, wenn ein

verstauchter Finger plötzlich den ganzen Menschen todt macht?! O pfui, es ekelt mich an, und ich werde überroth vor Beschämung, wenn ich daran zurück denke.

Das Concertwesen ist zwar aufgegeben, aber was nun beginnen? Vater wird immer älter und die Geschwister wachsen mit ihren Bedürfnissen heran. Die paar trostlosen Stunden, die der alte Mann gibt, thun es nicht allein. Ich selbst wollte mich von diesem Krebs entfernt halten, der an den Schwingen der begeisterten Muse nagt. Sehe ich doch, wie tüchtige herrliche Männer sich in diese Zwangsjacken schnallen müssen und dabei versauern. Ich dachte eine Ausnahme machen zu können. Aber es geht nicht.

Was helfen Seele, Gemüth und Wissen, wenn der Magen, diese Wurzel der ganzen Menschenpflanze, verdorren will?! Aber ganz sollen mich die Gespenster dieser Lattenkammer gewiß nicht haben. Mein Plan lag schon unterwegs auf dem Amboß; die Noth hat das Feuer geschürt, das Eisen ist glühend. Ich muß es nun schmieden. Nach Tische, wann der Geist mit den Verdauungswerkzeugen kämpft, ist die beste Zeit für die Pädagogik; der ganze Morgen aber mit seinem goldenen Munde sei der heiligen Poesie geweiht. Dann heraus in's Leben ihr gesammelten Schätze, deren Uebermaß mich fast zersprengen will. Nur zu provisorischem Anhaltpunkt soll mir ja das Unterichten dienen, damit der Sämann nicht verhungert, während sein Korn wächst. Nach Jahren dann, wenn der Speicher geöffnet wird und die goldenen Früchte sich in alle Welt verbreiten, dann guten Morgen, edle Freiheit! —

Drei Monate später.

Ihr Erben, die ihr einst in den Besitz dieser Blätter kommt, o glaubt nicht, daß ich meiner ersten Liebe vergaß! Diese Liebe zu Euphemien wächst mit meiner Erkenntniß alles Guten und Schönen. Ihr Andenken ist mein eigentliches göttliches Princip, ist die Kraft, welche aus meiner Seele heraus alle die Ideen treibt, woran sich, denk' ich, noch spätere Generationen erquicken werden. Wie ich auch Tag und Nacht mit wohlwollender Gesinnung die Werke der Jetztzeit studire, — ich kann mich nicht daran erwärmen; weder an den Italienern, noch an den Franzosen; denn beide bergen, etwas mehr oder weniger, unter der schimmernden Aalglätte glänzender Melodien eine kunstfeindliche Seele. Beide halten ihr Jahrhundert in den Fesseln der Galanterie oder des Luxus gefangen und locken es zum Abgrund. Sie sind die raffinirtesten Verführer der Geschmacksunschuld, mag die Welt auch noch so ritterlich für sie kämpfen. Ich finde in den hunderten von Partituren nichts als leere Personifikation von Gefühlen, mit übertriebener Farbengebung gemalte Leidenschaften, die in der Wirklichkeit nie gefühlt worden sind. Ich finde nichts als Eitelkeit, Sinnlichkeit und Spekulation. Doch dafür werden auch schon nach fünfzig Jahren die Geister dieser Compositionen mit James Mackintosh ausrufen: „Das Werk unserer Tapferkeit ist dahin; das Blut (die Tinte) von Europa ist umsonst geflossen!"

Aber dieselbe Sonne kreiset ja noch, die einen Mozart beschien, dessen Werke im Werthe steigen, wie die Bücher der Sibylle, und es leben, Gott sei Dank! noch deutsche tiefdenkende Männer. Mit Sehnsuchtsgefühl und Begeisterung, seinen Gott und reine Liebe im Herzen, da kann es ja nicht fehlen. Jetzt aber gleich nach einem tüchtigen Operntext umgesehen!

———— *

Im December.

Verwegene Schwingen und Fesseln an den Füßen. So sollte man einen deutschen Componisten malen.

Was ist seit acht Monaten geschehen? Nur die ersten Nummern meiner Oper sind unter Noth und Sorgen fertig geworden und machen mir gar keine Freude. Das kaum geborne Kindlein hat schon graue Haare. Lange suchte ich einen Text. Aber du lieber Gott — nicht Mangel hatte ich daran, aber mangelhaften Ueberfluß. Als es hieß: Erasmus will eine Oper schreiben, da sah ich erst, was ich für Freunde hatte, die ich alle mit verewigen soll. Jeder hätte gar zu gerne seinen Namen auf dem Titel einer Partitur oder gar auf dem Komödienzettel als Dichter abgedruckt gesehen. Pult und Tisch waren mit Manuscripten bedeckt, und die Augen schmerzten mich nachgerade von den vielen abenteuerlichen Händen und Klauen, die ich lesen mußte. Nicht allein Professoren und Doktoren, Dichter und Recensenten bestürmten mich mit den Erzeugnissen ihrer dramatischen Muse; sondern Leute, die nur am Conto Courrent oder hinter den Pandekten sitzen, und keinen Begriff von der Bühne haben, fühlten sich mit einmal berufen für die Oper zu schreiben. Dieser brachte eine dreiaktige Monotonie von verliebten Seufzern entnervter Jammerhelden, in prunkende Tiraden gehüllt, jener stellte verrückte Contraste auf, die sich zu Tode geißelten; ein dritter gab ein mixtum compositum von Himmel, Hölle, Erde und Mysticismus, von falschem Pathos strotzend, in welchem die Sänger noch in der zwanzigsten Vorstellung nicht über Ursache und Zweck ihres Daseins klar geworden wären; hier lag ein Text bloß für den Maschinisten berechnet, dort für die Kehle einer Sängerin, und da für einen Hanswurst; aber nirgends fand ich den festen klaren Gang

dramatischer Einheit und logischen Zusammenhangs; nirgends galanten Anstand oder edle Charakteristik; nirgends einen reinen poetischen Flug ins wahrhaft romantische Land; am allerwenigsten aber jene leicht faßliche Totalität, welche Phantasie, Herz, Verstand und Auge zugleich fesselte und befriedigte. Ich mußte alle diese poetischen Fetzen zurücksenden, versäumte an kostbarer Zeit mit Lesen, mich ärgern, Entschuldigungen, couvertiren, und in jedem beleidigten Textmacher wuchs mir ein unversöhnlicher Textleser und Feind entgegen. Man rieth mir, mich an einen Franzosen zu wenden, — aber ein solches Buch aufzuwiegen hätte unser ganzes verpfändetes Hauswesen nicht ausgereicht. Und dann hätte ich mich der Sünde geschämt, ein Zwittergeschöpf in die Welt zu fördern. So lag ich an einem milden Sommerabende unter einer Linde, voll Sehnsucht etwas zu schaffen. Es tobte ein Vulkan in meiner Brust, dessen Explosion ich zurückhalten sollte. Etwas Großartiges zu schreiben war mir Bedürfniß; ich wollte es nicht blos, ich mußte es, denn alle meine Kräfte trieben mich dazu. Habe ich mich doch längst dazu vorbereitet; und nun, da es galt, alle Bilder meiner Seele in concentrirter Einheit zu geben — da ich der Lösung des großen Arguments: Dramatische Musik — so nahe war, jetzt sollte ich plötzlich einschrumpfen. Die schönen ächten Perlen und Steine meiner Gedanken lagen vor mir, lächelnd, mild und strotzend, und es fehlte blos der feste Faden sie aufzureihen. Ach! und ich wollte ja durch ein Werk der Unsterblichkeit meine Euphemia verewigen! Schmerzlich betrachtete ich das rothe Bändchen, das sie mir beim Abschied sandte — und — siehe da, durch der Zweige Grün fiel der letzte Sonnenstrahl darauf. Da war es mir doch, als erschiene sie mir in dem Lichtglanz ihrer

Unschuld, und als mache sie mir Vorwürfe, daß ich ihr Lob fremden fühllosen Lippen überließ; da faßte es mich mit unerschütterlicher Gewißheit, daß ich selbst zum Dichter werden würde, wenn ihr Gedächtniß mich begeisterte. Noch brannte das Abendroth auf meiner Wange, als auch schon der ganze Plan zu einem Text in meiner Brieftasche stand. Die Heldin war ein reiner helfender Schutzgeist, der sich durch alle Ereignisse des Drama's schlängelte. Zu Hause angekommen, dichtete ich nicht sowohl, als auch schon jedes Wort sich zum Ton gestaltete, und sich beide schwesterlich die Hände reichten, wie Aurora und Euphemia. Nun ist die Scheidewand gefallen, welche die Materie von Poesie trennte, und ich erkannte recht lebendig die Bestimmung meines Daseins. Meine Oper hieß Euphemia, oder Muth, Hoffnung und Liebe.

Aber wehe mir — die geflügelte Fantasie dachte nicht an Attraktionskraft der Erde. Nur der vermag Schönes und Großes zu leisten, der sich ihren Banden entrücken kann. Nur der ist ein freier Geist, der unabhängig ist von der Lebensfrage.

Soll ich ewig wiederkäuen die ewige Mäkelei, womit das Bedürfniß den Gedanken unerhörte Zinsen abwuchert? Die Geschichte spricht für mich.

Nur so viel Luft als zum Athmen, nur so viel Raum als zum Schreibtisch, nur so viel Brod als zum Hunger nöthig und zur Bekleidung ein Paar Ellen Zwilch. Aber diese Dinge frei; sie wären für den deutschen Künstler genug, sich ein Tempe zu bauen. Doch die Noth, dieser ewig mahnende Fiskal, nimmt ihm mit dem Federbett auch die Feder aus der Hand, und spottet des hohen Augenblicks. So erging es mir mehr denn einmal. Mein Vater wurde krank, und jedes Medizinglas kostete mich einen Gedanken; seine Stunden

war ich gezwungen zu geben, und oft mußte ich meine Euphemia bei Seite legen, um die schülerhafte Arbeit eines Begünstigten zu kopiren. Noch einige Lektionen war ich gezwungen anzunehmen — denn wer verschlüge sich einen gewissen Erwerb, wäre er auch noch so bitter? Aber wer mit mir fühlt, was es heißt, den poetischen Flug des Lebens abzubrechen, wenn die despotische Stunde zum Tode desselben ruft, — der wird mich bedauern. O ihr Ritter mit euern Spornen im Kopfe, deren jede noch ungehörte Noten zu Steinen werden, aus denen ihr euch Rittergüter erbaut — eine Welt hilft, peitscht und füttert an eurer Rosinante, daß sie sich mühsam erhebe, befeuert sie zu Bocksprüngen mit dem spanischen Pfeffer wahnsinnigen Beifalls und hält sie aufrecht zwischen den Pilaren der Partheilichkeit, wenn sie zusammenknicken will, während das Vollblutpferd des Ungenannten in Stricke geschnürt an der leeren Krippe zum Gerippe wird. O sagt redlich, seid ihr glücklicher im Schaffen oder im Lob des Geschaffenen? — Deutschland! mache nur einmal den Versuch mit deinen Söhnen, ermuntere sie, und du sollst sehen, wie sie zum Auferstehungstage den Staub von sich schütteln und zur Sonne empor fliegen werden; d. h. wahrhaft Schönes und Großes schaffen.

Fünf Jahre später. (Im Januar.)

Endlich, endlich ist es mir gelungen, und ich stehe an der Pforte großer einflußreicher Ereignisse. Fünf Jahre lang habe ich gekämpft mit den Verhältnissen, und all mein Sinnen und Trachten auf einen Brennpunkt geworfen. Diesen Abend wird meine Euphemia denn wirklich gegeben. Ich sollte jubeln über

den endlichen Triumph. Allein mein Zustand ist der eines Fieberhaften. So muß es einem Feldherrn zu Muthe sein, der einer Schlacht mit Rekruten entgegen zieht.

Also deshalb fünf Jahre lang die Schule alles Drangsals durchgemacht, deshalb alle die tausend Steine aus dem Wege geräumt, die sich einem dramatischen Autor entgegen thürmen, deshalb Kabale, Neid und Dummheit besiegt, um am Ende diese Folterqual auszustehen?

43,800 Stunden lang bin ich unaufhörlich dem Phantom Ehre nachgejagt, und habe nichts mehr davon als einen morschen Rockzipfel. Ich habe mich gedemüthigt vor der ersten bis zur letzten Instanz unserer Brettermonarchie — habe mich in ein Meer von Gegenverpflichtungen gestürzt, die alle zu erfüllen ein Menschenalter erforderten, habe die Rathschläge und Bemerkungen meiner weisen Herren Collegen verschluckt, bin von Haus zu Haus mit der Partitur kolportirt, um es den Sängern ja recht bequem einzutrichtern; habe ein halb Jahr lang Tag und Nacht die Stimmen selbst ausgeschrieben, und den ganzen Notenberg der Direktion zum Geschenk gemacht; habe sogar mit an dem neuen Versetzstück gemalt und die Farben dazu geliefert, — ach! ich hätte ja sogar an dem Schleier der Oberpriesterin mit waschen helfen, um nur mein Werk zu befördern. Und alles das, um diese glühenden Kohlen auf mein Haupt zu sammeln! Aber noch tiefer sollte ich den Leidensbecher kosten. Ich habe an dem gesundesten Fleische meiner Oper metzeln müssen, was sie operiren nannten — sollte ich sie auf der Bühne sehen, und die Barbaren bedachten nicht, daß, schneidet man einen Faden von einer deutschen Komposition ab, sich das Ganze ausfasert. Der Italiener, je mehr der freilich in seinen Werken streicht, desto mehr gewinnen sie, gleich

den Bäumen, deren Wachsthum durch Beschneiden befördert wird. Hier war also eine Kadenze, dort ein Triller einzuflicken, da eine Nummer zu punktiren, weil sie der Prima-Donna zu hoch lag; dort mußte mein bestes Recitativ gestrichen, dort dafür eine Bravour-Arie eingelegt werden, die zu meinem Charakter paßte, wie die Faust auf's Auge. Da mußte ich sogar ein Duett einflechten, worin der Tenor über den Bariton siegt, sollte er Interesse an der Oper nehmen. Um dem Ganzen aber die Krone aufzusetzen — — mein Ideal Euphemia und die Sängerin! Kein Aederchen von ihr, kein Fünkchen von ihrem Gefühl. Bittere Thränen verschluckte ich oft bei der Claviervrobe, wenn ich jene dachte und diese hörte. Der Geliebten Seele wogte auf meinen Tönen — diese machte sie zu Coquetten oder Furien. — Was geschah dafür Alles von Seiten der Direktion? Jahrelange Vertagung und Zurücksetzung der Oper, um mich endlich die Gnade empfinden zu lassen, daß man sie so schmählich auf das Bette des Prokrustes schnürte, — daß man sich bei jeder Probe für ein Opferthier hielt, und mit barmherziger Milde auf mich herabblickte, daß man der Illusion des Publikums durch glänzende Dekorationen und karakteristische Gewänder ja nicht vorgreifen wollte, — und nun dazu die Stimmung dieses Publikums, das sich schon im Voraus ein deutsches steifes Werk erwartet, und durch eine liebevolle Propaganda bereits auf Werth und Wirkung jeder Nummer vorbereitet ist.

Und warum denn laß ich mich treiben gleich einer Trottmühle, die ein Esel tritt? weshalb nahm ich nicht schon längst meine Oper unter den Arm und dankte gar schön? Weil immer ein Fünkchen Hoffnung in der zweifelvollen Seele bleibt, das ein belebendes Dämmerlicht auf alle trüben Gestalten

wirst, Ach, diese Hoffnung, — sie gleicht der fernen Gegend, wenn wir schnell dahinfahren; sie scheint uns zu begleiten, und bleibt doch zurück! — Und dann ist es doch wieder ein ganz eigenes Gefühl, sich als Held des Tages, als Beherrscher der Zeit zu erblicken. So lange unser Name noch vor der ersten Aufführung auf dem Zettel steht, ist er noch geweiht, unangetastet, und wir haben Anspruch auf der Welt Achtung. Wir sehen uns in den Reihen derer, die Unsterblichkeit erlangen, denn der Schleier, der unsere Schöpfung noch verhüllt, er birgt vielleicht einen Abschnitt in der Kunstgeschichte. Die mysteriöse Spannung vor dem Aufrollen des Verhängnisses, Vorhang, hat trotz ihrer Pein doch etwas ungemein Anziehendes. Auf der Bühne und im Orchester herrscht bedeutungsvolles, nachdenkliches Schweigen, gleich der Stille vor einem Gewitter. Es kann Segen bringen und zerschmettern; in den Instrumenten und Kehlen, auf dem Schnürboden wie in den Versenkungen ist Alles wohl geordnet, Jeder steht auf seinem Posten, und die Herzen und Köpfe sind voll geladen, des Kommandoworts harrend. Es herrscht scheinbare Zersplitterung aller Theile, die dennoch geistig zusammen gehören, und nicht das kleinste Stiftchen dürfte fehlen, wenn das große aufgezogene Uhrwerk nicht stille stehen sollte.

Und dieser Augenblick qualvollen Entzückens ist vor der Thüre. Ich seufze resignirt tief auf und bereite mich zu dem Unvermeidlichen. Könnte ich wenigstens in einer Logenecke mit zusehen, aber so muß ich selbst mitgeigen, Note um Note aushalten, und mein Schicksal zollweise sich entscheiden sehen. Denn ich bin ja seit zwei Jahren bei der Bratsche angestellt mit der Gage eines — Volontair's! — Es schlägt fünf Uhr, — Vaters Kuß hat mich gestärkt: Gott steh' mir bei auf diesem schweren Gange.

Nach der Oper.

Und was ist es nun weiter? Die Oper ist gegeben, man wird acht Tage lang davon plaudern und lesen und sie vergessen. Und deshalb Räuber und Mörder an meiner Zeit, deshalb dies Aufgebot so vieler Kunstkräfte?! —

Glühend vor Erwartung und trunken ging ich; wie mit eiskaltem Wasser übergossen und nüchtern kehrte ich zurück. Was doch die verhängnißvollen drei Stunden schon aus manchem Menschen gemacht haben! Jenem brachten sie Ruhm, diesem Reichthum, einem andern Schande und Ruin. Ich stehe in der Mitte von allen diesen. Es wurde geklatscht und gezischt, gegähnt, gelobt und getadelt, und bei dem letzten Finale schlug man die Logenthüren zu wie immer. Man ging nach Hause, als ob gar nichts vorgefallen wäre, als ob kein Menschenglück auf dem Spiel gestanden hätte. Die Sänger gaben sich Mühe ohne Inspiration; das Orchester that seine Schuldigkeit; der Kapellmeister schlug den Takt dazu — aber was ist das alles gegen die Idee, welche sich beim Entstehen eines Werks in uns entzündet? Wie anders sieht unser geistiges Auge, wie anders das weltliche. Welche Kluft zwischen Gedanke und Darstellung, zwischen wirklicher und geschminkter Unschuld. Wie würde Euphemia mir zürnen, daß sie so entstellt wurde.

Ehe der erste Accord meiner Ouverture ertönte, da war ich noch ein freier Mann; und als der Direktorstab das feierliche Zeichen zum Beginne gab, da wäre es noch Zeit gewesen dazwischen zu springen und Unglück zu verhüten. Als aber der Geigenbogen angesetzt war, und der erste Strich ertönte — da war es aus — da rollte mein Schicksal fort; und ich empfahl dem Herrn meine Seele. — Mein Zustand war von nun an ein befangener und verworrener, ich geigte mechanisch mit

und konnte mir durchaus nicht erklären, weshalb ich fünf Jahre lang diesen Augenblick herbeigewünscht.

Nun habe ich meinen Willen durchgesetzt; meinem kindischen Eigensinne wurde gewährt, daß ich nur nicht weinen sollte — und was nun? Bin ich nun ein gemachter Mann?

Drei Tage darauf.

Wie gesagt, es bleibt beim Alten, Stimmung, Kritik, Theilnahme und Alles lau; es scheint mir sogar, als ob man mir aus dem Wege ginge, um mich nur nicht loben zu müssen. Aber Summa Summarum, so ist meine Oper une pièce tombée, und die Aufführung war ein leeres Schaugepränge... man tadelt das Buch als zu einfach, und die Musik als zu deutsch; tadelt, daß ich dem Künstler alles, dem Publikum nur wenig geboten, versichert, daß ich auf diesem Wege nie Fortune machen werde, und was der lauen Gemeinplätze mehr sind, und von einem durchgreifenden, von einem geistigen Standpunkt aus raisonnirenden Urtheil war nirgend etwas zu verspüren.

Man rieth mir schon früher, mich mit den Parasiten der Journalistik zu halten; aber mein Stolz ließ das nicht zu; und dann, was hätte das auch geholfen? So ein forcirter und selbstgebackener Ruhm zwickt sich nach und nach den gestohlenen Lorbeer wieder ab. Satisfaction geben mir indeß verständige Männer. Die drücken mir herzlich die Hand, und meinen, ich möge mich nicht abschrecken lassen, und frisch darauf los komponiren. Es schlüge der herrschenden Dudelei doch einmal die Stunde, und da wäre es gut, wenn ächt deutsche Werke bei

der Hand wären. Die haben aber gut reden. Ich kann es nicht abwarten; und ehe jener große Tag erscheint, schlägt mein Stündlein selbst, und dann ist mir auch der Muth gebrochen!

Acht Tage später.

Meine Oper soll ja wieder dran; es wäre Schade, meint die Direktion, um das Kapital der Zeit und der Kehlen, das nun einmal daran gewendet sei. Aber ich müßte von neuem streichen, metzeln und flicken; und da ich mich dazu nun durchaus nicht verstehen will, zuckt man die Achseln, und Euphemia, meine blühende herrliche Hoffnung, wandert in Pultes Kerkernacht. Bleibe darin, bis dich Aurora erlös't.

Ein Jahr später. (Im März.)

Vater fühlt, daß er alt wird, und wünscht mich noch an der Seite eines sorgsamen Weibes. Aber, was soll mir ein Weib, das ich nicht lieben könnte wie sie, die Unvergeßliche. Ich würde an jeder andern zum Verräther werden. Und dann — hab' ich nicht schon Familie? — drei noch unmündige Geschwister, hab' ich nicht die Locken eines ehrwürdigen Vaters zu bewachen? — Ich mache ihm Kummer, aber ich kann, weiß es Gott, nicht anders.

Im Mai.

Endlich hab' ich eine Anstellung als wirkliches Orchestermitglied. Dieses Glück danke ich weniger meinen Verdiensten,

als der Protektion unserer Prima-Donna, die ich aus Dankbarkeit, daß sie mir die Euphemia verderben half, im Klavierspiel unterrichte.

Aber so ein Orchestermitglied ist doch im Ganzen ein einziges Geschöpf und findet unter allen Gilden der menschlichen Gesellschaft nicht leicht seines gleichen. Auch von ihm könnte man die Naturgeschichte in Anwendung bringen. Es steht eigentlich zwischen der Ameise und dem Lamm, dem Esel und der Taube; denn es ist arbeitsam, geduldig, und so dumm, alles mit sich anstellen zu lassen, was seinen Despoten einfällt, ohne zu murren. Dabei hat es die Gabe eines stoischen Gleichmuths, denn es kann ein ganzes Menschenalter lang auf einem Fleck stehen, und wenn es der Herr gebeut, denselben Satz in Einem fortspielen, ohne den Verstand zu verlieren. Auch hat es einen guten Magen, denn es kann den größten Unsinn, den es täglich sechs Stunden lang mit anhören muß, vortrefflich verdauen, und blinzelt wohl auch nebenbei recht freundlich hinauf, wenn es ein gnädiger Blick von oben trifft. Jemehr es von guter Musik eingenommen ist, desto schlechtere muß es hören, und ist weder Herr seiner Ohren noch seiner Gefühle. Nie ist ein Wesen in der ganzen Schöpfung von der Sekunde abhängiger wie es. Zwar ist jeder Mensch, selbst der König, von Pflicht und Zeit beherrscht, das bedingt die Weltordnung; aber er hat doch wenigstens Pausen einer gewissen Geistesfreiheit dazwischen. Selbst der Galeerensklave, wenn er seinen abgemessenen Rudertakt schlägt, kann in seiner Idee sich eine Welt beglückender Freiheit gründen. Ein Orchestermitglied aber, sobald es am Pult steht, ist mit Leib und Seele nicht einer, sondern tausend Willkürherrschaften verfallen, und jeder Pulsschlag, jede Fiber- und Sehnerve, ja sein moralisches und phy-

fisches Sein ist in die Eintheilung der kleinsten Zeitpartikelchen eingeengt. Selbst wenn sein Wesen mit dem Geiste harmoniren würde, den es eben von Noten spielen muß, wenn es sich glücklich fühlte, ein ehrenwerthes Theilchen eines herrlichen Ganzen zu sein, — wie der gemeine Soldat, wenn er nach den Regeln der Taktik für Vaterland und Ehre gerne kämpft — dann sogar wird es gestört durch geschmacklose Willkühr zahlloser Ornamente, und der Mitflug seiner Begeisterung ist schon in der Geburt erstickt, zerrissen und gestört. Ein Orchestermitglied ist demüthig und ohne Galle; denn es ist der Fessel gewohnt, und wird nicht zur Verzweiflung gebracht durch die täglich veränderte Art, mit der sie ihm angelegt wird. Es ist nicht ruhmsüchtig, denn wie auf den Brettern auch alles in Glanz und Herrlichkeit an ihm vorüberzieht, wie auch der Mimen Lorbeer ihm zur Cypresse wird, es bleibt standhaft. Es ist ein Tröpflein des Borns, aus dem so viele Hunderte Ansehen und Reichthum schöpfen. Zu Concerten, zu Beneficen, zu allem trägt es willig seine Kunst, und thut es neidlos. Die Schrift sagt: die Wanderraupe verzehrt, was die Heuschrecke übrig läßt: d. h., was ihm die stabilen Sänger lassen, das verzehren die Gastrollanten. Und auch das trägt es geduldig und bleibt arm. Ein Orchestermitglied ist auch Patriot, es liebt seinen Heerd, obgleich er oft nicht raucht; denn wenn sie oben nach allen Windrosen auf Urlaub nach Beute ausgehen, es bleibt im Vaterland und nährt sich redlich, oder darbt wohl auch, wie das so kommt. Nur einen Fehler hat es, nämlich, daß es, statt zu handeln, gern raisonnirt; am liebsten unter vier Augen; und wenn es einmal in Zorn geräth, was aber selten geschieht, so macht es eine verwegene Faust im Sack. Für alles aber entschädigt es, Gott sey dank! seine Philoso-

phie, denn es rechnet auf keine Dankbarkeit, und tröstet sich mit Cajetan, der da sagt:

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Zwei Jahre später. (Im Januar.)

Mein Leben ist so einförmig, daß es nicht der Mühe werth ist, mein Tagebuch zu öffnen. Die Zeit habe ich regelmäßig eingetheilt, in Orchesterdienst, in Lektionen und in die Bildung meiner Geschwister. Dann copire ich Noten, wenn es hie und da fehlt, und es fehlt oft. Andere werden mir zu einträglichen Quartettgesellschaften vorgezogen, weil sie weniger eigensinnig sind, und sich galant zu benehmen wissen. — Hab' ich nicht Oper, dann spiele ich mit Vater Piquet, oder lese ihm die Biographien deutscher Classiker vor. — So bleibt mir nur wenig Zeit, mir selbst zu leben, d. h. meinem Drange zu componiren. Denn der verläßt mich noch immer nicht. Und dann reißt mich's fort, dann kann ich nicht anders, und bin still beglückt. Solcher Weihestunden habe ich leider nur wenige. Meine besten Sachen, meine Oratorien, meine Symphonieen werden mir ungesehen zurückgeschickt; das merke ich an den ungeschickten Urtheilen, die man darüber fällt. Mit den Herrn Verlegern habe ich schon längst abgeschlossen. — Das Volk druckt nur Lügen, und lügt wie gedruckt. Da heißt es dann: Unsere Presse ist auf Jahre lang mit Manuscripten versehen, dankt für das Zutrauen, und bedauert. Ich habe durch viele Uebung schon einen solchen Scharfblick gewonnen, daß ich das ominöse Wort bedauern beim ersten Ueberblick finde, und dann lese ich auch den übrigen Kram nicht weiter. Wenn

es hoch kommt, so bietet man mir an, aus favorisirten Opern-Melodieen Pastetenragouts zu machen oder dergleichen. Vor einer solchen Herabwürdigung der Kunst bewahren mich aber die Musen!

Im Dezember.

Aber Noth bricht Eisen. So war auch ich zu dem Letzten gezwungen — zu dem Letzten und Unwürdigsten. Ich wollte es noch verhindern und ging zum Herrn Intendanten, stellte ihm meine Lage vor, und glaubte ihn zu überzeugen, daß vier Menschen von 350 Gulden und wenigen Stunden nicht wohl leben könnten. Aber da kam ich schön an. Er saß gerade bei einer Bilanz und mochte übel gelaunt sein. — „Sie sind ein unruhiger Kopf", fuhr er mich an, „ein Fantast. Sie sind lange genug beim Theater, um wissen zu können, daß man da unmöglich nach Verdienst bezahlen kann. Wir taxiren das Orchester in Bausch und Bogen, und können die Gagen nicht nach jedes Einzelnen Kothurn richten, auf den er sich stellt." — Ich stammelte von Mißverhältnissen der Bühne zum Orchester; da fuhr er mir fast auf den Kopf: „Sie werden unverschämt, und haben wahrscheinlich vergessen, daß Sie selbst noch in großem Rückstand bei der Direktion stehen." — Ich in Rückstand? — „Ja, ja, denn wer ersetzt uns die Verluste, in die uns Ihre Euphemia stürzte? Gehen Sie." — Beschämt trat ich zurück und dem Windhund auf die Pfoten, daß er laut winselte, und sich zu den Füßen seines Herrn flüchtete. — „Da sehen Sie", schrie mir der Intendant nach, „so ungeschickt sind Sie überall." — Auf dem Corridor trat mir unser erster Tenorist trällernd und vergnügt entgegen. Der Mensch war

früher Leimsieder, und betritt erst sechs Monate die Bühne, hat blos das Verdienst eines schönen Organs und eines Umfangs von vier und zwanzig Tönen, die halben mitgerechnet, deren jeder einzelne mit hundert Gulden bezahlt wird. Er hielt mich auf. — „Ist das nicht eine Schande, lieber Erasmus", sprach er, „die Welt nennt mich einen zweiten Rubini, und ich habe nur 2400 Gulden. Wie kann man da leben? So eben verlange ich 500 Gulden Zulage oder ich gehe; und" — setzte er mit Selbstbewußtsein hinzu, „ich bin meiner Sache gewiß, denn ich fühle mich berufen, noch eine große Rolle in den Annalen von Europa zu spielen." — Ach, seufzte ich unwillkührlich, ich bin nicht so glücklich. — „Ja", versetzte der zweite Rubini, „warum haben Sie auch nichts gelernt?" zuckte die Achseln und ging hinein zum Intendanten.

Ich war also gezwungen nachzugeben, und bot einer der Verlagshandlungen meine Dienste als Arrangeur, als musikalischer Pastetenbäcker und Gott weiß, als was Alles an.

Ich wollte eine Schule aus lasciven Opernmelodieen und Favorit-Walzern zusammenstellen und sie Stufenleiter zur Vollendung benennen; — ich wollte Mozart's Lacrimosa zur Galoppade für zwei Piccolo-Flöten, und den Faust von Spohr zu einer Reihe Polka's arrangiren; ich wollte eine ganze Oper schreiben, nur für Heisere berechnet, zum Heil des Repertoires. Ich nahm mir vor, ein systematisch-spekulativer Charlatan zu sein. Aber — es ging nicht. Es wollte mir kein so frevelhafter Gedanke einkommen; und wenn ich ja einmal einen Bogen wegschickte, so las ich wieder das entsetzliche: Wir bedauern. — Und so mußte ich auch diese ergiebige Quelle vor meiner durstenden Kehle versiegen lassen.

Sieben Jahre später, am 15. April.

Land! Land! so rufe ich endlich, nachdem mich mein leckes Schiff zwanzig Jahre lang von Klippe zu Klippe geschleudert hat. Ich bin Musikdirektor mit einem Gehalt von 800 fl.; gerade so viel hatte ja auch Mozart, als er starb; und ich sollte mich nicht überreich fühlen?

Der alte Intendant ist pensionirt und der neue hatte vor langer Zeit bei meinem Vater einmal Fagott gelernt. Sei dem aber wie ihm wolle, so bin ich nun ein reicher Mann, habe eine Stelle und eine Stellung, und will letztere zum Gedeihen der Kunst benutzen. Vor allen Dingen werde ich einen Mäßigkeitsverein unter den Operisten gründen, daß sie sich im Schreien moderiren. Meine erste Gage aber sei zu etwas ganz Absonderlichem verwendet.

Am 1. Mai.

Welche Kluft zwischen gestern und heute! Ich bin noch so betäubt, daß mir die Buchstaben vor den Augen schwimmen. Und doch, — wer einst so sterben könnte. Ach, es wäre ein schöner Tod!

Am 3. Mai.

Da liegt er nun unter Blüthen und frischem Grün gebettet, friedlich und sanft. Die Freude hat ihn getödtet. Schon die Nachricht, daß ich Direktor sei, hatte ihn bedenklich angegriffen. Als ich ihm aber den Ring der seligen Mutter brachte, — den er einstens für mich verpfändete, — da sah ich, wie sich sein Blick verklärte, und ein überirdisches Licht darin glänzte. Ich

ließ ihn allein, um ihn sich selbst zu überlassen, — und als ich wiederkehrte, war er hinüber, Verzückung in den edeln Zügen' und den Ring fest an sein Herz gedrückt. Der letzte Sonnenstrahl vergoldete seine Silberlocken. -- Ach! hätte ihn so eine Welt sehen können, sie wäre fromm geworden. Obgleich tief ergriffen, so fühlte ich doch die unendliche Bedeutung dieses Augenblicks! Ich hätte ihn nicht wecken mögen. — Nun deckt ihn der graue Hügel, ihn und der Mutter Ring am Herzen. Zwei Edelsteine dicht beisammen. Eine meiner Cantaten wurde an seinem Grabe gesungen. Unser Chor stand mir ja zu Gebot. Es ist doch gut, wenn man Direktor ist, und nur zu winken braucht!

Im Juli.

Direktor! Das Wort übt doch eine energische Gewalt aus. Nichtsdestoweniger aber werde ich dirigirt von denen, die ich dirigiren soll. Ich führe nur den Stab zu ihrem Commando, bin nur ein Scheinkönig, der mit Mühe eine überfirnißte Autorität behauptet. Und die Ansprüche von allen Seiten! Ehe man die Thierquälerei abschaffte, hätte man an einen Musikdirektor denken sollen. Wohl schlage ich den Takt nach allen vier Winden, daß es ein Ansehen hat, aber die da oben geben das Tempo an, wohl stehe ich breit und imponirend da, und sehe oft sehr verwegen drein, und das Publikum hat ordentlich Respekt, aber fällt es einem Sänger ein, zur Unzeit ein Agrement zu machen, an jeder Note ad libitum zu ziehen, zu zerren und dergleichen, so muß mein Arm nachgeben, und besäße er die Kraft des Alcides. Neulich nahm ich mir fest vor, es nicht mehr zu thun, und die Ehre einer guten Composition zu

retten. Für was bin ich denn Direktor? Sapperment! und da stand ich wie ein Gott, und machte ein grimmiges Gesicht. Aber, weiß der Himmel, wie es zuging, daß mein rechter Arm wie durch einen unsichtbaren Draht von jeder Unart geleitet wurde. Endlich kam die kleine charmante Cantilene unserer ersten Sängerin. Schon bei der Probe verbot ich ihr jede Verzierung und glaubte nun davor gesichert zu sein; da kam die Modulation, welche in die Grundtonart zurückführt, und ich witterte schon an Athem und Ansatz, daß etwas vorgehen werde, da — richtig — machte sie eine Fermate, schlug auf dem hohen B einen Triller, und sah mich recht höhnisch, ja herausfordernd dabei an. Ich hob den Fehdehandschuh auf, faßte ein Herz, und schlug muthig weiter. Das gab nun freilich eine gräßliche Harmonie, wobei an keine Annäherung mehr zu denken war, denn keiner wollte nachgeben. Die Arglistige sang immer vier bis fünf Takte schräg hinter dem Orchester drein, und das Publikum lachte, zischte und tobte, bis die Arie auf diese Weise geschlossen wurde. — Hinterher hieß es, Erasmus habe schlecht dirigirt; ich konnte mir das nicht gefallen lassen, verklagte die Sängerin, die mir dagegen einen Injurienprozeß an den Hals warf. Die ganze Stadt ist davon erfüllt, und man nennt ihn nur den Triller-Prozeß. Ich schickte sogleich die Partitur auf's Amt, woraus die Herren schon mein Recht erkennen werden. Nun ist freilich meine ehemalige Protektrice meine Todfeindin geworden. Aber ich bin doch Direktor! Auf dieses Wort zurück zu kommen, so hat es doch Einfluß auf alle Zweige meiner bürgerlichen Stellung. Leute ziehen jetzt vor mir den Hut, die mich sonst über die Achsel ansahen, jene bitten mich um meine Protektion, diese wünschen mir zu dienen, und so kam es denn, daß meine drei Geschwister nun auch versorgt sind.

Julius arbeitet auf einem Bureau, Eduard ist ein ehrlicher Schreiner geworden, und Louise begleitet eine gute Familie nach London als Gesellschafterin. Mit Musik beschäftigen sich alle drei nur zum Vergnügen, und lernen dieselbe also nur als heitere Göttin kennen. Wohl ihnen!

Nun wäre ich geborgen. Glücklich? Das bin ich nur in der Erinnerung! —

Das Jahr darauf. Am 29. März, 11 Uhr.

Heute ist mein 39. Geburtstag und ich muß laut auflachen über das Schicksal des alten Junggesellen. Aber schnell hinüber über diese baufällige Brücke, ihr Worte, — denn es lohnt nicht der Mühe, die Feder für die Neuigkeit einzutauchen, daß — meine Herrlichkeit schon wieder ein Ende hat. Kurz gesagt — mein Trillerprozeß ist verloren, und in Folge tausenderlei dadurch entstandener Kabalen habe ich meine Entlassung. Sie haben recht, denn es sind leichter 20 Musikdirektoren gefunden, als eine Prima-Donna, fange sie auch bereits an, rostig zu werden. Aus besonderen Rücksichten bietet man mir die Stelle eines Vorgeigers mit 400 fl. an. Ich muß es zufrieden sein — und, im Grunde genommen, da ich nicht wirken konnte nach Pflicht und Gewissen, — so ist's so besser.

Vater ist todt, die Geschwister sind versorgt — und ich, ein Einzelner — ach! allein Dastehender — will schon aushalten. Aber nun hinaus ins Freie. Fort aus dieser Gewitterluft. Lacht mir Gottes Frühlingssonne doch so heiter.

Abends.

Was war das? Welche Farbe soll ich wählen, den heutigen Tag würdig zu zeichnen?... Meine Brust war bewegt, — ich floh ins Freie, weit hinaus, und warf mich ins Gras. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt; an den Bäumen und Büschen prangten Blüthen, und junges zartes Grün quoll aus den lackirten Kinderfäusten der schwellenden Knospen hervor, und am Boden bückten sich duftende Veilchen. Hier und da surrte sogar ein Käfer durch die balsamische Luft. Es wurde mir wohl und weh um's Herz — wohl, daß ich hier im Angesicht der Natur fühlte, ich sei ein guter Mensch, weh — daß ich in dieser schönen Schöpfung so allein stand. Und doch nicht allein — denn begleitet mich nicht noch nach zwanzig Jahren ihr unvergeßlich Bild, liegt nicht noch ihre rothe Schleife an meinem Herzen? — Ich drückte das Kleinod an meine Lippen, und hob es gegen das Abendroth, das mir freundlich entgegen strahlte, da gewahrte ich erst, daß ich unter derselben Linde lag, unter welcher ich vor ungefähr siebzehn Jahren den Gedanken schwärmte, sie durch ein hohes Werk zu verewigen. Gerade wie heute fielen die letzten Sonnenstrahlen durch der Zweige Grün, und mir war es, als erschiene mir in Purpur angethan ihre Huldgestalt. — Werde ich dich jemals wiedersehen, Euphemia? und dann — bist du mir treu geblieben — wie ich dir — und zum Zeichen hielt ich ihr Liebespfand der Gegend zu, wo ich einst wähnte, sie vor mir zu erblicken; da — himmlische Allmacht, war es Blendwerk meiner aufgereizten Phantasie oder Wahrheit — rauschte das Gebüsch, und, ein Mädchen wie aus Rosenduft gewebt, trat schüchtern hervor; es wallte wie damals ein weißes Kleid um ihre jugendlichen Glieder, und reiche Locken spielten um Schul-

ter und Nacken. Um ihren Arm schlang sich ein rothseidenes Band, woran ein breiter feiner Strohhut hing. Verwundert und mit edler Ruhe blieb sie vor mir stehen. — Mir aber war Bewegung und Sprache geraubt, und ich konnte nur „Euphemia“ lallen, da lächelte das holdselige Kind mich an und fragte: „Sie kennen mich, mein Herr?“

Es war ihre Stimme — aber, du Herr des Himmels — wie ist mir denn? Habe ich denn geträumt in dieser langen Zeit — oder haben zwanzig Jahre keine Macht an ihr ausgeübt? — Noch immer starrte ich die Erscheinung an, und bat Gott in meinem Herzen: Ist es ein Traumbild, ach! so laß mich nie erwachen. Das Mädchen aber mochte unruhig werden, und blickte sich verlegen um — da sah ich das Ungeschickte meiner Lage ein, und suchte mich zu fassen. Ich erhob mich und fragte sanft und leise, als ob ich fürchtete, das Elfenbild durch meinen Hauch zu zerstören: Verzeihen Sie, Euph — mein schönes Kind — wie alt sind Sie denn? „Fünfzehn Jahr, mein Herr,“ — und heißen? „Euphemia — aber weßhalb fragen Sie mich das alles?“ Weil es Dinge gibt, die über jeden menschlichen Verstand gehen. O! erschrecken Sie mir nur nicht — und antworten Sie mir noch dies eine: Leben Ihre Eltern noch? — „Freilich. Vater und Mutter sind gestern hier angekommen, und ich habe mich — fuhr sie ängstlich fort — auf einem Spaziergang wohl etwas zu weit gewagt.“ — Meine Vernunft lag offenbar in einer Krise — es war nur eines möglich, sollte es kein Wunder sein; und ich lallte: Und Ihre Mutter, um Gotteswillen, wie nennt sie sich? „Meine Mutter? Sie nennt sich Euphemia van der Witz.“ — Da fühlte ich, daß es sich mit mir im Kreise drehte, und mein Bewußtsein aufhörte. Als ich wieder zu mir kam,

war das Mädchen verschwunden. Ich hätte die ganze Erscheinung dennoch für einen Traum gehalten, wenn das rothe Band nicht im Gebüsche hängen geblieben wäre, welches das Kind im Fliehen wohl zurückgelassen hatte. — Es dämmerte schon sehr — aber in mir begann es zu tagen. So nahe liegen Trost und Verzweiflung, und der Abgrund bildet ja die Höhe. Wie ein Riesenschatten stand meine Thorheit nun vor mir; und es bedurfte in der That einer psychologischen Pferdekur, wie diese, um meine Seele zu heilen.

Sollten etwa ein Paar Kinder zwanzig Jahre lang mit derselben Puppe spielen? Eine Jugendliebe — hat sie je länger gedauert wie Maienschnee? — Aber diesen van der Witz! diesen — Nun sie hatte Geschmack an Fantasten, und da ihr der eine entrückt wurde, so griff sie zu dem andern. Das ist alles. Solche nnd ähnliche Gedanken durchkreuzten im Nachhausegehen meine Sinne, und beruhigten mich in der That. Die Krise war glücklich überstanden, und meine Vernunft gewann wieder festen Boden. In dieser Stimmung endige ich diesen bedeutungsvollen Tag.

Am andern Morgen.

Kommt her, ihr meine einzigen Freunde, die mir noch übrig geblieben, ihr trauten Blätter, in die ich so oft mein Herz, meine Liebe und meine Bitterkeit ausgeschüttet habe, kommt her und laßt mich mit euch plaudern. Ich will stark sein und mein Herz bezwingen. Ich muß sie wieder sehen, aber mit Ruhe und Würde; da sie nicht mir gehören kann — weßhalb sie fliehen? — ihr Band, ich will es einrahmen lassen und zu meinen lieben Erinnerungen hängen, zu Vater und Mutter.

Als Reliquie darf ich es wohl in Ehren halten; und — — aber wer klopft? wer stört mich jetzt in so sinniger Stunde? — —

Acht Tage darauf.

Ich muß mich sammeln, um die Eindrücke dieser Woche zu sondern, und mir selber klar zu werden.

Als ich vor acht Tagen unwillig: Herein rief, öffnete sich leise die Thüre, und eine Jungfrau trat schüchtern ein; sie schien der Kleidung nach arm, aber von hohem Wuchse schmückte sie auch das schlichte Kleid. Habe ich die Ehre mit Herrn Erasmus zu sprechen? fragte sie kaum hörbar. Der bin ich, mein liebes Kind; und was wünschen Sie? Statt der Antwort aber reichte sie mir ein versiegeltes Papier. Ich sah, wie sie dabei erröthete und fast schwankte. Ich bot ihr einen Stuhl und las — und las wieder, und traute meinen Augen nicht, denn so stand es Wort für Wort:

„Mein Wohlthäter!

Vielleicht erinnern Sie sich einer armen Mutter, die vor neunzehn Jahren vor Ihrem Wege lag, in Kummer und Verzweiflung, einen Säugling an ihrer Brust. Ich bin diese Mutter. Dieses Kind ist meine Tochter und die Ueberbringerin dieser Zeilen. Die Gabe, die Sie mir damals reichten, hat mich vor unsäglichem Elend geschützt. Ich erreichte damit meine Heimath, fand aber mein Haus verarmt und verödet. Meine Mutter tödtete der Kummer über meinen Verlust, mein Vater überlebte einen schmählichen Bankerott nicht lange und meine Brüder suchten ihr Heil in fernen Welttheilen. So stand ich allein und ernährte mich und meine Tochter von meiner Hände Arbeit, und was ich verdiente, wurde auf ihre gute

Erziehung verwendet. Nun nehmen meine Kräfte ab, und, unter dem Schutze einer milden Anstalt stehend, übersende ich Ihnen mein Kind, das sonst auf dieser Welt keinen Beschützer mehr hat. Zum Glücke kannte ich Sie, da wir ja — Kunstverwandte waren! Sie sind ein edler Mann, werden sich einer schutzlosen Waise annehmen und ihren Vater aufsuchen, der ihr ein anständiges Loos zu bereiten, die heiligste Verpflichtung auf sich hat. Mein Gatte, der Vater meiner Tochter heißt — van der Witz, und sein Bildniß wird Ihnen Marie überreichen; Ihre Züge, Ihr Herz, mein Herr, können mich nicht getäuscht haben, und so segne sie der Himmel...." Das Bild, das Bild, rief ich hastig dem Mädchen zu. Fast erschreckt öffnete sie ihren Strickbeutel, und übergab mir eine Kapsel. Ich hatte den Beweis in meinen Händen. Es war richtig, es waren seine Züge. Ich mußte mich nothwendig sammeln, ehe ich einen Entschluß fassen konnte. Van der Witz, ein Niederträchtiger, Euphemia in solchen Händen, und in meiner Nähe — die Erscheinung von gestern — meine Abdankung — meine neue Armuth, und hier mit einmal Vater und Beschützer einer hülflosen Waise, vielleicht ihr Rächer — und dadurch wieder der Störer von Euphemiens häuslichem Frieden — — es war zu viel auf einmal, und doch erforderte alles einen schnellen Entschluß. Das erste, was geschehen mußte, war Marien vor Verläumdung zu schützen. — Ich faßte ihre Hand und sprach: „Ich, ich will das Vertrauen Ihrer Mutter verdienen, Sie sollen meine Tochter sein;" und das Mädchen zog meine Hand an ihre Lippen, und ich fühlte brennende Tropfen darauf fallen. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich. Noch nie war ich in solcher Situation. „Aber, mein Kind", fuhr ich fort, „bei mir können Sie nicht bleiben — es ist der bösen Welt

wegen; ich werde suchen, Sie als meine Verwandte in eine gute Familie zu bringen; und was das andere betrifft, so — Da sah Marie mich mit ihren großen schwarzen Augen so wehmüthig an, daß mir ganz wunderlich dabei wurde. „O", sprach sie mit rührender Stimme, „nennen Sie mich du und verstoßen Sie mich nicht; ich will nichts von Ihnen, ich will Ihnen dienen, will Ihre Magd sein. Dabei nahm sie meine Hand in ihre beiden und drückte sie so fest und ängstlich, als wollte sie dieselbe nie mehr lassen. Ohne zu wissen, was ich that, versprach ich ihr in meiner Verwirrung, daß sie meine Tochter sein, daß sie bei mir bleiben solle, und nannte sie du und meine liebe Marie, nur um sie zu beruhigen. Da sank sie vor mir nieder auf die Knie mit dem Ausruf: Mein Vater — und preßte meine Hand an ihr Herz. Ach mein Gott, welche Lage! Es hat noch Niemand vor mir auf den Knieen gelegen, am wenigsten so ein schönes Kind — aber ich war so tief bewegt, daß ich dem Zuge meines Herzens folgte. Ich beugte mich über sie, und drückte den ersten Vaterkuß auf ihre hohe Stirn.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und — wie sich doch Pol und Pol berühren im Leben — mein Antipode, van der Witz, stand vor mir. Er sah Anfangs ruhig und ernst auf diese seltsame Gruppe herab, dann sprach er lächelnd: „Sie haben wahrscheinlich mein Anklopfen überhört, Herr Erasmus; — wenn ich aber störe — —"

Der Anblick des Verräthers gab mir mein Bewußtsein wieder. „Mein Herr, ich habe Niemand zu scheuen; im Gegentheil, Sie kommen, wie gerufen, obgleich ich in der That nicht begreife, wie ich zu dieser Ehre komme. — Vor allen Dingen geh' ich in dieses Nebenzimmer, liebe Marie. Das

Mädchen erhob sich im Gefühl seiner Unschuld, blickte uns beiden unbefangen an und entfernte sich. „Wie Sie zu der Ehre kommen? Ich bin zweifach gesendet. Einmal durch mein Herz, das andremal durch meine Frau, Euphemia. — Sie erinnern sich wohl ihrer noch — —? Sie wünscht ihren alten Lehrer wieder zu sehen, und — Ihr gestriges Zusammentreffen mit unsrer kleinen Euphemia bestimmte mich vollends zu diesem frühen Besuch. Ich bin unabhängig, will mich in dieser schönen Gegend ankaufen, und ich hoffe, wir werden gute Freunde. Nicht wahr? und damit hielt er mir seine Rechte hin. Daß ein Bösewicht so freimüthig reden konnte! Aber ich ließ mich nicht täuschen: „Mein Herr, zwischen unsrer Freundschaft liegt noch ein tiefer Abgrund."

Van der Witz zog befremdet seine Hand zurück.

Ich. „Wissen Sie, wer jenes Mädchen war?"

Er. (lächelnd.) „Das Sie küßten? Wie sollte ich...."

Ich. „So sprach denn kein ahnendes Gefühl in Ihnen?"

Er. „Lieber Herr Erasmus, ich verstehe Sie nicht."

Ich. „Kennen Sie dieses Bild?" — ich hielt ihm seine eigenen Züge vor.

Er riß es mir aus der Hand, starrte es lange an, und fragte bestürzt: „Mensch! wie kommen Sie dazu?"

Ich. „Nicht wahr — nun verstehen Sie mich endlich?"

Er. „Wenn Sie ein Mann von Ehre sind — wer gab Ihnen dieses Bild?" und dabei faßte er krampfhaft meinen Arm, und seine Augen durchdrangen mich mit ihrer alten Stechkraft.

Ich. „Ahnen Sie nun, wer das Mädchen war, das ich küßte?"

Sein Verstand schien zu kreisen. — „Sollte es möglich sein? — Marie!

Ich. „Aha! Schlägt Ihr Gewissen?“

Er. (außer sich.) „Welch' ein Tag! Marie! Marie! und unter diesem Ausruf riß er die Nebenthüre auf, und stand mit ausgebreiteten Armen vor der Erschrockenen. Marie! komm in die Arme Deines — Onkels!“ Er küßte sie, und nun war ich der staunende Dritte.

Am folgenden Tag.

Der Knoten löste sich einfach: van der Witz Bruder war der Vater Mariens. Als er seine Gattin verließ, trieben ihn Ausschweifungen und Gewissensbisse zur Verzweiflung. Er nahm ——sische Dienste, wurde in einem jener Feldzüge verwundet, die Europa unter Waffen riefen, und starb im Lazareth. Vor seinem Tode aber setzte er seinen Bruder noch zu seinem Universalerben ein, das heißt, er vermachte ihm sein verlassenes Weib und seine Tochter. In einem herzerschütternden Schreiben rief er ihn zum Beschützer der hülflos Verlassenen an. Ich las diesen Brief, und es herrschte kein Zweifel. Vergebens forschte van der Witz Jahre lang nach dem Aufenthalt seiner Schwägerin, bis die Fügung des Himmels ihn die Tochter bei mir finden ließ.

Er nahm sie auf der Stelle in sein Haus, und ich mußte mit. — —

Welch' ein Wiedersehen, welch' vielfache Ueberraschung! Euphemia kam mir lächelnd, hold erröthend entgegen, und reichte mir die Hand. Ach! sie war noch immer schön, aber würdevoller, gewisser in allen Verhältnissen der Züge und der Bewegung: eine junge wohlwollende Mutter.

„Wir haben uns als Kinder gekannt,“ hub sie unbefangen

an, erinnern Sie sich noch Ihrer sentimentalen Schülerin? — O, ich besitze noch das schöne Lied von ihnen: sul margine d'un rio, wissen Sie?"

„Und ich ihr Band —" stotterte ich.

„Bst! ums Himmelswillen — Kinder macht mir nicht bange, daß alte Liebe nicht roste, fiel mir van der Witz in's Wort. Spart auch vor der Hand alle Rückführungen in diese zärtliche Tonart; denn hier gibt's jetzt mehr zu thun." Er nahm Marien bei der Hand. „Nun Frau — schau her, wer ist das wohl?" Euphemia sah bald mich, bald Marien staunend an. — „Doch wohl nicht" — van der Witz: „Gib Dir keine Mühe — umarme die lange Gesuchte — unsre Nichte."

Das gab nun eine neue Scene. „Sein Sie meine Mutter," schluchzte Marie, und warf sich in ihre Arme: Die kleine Euphemia hing sich mit naiver Kindlichkeit, fast eifersüchtig an den Hals ihrer Mutter, und ich — drückte dem van der Witz herzlich die Hand.

„Endlich! endlich!" sprach der, „ist das Eis gebrochen."

Acht Tage darauf.

Wie Euphemia meines Gegenfüßlers Gattin wurde, ist noch einfacher. Eindrücke, die ein exaltirtes Gemüth festhält, verwischen sich bald in einem kindlichen, einfachen, namentlich unter Umgebungen, wo Zerstreuungen aller Art an der Tagesordnung sind. Euphemia war nicht des Präsidenten Tochter, sondern die eines armen verstorbenen Verwandten. Obgleich der Kinderlose nur Vaterstelle bei ihr vertrat, so war er doch zu gewissenhaft, um nicht für ihr Glück besorgt zu sein. Seine sinkenden Umstände hielten vornehme Freier zurück und deßhalb

war van der Witz, der Euphemien durch sein Spiel fesselte, ein willkommener. Wie ich das alles so ruhig erzählen kann? — Ich wundre mich über mich selbst, und doch wieder nicht, da ich Marien gesehen. —

Ein viertel Jahr darauf.

Van der Witz ist ein würdiger und verständiger Mann geworden. Er ist wie ein Franzose, der auch erst am Wendepunkt seines Lebens gesetzt wird. „Die Jugend hat ausgetobt," sagte er — „ich habe die Welt genommen wie sie ist, habe ihre Schwächen benutzt und mich in den Stand gesetzt, ein freier Künstler zu werden. Wäre ich gegen den Strom geschwommen, ich würde nie diese Unabhängigkeit errungen haben, durch die ich nun Euterpens fröhlichen Dienst kosten kann. Der Stich galt mir. Aber die Praxis zeigt, daß er Recht hatte. — Van der Witz ist ein reicher, glücklicher Mann. Sein Haus bildet sich zu einem wahren Kunsttempel heran, und alles Gute und Gediegene geht daraus hervor. „Ist es," spricht er oft zu mir, „ist es nicht der Mühe werth, zwanzig Jahre ein Narr zu heißen, um als behaglicher Weiser den Rest seines Lebens zu beschließen? Und Sie, Erasmus, auch Sie müssen glücklich werden. Ich bin Ihnen Revanche schuldig. Hab' ich auch damals nicht in Ihrem Concert gespielt, so will ich doch jetzt in Ihrem Schicksal eine durchgreifende Rolle spielen. Wenn ich mit einem Theil meines Vermögens Ihr mißgünstiges Fatum versöhne, so ist das nur eine heilige Schuld, die ich abtrage, denn durch Sie wurde mir das Glück, die Allotria meines Bruders wieder zu machen. Ihre Talente sollen nun nicht mehr im Trüben fischen, dafür lassen Sie mich sorgen. Nun, ich habe

so einen eigenen Plan in Petto. Aber vom Orchester müssen Sie; der Dienst paßt nicht zum freien Mann; und die Pfaffenkutte des Junggesellenlebens müssen Sie gar ablegen. — Unterschied der Jahre? wenden Sie immer ein. — Pah! wann wird das Herz des Künstlers je alt? besonders das eines Enthusiasten und — Marie ist kein Schmetterling. Verstanden!"

Zwei Monate später. Ende August.

Sie ist mein Weib, mein liebes sanftes Weib, und alle Götter der Liebe und des Glücks sind mit ihr bei mir eingezogen! Van der Witz und Erasmus machen nun ein Haus, und es ist eine Wonne, die beiden kleinen Familien in den Hauptactionen des Tags zu verfolgen. Jede Beschreibung bleibt hinter der schönen Wirklichkeit zurück. Deßhalb will ich genießen und nicht anatomiren. Aber wenn wir so unsere Frauen am Arm, durch die grünen Fluren des Maithals wandern, auch wohl sich Euphemia mit liebevoller Vertraulichkeit an meinen Arm hängt — und der neue Vetter Marien führt — wenn wir in der Jasminlaube unsers großen Gartens das Abendbrod genießen, und über Vergangenheiten scherzen; und dann die Weihestunden der Kunst — wenn unser Salon der Mittelpunkt alles Gediegenen und Gebildeten ist — wenn wir uns dann sagen: Heute ist einmal wieder ein tüchtiger Ruck zur Veredlung des Geschmacks gethan, wer ist dann glücklicher, als wir? —

Ende September.

Eine trübe Wolke beschattet unser Glück. Mariens Mutter ist hinübergegangen. Sie starb gerade an dem Tag unse-

rer Vermählung, und schied uns segnend. Sie war zu schwach zur weitern Reise. Marie faßt sich mit englischer Ergebung, denn sie hat nun höhere Pflichten.

Am 29. März.

Wie kann doch ein Augenblick im Leben alles anders gestalten! und nun ein ganzes Jahr? Wo war ich heute noch vor 365 kurzen Tagen, und was bin ich jetzt. Damals ging meinem Geburtstag des Schicksals Sonne melancholisch auf, heute scheint sie in heiterer Pracht; damals war ich einsam, tausend verletzende Widerhaken im zerrissenen Herzen — ein Hypochonder, heute im Kreise liebevoller Wesen, und an der Seite eines herrlichen Weibes; damals verfolgt vom Ungemach, jetzt begünstigt von Fortuna; ein heiterer Mensch. Das macht aber, ich bin unabhängig. Genug, daß alle meine Plane nun mit einmal gelingen; das Wort bedaure hat der Phrase: Wir schätzen's uns zur besondern Ehre Platz gemacht. Ich bin weder vom Ehrgeiz noch von Reformationsplanen geplagt; thue was in Stunden der Begeisterung mein Genius mir eingibt, und gräme mich nicht um den Erfolg. Wenn dann die harmlosen, spielenden Erzeugnisse heiterer Momente die gewichtigeren und bedeutungsvollen am Schlepptau nach sich ziehen, und diese durch jene in die Welt eingeführt werden: dann lächle ich über den Gang des Lebens, und sauge behaglich Vortheil daraus, wie die Biene Honig aus den Blumen, die sie leichtsinnig wieder verläßt.

Aber, was war die eigentliche Ursache von dem allen? Meine Talente? — Verdienste? — O nein. Ein Fastnachtstreich, eine Mystifikation aus dem Hirn meines immer humo-

ristischen Vetters entsprungen. Weiter nichts. Der Spaß war so originell als entscheidend. Van der Witz sprach schon öfters von einem Plane, der ins Leben müsse. Hier ist er. —

Er nahm meine Oper wie sie im ersten Original war, ehe noch der Vandalismus darin gewüthet, schrieb einen andern Titel darauf und bot sie der Direktion als ein Opus posthumus Beethoven's an. Der Schlaue wußte es scheinbar gültig zu dokumentiren. Alles fiel natürlich mit heißhungriger Begeisterung darüber her. — Alle Künste wurden aufgeboten, um dieses Meisterwerk würdig einzuweihen, denn man war von jeder Note bezaubert, man fand, daß elektrisches Blut durch alle Aederchen dieses Kolossen strömte, wie sich ein Schöngeist ausdrückte, und die Pausen hatten sogar mysteriöse Bedeutungen. Es wurden Sänger aus Italien, Tänzer aus Paris verschrieben, und die Journale füllten ihre Spalten nur mit Beethoven's klassischer Reliquie. Als der Tag erschien, strömte man aus allen Umgegenden herbei, und das Haus war bei verdoppeltem Preise und Gasbeleuchtung überfüllt. Kurz, der Pracht und des Glanzes war kein Ende und die Blätter sprachen von einem Fest für die Nation.

Wie das listige Werk begonnen, so schloß es auch. Jede Nummer versetzte das Volk in eine Art von Paroxismus, so daß mir bange um seinen Verstand war. Aber van der Witz meinte, ich könne unbesorgt sein. Am andern Tage, als er die Binde lös'te und ich wie Aeneas aus meinem Nebel sprang, kam man vollends in Allarm, und ich war mit einem Mal der Mittelpunkt der ganzen musikalischen Welt. Man schämte sich nicht, sich nicht zu schämen; denn Euphemia wurde in zwei Monaten mehr als zwanzig Mal gegeben, und ich könnte einen Lorbeer- und Sonettenkram anfangen. Kurz, mein Ruhm flog

von Pol zu Pol — ich bin geehrt, berühmt, reich, und mein Glück ist gemacht. O Welt!

Im Mai.

Und nun bin ich sogar Vater; Vater eines holden Knaben, mit schwarzen Augen und einer grellen Stimme. Erasmus Vater! O mein Gott, wodurch hab' ich auch das noch verdient? — Ich halte meinen Sohn fest im Arm, und die Mutter lächelt so holdselig zu uns herüber, daß mir's vor den Augen schwimmt. Van der Witz sieht mit komischem Ausdruck bald mich, bald den Knaben an, Euphemia aber sagt sehr naiv, indem sie ihre Hände über unser beider Achseln legte:

„Wer hätte das vor zwei und zwanzig Jahren gedacht?" und wie von einem innern Instinkt getrieben, sprang das junge Euphemchen ins Nebenzimmer zum Flügel, und phantasirte über den hohen hehren Choral: Nun danket alle Gott!

Mimosa.

Schicksale einer deutschen Prima-Donna.

Erster Brief.

Aus der Residenz.

So bin ich nun wirklich beim Theater? So ist die stille Heimath mir entrückt wie ein Frühlingstraum, und ich habe sie vertauscht mit einer neuen, mir völlig unbekannten Welt? Fremde Menschen sind plötzlich in meine engsten Kreise gezogen, Menschen, deren Gesichter bei Nacht, deren Seelen bei Tage geschminkt sind. Ich fühle mich in diesem Gemisch von Schimmer und Armuth, von Arbeit und Müßiggang, von Hochmuth und Unterthänigkeit, von Kunstsinn und Ignoranz so verlassen, fühle mich so klein mitten in diesen großen und ehrgeizigen Bestrebungen, daß ich nicht einsehe, wie ich jemals, und lebte ich hundert Jahre, die Hoffnungen, die man auf mich setzt, rechtfertigen kann.

Meine Eltern sind arm. Ach! daß ich sie mit meiner Hände Arbeit ernähren könnte! Aber da beschlich die Spekulation unser Haus — und meine leisen Hymnen, die ich im einsamen Stübchen zum Höchsten sandte, sollten mir meinen Frieden rauben.

Meine unglückselige Stimme, die an allem diesem Schuld ist, heißen sie bezaubernd, — sie haben sie ausgemessen, zer-

gliedert, eingetheilt und ihr einen lateinischen Namen gegeben. Der Mann, dem ich vorsingen mußte, überhäufte meine Eltern so lange mit Versprechungen, bis sie in mein Fortune einwilligten. Ich hatte keinen Willen dabei. Und doch ist mir dieser Mann, der das Glück meiner Eltern und das meine gründen will, in der Seele zuwider. Denn wer immer so freundlich sein und immer lächeln kann, ist gewiß nicht aufrichtig. Dann sagte er mir immer Dinge, die eher geeignet sind, mich hochmüthig zu machen, als zu belehren. Man nennt ihn Ritter, obgleich ich ihn noch nie habe reiten sehen, aber immer frisirt. Weil er über eine Menge musikalischer Künstler gesetzt ist, die er wie ein König beherrscht, nennt man ihn, sonderbar genug, Kapellmeister. Wenn ich dabei an die Kapelle denke, die meiner väterlichen Wohnung still gegenüber von dem großen Nußbaum beschattet steht — kommen mir immer Thränen in die Augen. Man sagt mir hier täglich Dinge, die ich früher nie hörte. Man spricht meine Muttersprache und ich verstehe sie nicht. Meine Hand, nur an häusliche Ordnung gewöhnt, fremde Männer drücken sie an ihre Lippen, als wenn sie ihr Eigenthum wäre. Sie nennen das Huldigung, wenn ich mich sträube; — Huldigung einem siebenzehnjährigen Mädchen, das doch nichts gethan hat, sie zu verdienen.

Ich habe Dir versprochen, Dir meine neue Lebensgeschichte, meine geheimsten Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, Dich gleichsam mit einzuführen in diese bunte Welt. Ich will Wort halten. Als ich in die Residenz kam, und kaum eine stille Wohnung bezogen hatte, dachte ich, man würde mich mit der Kunst vertraut machen, der ich künftig angehören sollte; ich glaubte, da ich nun einmal Künstlerin werden sollte, müsse ich auch vorher etwas können, und darin lag auch wirklich ein Trost

für mich. Was ich werden mußte, wollte ich wenigstens ganz sein. Aber kaum hatte ich mich von der Reise erholt, so wurde ich mit Besuchen überhäuft. Mein Zimmer gehörte andern Leuten mehr als mir selbst an. Sie nannten sich alle meine Freunde, alle riethen mir, was ich nun zu thun hätte, aber jeder rieth doch immer das Gegentheil von dem Andern, so daß mein armer Kopf ganz verwirrt wurde. Von meinen Studien, die ich machen sollte, war nicht die Rede mehr, denn es hieß, es sei keine Zeit mehr dazu, und die große Oper mache banquerott, wenn ich sie nicht rettete. Ich? du mein Gott! und am Ende sollte ich gar zum Werkzeug dienen, gewisse Kabalen durch mein Erscheinen zu entkräften. Ach! in welches Treiben bin ich gerathen. Von nun an kamen täglich zwei freundliche Männer zu mir, die sich mit mir einschlossen und mich sonst vor jedermann verläugneten. Der eine setzte sich an's Clavier, der andere stand hinter mir mit einer Geige. Mir gaben sie ein großes Heft Noten in die Hand, meine Partie. Diese Partie sollte ich auswendig hersingen lernen, memoriren, und darauf zum ersten Mal die Bühne betreten, debütiren. Du staunst über meinen Reichthum an fremden Wörtern? — O es kommt noch besser. Ich disputire schon über Dinge, die ich nicht verstehe. Du weißt, wie anspruchslos meine Lieder mir aus der Seele flossen, und daß ich meine Stimme nur dann am lautesten erhob, wenn sie Gott und die Natur preisen sollte. Das ist nun anders. Auf meine Empfindung kommt es nicht mehr an. Ich bin vielmehr gezwungen, mich so lang in einen anderen Seelenzustand hinein zu denken und zu verarbeiten, bis ich mich selbst ganz vergessen habe. Das heißt man einen Charakter auffassen und wiedergeben. Dabei bin ich gezwungen Wörter zu singen —

Wörter und Phrasen, Emilie, wobei ich hoch erröthe vor Schaam. Meine Lehrmeister, die an dem Stottern meine Verlegenheit merkten, lachten darüber und meinten, das würde ich noch alles lernen, und noch weit mehr. Ich muß es mir gefallen lassen. Die Art und Weise selbst, wie ich das dicke Heft memoriren sollte, war so anstrengend, daß mir oft der Athem ausging und mich Kehle und Brust schmerzten. Erschöpft sank ich nach solchen Folterleitern jedesmal auf mein Ruhebett. Endlich nach 6 ewig langen Wochen konnte ich jede Note auswendig. Viele Künstler wollten sich nun von dem Mirakel überzeugen, und sprengten das ungemessenste Lob von mir durch die ganze Stadt. Ich selbst nur kam mir dabei so unbedeutend vor, daß ich mich hätte vor mir selbst verbergen mögen. Zwar war ich vieler Schwierigkeiten Meister und meine Stimme bewegte sich ohne Anstoß und mit Leichtigkeit in allen Lagen; zwar verließ mich das Gedächtniß nie, aber — in diesen Notenkreisen lag auch mein ganzes Wissen, denn außer denselben war mir das Wesen der Tonkunst durchaus fremd geblieben. Meine Parthie war für mich eine Insel, zwar fruchtbar, aber so klein, daß jeder Schritt Gefahr brachte; — rings umgab mich ja das öde hoffnungslose Meer der Unwissenheit. Man tröstet mich, daß das Fundament des mühsamen Gebäudes meiner Kunst noch nach- und untergeschoben werden würde. Daher fühle ich, daß auf mich der Name Künstlerin nicht paßt. Man sollte mich Kunststücklerin heißen. Ich dachte wenigstens durch recht viele Proben endlich vertraut mit der Bühne zu werden, aber ich irrte. Man dachte nicht daran, mich sehend die neue Welt betreten zu lassen. Im Taumel der Sinne und des Herzens sollte ich sie betreten, und erst in der letzten von den zwei sogenannten

Hauptproben ahnete ich, weshalb ich so lange hoch und tief, sanft und stark gesungen habe, weßhalb ich in Thränen zerflossen, verzweifelt bin und gebetet habe; weshalb mich ein weltfremder Mann an seine Brust drücken und seinen Hauch, länger als zu ertragen, mit dem meinigen vermengen durfte. Von allen Proben, Emilie, war diese die schwerste! Denn Du kennst das Geheimniß meines Herzens. Mit den Bewegungen, Stellungen und all' den tausend kleinen Beobachtungen des Spiels und der Gebärde wollte es nun schlechterdings nicht gehen. Man sagte: „spielen Sie natürlich, machen Sie wenig oder gar nichts, wie sich's für eine Anfängerin ziemt. Das Publikum hat Nachsicht." Mein Verstand sprach aber, Mimosa, du hilfst die Kunst entwürdigen und das Publikum betrügen.

Der Tag ist nun festgesetzt, an dem ich zum ersten Mal diese neue Welt betreten soll. Ich zähle die Stunden nach den Schlägen meines Herzens. Morgen soll ich debütiren. Morgen ist der entscheidende Tag, an welchem mein Loos und das meiner guten Eltern geworfen wird. Hunderte von Menschen werden das Theater besuchen, mit hohen Begriffen von einer Kunstleistung, die man — ich weiß es — bühnenstaatsklug ihnen eingetrichtert hat; und alle haben doch keine Ahnung, wie unter dem schneeweißen Gewande der Vestalin die düstre Sorge brütet — und wie die Angst jeden Ton zu überwältigen droht, und all mein Gesang nur das Resultat des rollenden Schicksals sein wird. Ich traue nicht an das Fenster zu treten, denn alle Blicke der Vorübergehenden haften auf dem morgenden Opfer. — Fieberglühend brennt meine Wange, wenn ich an morgen denke! Ich warf mich tief in die Kissen, um diese Gluth zu kühlen — vergebens! — selbst der Thränenstrom,

der Balsam so vieler Wunden, hier heilte er nicht. Da zuckte plötzlich ein Gedanke in mir auf. Ich wollte der Intendanz schreiben, ihr meinen Zustand zu entdecken — mich krank melden — aber ein anderer, sicherer verdrängte ihn wieder. — Ich wollte fliehen in der Dunkelheit der Nacht „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen", tagelang mit Lust die Füße wund laufen — mit Entzücken mich durchbetteln in die ruhige, freundliche Heimath, wo mich noch der Gesang entzückte, ehe ich seine Kunst kannte. Mit wahnsinnigem Jubel packte ich einige Sachen zusammen, war schon auf der Hausflur — als ein Gepolter auf der Treppe mich zurückscheuchte. Ein Theaterdiener überbrachte mir mit stummem Ernst ein versiegeltes Blatt. — Ich halte den gedruckten Komödienzettel in meinen Händen. Er ist mein Verhängniß, das mich gewaltsam in den Strudel des Lebens wirft. Es ist nicht möglich. Ich kann nicht mehr zurück, ohne mich zu beschimpfen. Aber ist das die erste Station des Musenbergs, den ich erklimmen soll, wie wird die weitere Reise sein? Ersteigt man auf diese Weise seinen Gipfel? Emilie! bete für mich; denn nun weiß ich, wie einem Verurtheilten zu Muthe ist.

Zweiter Brief.

Wie ist mir? Wie soll ich mit Worten die Gefühle wiedergeben, die mich beseligend umströmen? Wie hat sich die ganze Welt doch mit einmal so ganz anders für mich gestaltet? Ein Meer des Glanzes und der Wonne umgibt mich. es ist, als wenn alle Menschen nur geschaffen wären, mir zu huldigen und zu dienen, als wenn die Welt ein Palast wäre,

in welchem ich regiere. Und weßhalb das Alles? Weil ich eine gewisse Anzahl von Tönen in abwechselnden Bedeutungen gesungen, — fast mir unbewußt, mit Sternschnuppen der Angst vor den Augen gesungen habe.

Ja, meine Theure! ich war glücklich, habe so gefallen, daß es meine kühnsten Hoffnungen überschreitet. Ich brachte die ganze Nacht in seliger Schlaflosigkeit zu — denn ich sah meine Eltern durch mich in blühenden Wohlstand versetzt — sah den Geliebten wonnetrunken die Arme nach mir ausbreiten; aber kaum graut der Dezembermorgen — so sitze ich am Pult, durch Mittheilung an Dich mein Herz zu erleichtern, denn auch die Freude drückt sorgenschwer. Glaube aber nicht, daß ich Dir eine Beschreibung machen werde, wie das alles zuging. Bin ich doch so verwirrt, daß ich dem dankbar sein würde, der mir selbst beschriebe, wie ich zu diesem Ruhm gekommen bin. Versetze mich, die blöde Minosa, die an der Eltern Seite nur das Haus verließ, und sich kaum getraute, die Augen aufzuschlagen — versetze diese mit einem Zauberschlag in einen Feenglanz schimmernder Sterne, die alle ihre Strahlen auf sie werfen, damit sie von tausend neugierigen Augen recht deutlich betrachtet werden könne; — denke sie Dir im Gefühl ihres Nichts mit tödtlicher Angst im engen Busen, in fremde Gewänder gehüllt, die verschämten Wangen mit einem lügenhaften Roth überzogen; denke sie Dir wie ein Automat dastehend, dessen verworrene Drahtzüge nur entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen — denke, daß vor ihren Augen Lichter, Köpfe, Logen und Parterre sich im Kreise drehten — und all' die auswendig gelernten Noten wie neckende Kobolde in zweifelhaften Sprüngen vor ihrer Erinnerung kreis'ten — denke sie Dir endlich ihre Seele Gott empfehlen, als sie den

gepreßten Athem zum ersten Ton schöpfte. Das alles denke Dir — und nun reime Dir zusammen, wenn Du kannst, wie sich schon bei meinem Erscheinen ein Wind des Beifalls erhob, der auch gleich so heftig wurde, daß ihm schon nach der ersten Arie nichts übrig blieb, als bis zum Schluß unaufhörlich fortzurasen, und daß mich diese jauchzende Menge mehreremal hervorrief, um mir ihre Huldigung auf eine noch bizarrere Weise zu bezeigen. Als die Oper aus war, halfen mir fremde Herren — alles Kunstfreunde — aus dem Wagen, begleiteten mich auf mein Zimmer, raubten mir die so nöthige Einsamkeit des Nachempfindens und Denkens, und achteten nicht auf meine Erschöpfung. Nichts von ihren ungemessenen Lobeserhebungen — erzählte ich sie nach, ich würde meine Schminke beschämen müssen, die noch auf meinen Wangen lag. Nur eines darunter fiel mir auf, daß nämlich ein Mann — nicht doch, ein Herrchen mit Brille und Glatze und einer wahrhaft beängstigenden Freundlichkeit, sich besonders an mich drängte, und mir mit den Worten: „Wir haben gesiegt!" ein Blatt in die Hände drückte, welches die Andern nicht sehen und doch bemerken sollten. Ich habe diesem Menschen nie Veranlassung zu solcher Vertraulichkeit gegeben. Ganz ohne Rücksicht auf meine Lage ging und kam man abwechselnd. Ich hatte nicht das Herz, mich in mein Schlafgemach zurückzuziehen. Gegen Mitternacht pochte es abermals, und der Direktor kam selbst, um einen dreijährigen Contrakt mit mir abzuschließen, mit einem Gehalt, dessen Summe alle meine Erwartungen überstieg. Freudetrunken unterschrieb ich — ach, Emilie, ich bin jetzt reich! — Endlich ging man. Erschöpft am Körper und vom Wechsel der Empfindungen, freudetaumelnd suchte ich mein Lager, aber zum ersten Mal konnte ich nicht beten mit jener reinen Inbrunst,

denn zwischen meine Gedanken gaukelten Töne und bunte Erinnerungen dieses Abends, sie zuckten wie farbige Blitze herein, und raubten mir die Andacht. Endlich schloß sich das Auge in wohlthätiges Dunkel, und die weiten Kreise verworrener Phantasien zogen sich enger und enger zusammen, bis ich entschlief.

Nun aber, gestärkt, entwirret, freier denkend und mich selbst überschauend, fange ich an, mich vor meiner eigenen Lage zu fürchten. Ach, die Kunst ist mir verdächtig geworden, der ich mich widme. Was gebührt denn dem Meister, der sie ergründet hat, wenn die Welt mir, die kaum noch an ihrer Oberfläche umhertastet, diesen Weihrauch streut? Alles hat doch einen Anfang. Ich nicht. Ich ende gleich!! — O mein Gott, ist mein Morgengebet, schütze mich vor Hochmuth. Lasse mich nicht untergehen in diesem Strudel des Lichts und der Ehre. Laß mich die Reinheit meiner angeerbten Begriffe bewahren, laß mich gut bleiben! Doch ich werde gestört — —

Mehrere Stunden später.

Was war das? — Ein neuer Zwiespalt erhebt sich in meinem Innern, seit dieser fürchterliche Besuch sich entfernt hat. Weg ist meine Seligkeit über mein gestriges Glück. Mir sind die Augen geöffnet, die Bühne ist für mich ein schwankes schlüpfriges Brett, mit gemachten Rosen bestreut, und unter mir gähnt schwindelnde Tiefe. Alles lügt — der Mime und das Publikum! Beide täuschen sich im klarsten Bewußtsein getäuscht zu werden, und doch gefällt man sich in diesem trügerischen Spiel. Ich bin aufgeklärt. Ach! das Glück, die Ehre, die ich gestern genoß — sie galten nicht mir, sondern der Signora

Bellona, die man dadurch stürzen wollte. Ich war nur die Maschine, der sich eine Partei bediente, jene in den Abgrund zu schnellen, den ich selbst seit einer Viertelstunde vor mir sehe. Vernimm!

Ich schrieb Dir gestern von einem Menschen, der sich an mich drängte und mir ein Blatt in die Hand schob. Der war es, der mich besuchte, und zwar mit jener Sicherheit, die schon ihrer Keckheit wegen verblüfft und gefangen macht. Ich weiß nicht, wie es kam, aber unwillkührlich war ich in seine Redensarten so verstrickt, daß ich, ohne es zu wollen, ja nur zu wissen — seine Vertraute wurde. Er übte eine Herrschaft über mich aus, die mich im tiefsten verletzte, und der ich doch nicht widerstehen konnte. Hörtest Du nicht schon von dem Blick der Klapperschlange? Doktor Artemisius, wie er sich nannte, war in einem Augenblick mein Beschützer, mein Protektor, und mein ergebenster Freund — er nannte sich meine Aegide, und endlich gar das Schwerdt des Alexanders. Meine Verlegenheit wuchs aber bis zur Verwirrung, als er mich frug, ob ich mit dem gestrigen Artikel einverstanden sei. Da ich ihm stammelnd gestehen mußte, daß ich ihn noch gar nicht gelesen, nannte er mich achselzuckend ein unschuldiges Kind, zog einen noch vorräthigen aus der Tasche, schloß ohne weiteres die Thüre ab, „da wir ganz allein sein müßten" — setzte sich zu mir auf's Sopha, und las, bei jeder Phrase mich mit stehendem Blick fixirend, Beifall abwiegend, daß mir ordentlich unheimlich wurde. Aber was las er? Den Correkturbogen einer Kritik über mein gestriges Debüt. Auf mein Erstaunen erwiederte er, sein Correspondent hätte schon im Voraus ihm mein Talent zergliedert, und so ein Artikel käme nicht früh genug in die Welt hinaus.

Der Mensch ist ein wunderbares Geschöpf, denn solltest Du glauben, daß ich trotz Verwirrung und Abscheu diese Vorlesung recht drollig fand und hinter dem Schnupftuch ein Lächeln verbergen mußte?

Was er las, war ein Gemisch verschiedener Sprachen und sinnloser Bilder. Es war deutsch und doch mir unverständlich. Ich will Dir den ersten Satz davon abschreiben: „Wir leben in einer Zeit, wo der Humor zum Rumor, Manier zur Manie, dramatischer Knäuel zum Gräul, Anstalten zu Unstalten, Kunstsinn zu Unsinn, Rüge zur Lüge, Zeitschriften zu Streitschriften geworden; deshalb beseligt es, wenn ein dramatischer Stern erster Größe plötzlich aus seiner glänzenden Sphäre herabschießt, um die Kunstwelt zu erhellen. So ein Stern ging uns in Signora Mimosa auf. Sie ist der Magnet, der die nordischen Herzen unseres Publikums an sich zog. Man sieht es auf den ersten Blick, daß ihr die höchste Kunst-Terne angeboren: Genie, Schönheit und Grazie. Ihre Stimme von Eminenzfarbe, bald Zenith und Nadir berührend, ist Geisterhauch und Sturmglocke zugleich. Ihr Vortrag ist ein Tempel Salomonis, hinter dessen Isisschleier der Luxus neckt. Die lieblichsten Bizarrerien, der Triller-Stukaturen und Mosaiks, der Cadenzen vielfarbige Marmors und Basreliefs, und alle die sinnenreizenden Zuthaten des modernen Styls gaukeln dahinter, Elfen gleich, in schwindelnden Kreisen um eine einzige Tonare. Es gehört wirklich neben den Forschungen des Rationalismus die beste Linse des Verstandes Mikrokosmus dazu, um die Hieroglyphe ihres stummen Spiels zu durchdringen. Die Unvergleichliche hält keinen Vergleich aus. Wohl ist auch unsere kleine Bellona ein Feuer, aber jenes schwerfällige Element auf dem rauchenden Heerde eines Bauern, während das

Talent der Mimosa dem Feuer des Himmels, dem Blitze gleicht: wohl ist auch Bellona ein Vulkan, aber ein Macaluba, der nur Schlamm auswirft u. s. w." — und so, meine theure Emilie, lautete der Anfang des Urtheils, welches Herr Artemisius nur gerecht nannte, über welches alle vernünftige Menschen lächelnd die Achseln zucken müssen. Ich mußte mich auch sogleich auf drei Exemplare des Quersacks abonniren, und ein Jahr voraus bezahlen. Wenn meine Eltern und Freunde in der Heimath dieses Lob lesen — was wird ihre Empfindung sein? Nimm mich in Deinen Schutz, Emilie.

Herr Artemisius entfernte sich, ohne meine Erklärung abzuwarten, mit den Worten: „Also sind wir einverstanden! Ich werde Sie durch meine Artikel heben — und Sie werden —" dabei küßte der Eklige meine Hand — „dankbar sein!" — Was er damit sagen wollte, weiß ich nicht recht, aber ich konnte ihm nicht recht in's Auge schauen, und doch bin ich nicht schuldig. Was ist das? Ich fühlte mich sehr unglücklich, setzte mich auf den Tritt am Fenster und weinte mich recht herzlich satt. Lebe wohl.

Dritter Brief.

Mehrere Monate später.

Zürne nicht, liebe Emilie, daß ich so lange säumte, Dir Nachricht von mir zu geben, aber im Kopfe wimmelt's mir, gleich einem Ameisenhaufen. Die Geschäfte schlagen über mir zusammen. Ich habe oft 2—3 Parthien auf einmal zu lernen, so daß es ein Wunder ist, wenn ich zuweilen nicht die eine mit der andern verwechsele. Ich komme fast nicht von der Bühne;

denn Bellona ist in Folge von tausend Kränkungen, die ich gewiß nicht veranlaßt habe, aber doch auch nicht hindern konnte, abgedankt, und ich bin nun im alleinigen Besitz aller ersten Parthien. Ich bin prima donna assoluta! Zwar konnte ich noch nicht an's eigentliche Studium des Gesanges kommen, und muß mich täglich mit meiner eigenen Unbehülflichkeit plagen, aber theatralische Verhältnisse lassen diesen Zeitverlust nicht zu. Ich sehe das auch ein. Artemisius, der sich übrigens als ein emsiger Freund bewährt, sagt mir: „Sie werden für's Singen, nicht für's Studiren bezahlt." Er ist doch ein guter Mensch, den ich anfangs zu scharf beurtheilte; und was ihn mir besonders werth machte, ist sein Wohlthätigkeitssinn, da er bald hier einer armen Familie, bald dort einem hülflosen Künstler aufhilft, wofür ich auch einen beträchtlichen Theil meiner Gage festgesetzt habe, und es schmeichelt mir sein Zutrauen zu mir allein. Dann ist es doch auch nicht so übel, wenn man sich gar nicht um die Verbreitung seines guten Namens zu kümmern und immer eine Feder disponibel hat, die uns gegen Feinde, gegen Ungerechtigkeiten und Kabalen sichert. Ist nicht Bellona gefallen durch diese Feinde? Aber sie wußte sich keine Feder zu sichern, weil ihr der Hang zum Wohlthun fehlte. Man muß klug sein, liebe Freundin! Ich habe einsehen gelernt, daß man mit dem Strome schwimmen und mit den Wölfen heulen muß. Man braucht ja deshalb nicht selbst Wolf zu sein. Der liebe Gott hat uns Herz und Vernunft, aber auch Kopf und Verstand gegeben, und es wäre undankbar, diese letzten Gaben nicht auch zu gebrauchen.

Was nun meine theatralischen Leistungen betrifft, so steigt allerdings zuweilen der Gedanke in mir auf: hättest du was Tüchtiges gelernt, so wärest du selbstständig, brauchtest nicht

täglich die fremde theure Hülfe und schoutest deine Stimme, die freilich auf diesem Wege sehr attakirt wird. Aber — man gewöhnt sich daran. Zudem schärft sich das Gedächtniß sehr dabei, und man erhält sogar eine gewisse praktische Routine des Treffens. Ich weiß zwar nichts von Noten, Intervallen, von inharmonischen Verwechslungen, Tonarten und all' den Anfangsgründen der Musik; aber die Gewohnheit thut doch vieles. Ich sehe z. B. eine Figur, die ich schon tausendmal gesungen habe, einen Sprung oder so was, und flugs bin ich im Stande, es wieder so zu machen. Dann weiß ich genau, wenn meine Noten den Berg hinauf- oder herabgehen, oder sich in derselben Lage bewegen. Dann gehe ich eben auch hinauf, herab, oder bleibe stehen. Haben es doch hunderte von berühmten Sängerinnen so gemacht, und machen es noch immer so, das tröstet mich. Artemisius vertheidigt sogar diese Schule in einem seiner Artikel, indem er sagt: „in dieser Praxis basire sich die wahre geistige Freiheit, und das engherzige abgezirkelte Einmal Eins der Musik lege ihr Fesseln an."

Das größte Geschenk der Natur ist, daß ich alle Schulen der Welt in meiner Kehle habe. Ich kann alles nachmachen, zwei- bis dreimal probirt, und es ist da. Den Triller schlug ich schon als Kind mit der Nachtigall um die Wette, und Coloratur fließt wie Spreu von meinen Lippen. Weshalb soll ich studiren? Bin ich doch auch ohne Studium der Liebling des Publikums. Es trägt mich auf den Händen, es spannt mir die Pferde aus, es wirft mir Lorbeerkränze, ich prange in Gedichten, erhalte Geschenke, glänze in allen Cirkeln, wo gesungen werden muß, und das alles ohne Schule. Ich singe in jeder Oper die erste Parthie, bin Kammersängerin dabei, und kein Conzert ist ohne mich vollkommen. Dabei trachte ich

über alles nach Vielseitigkeit, denn das, was man besitzt, zu geben, ist keine Kunst, sondern das zu erreichen, was uns fehlt. Deshalb singe ich heute den Tankred, morgen die Desdemona, den Sargin, den Romeo, die Königin der Nacht, alles durcheinander; das bricht die Stimme, das macht unentbehrlich!

Da mein Organ von Haus aus etwas dick ist, glaubst Du nicht, daß es auf diesem Wege bald, wie man sich in der Kunstsprache ausdrückt, ausgesungen sein wird?! und ich versichere es Dir, daß ich auf dem besten Wege dazu bin.

Ich muß schließen, denn so eben bringt unser Kalkant sechs neue Parthien. Grüße meine Eltern und — ihn. Ich konnte diesmal nicht schreiben.

Vierter Brief.

Lange Zeit darauf.

Ich schreibe Dir dies in einem kleinen Landstädtchen, wohin mich das Schicksal verschlagen. Weshalb ich Dir so lange nicht geschrieben? Es war der Rausch der Verblendung, in dem ich lebte, und darauf Schaam, als mir die Augen aufgingen. Meine Geschichte ist kurz, aber sie diene Allen zur Warnung, die ohne Kultur, ohne Welt- und Menschenkenntniß diesen gefährlichen Weg einschlagen. Das Gefühl moralischen Werthes wird ihnen wenig nützen, sobald sie nicht bepanzert sind mit siebenfachem Erz gegen die äußern Eindrücke, die in diesem Stande, mehr wie in jedem andern, auf sie einstürmen. Nur ewig lauerndes Mißtrauen, nie argloses Hingeben wird sich im Bühnenleben halten. Ich will Dir beichten —

Emilie — beichten mit aller Zerknirschung eines zerrissenen Gemüths. Du weißt, wie hoch ich bei meinem früheren Engagement in der Residenzstadt stand, wie mir Publikum und Freunde Weihrauch streuten. Freunde? Warum fällt mir jetzt ein, was Ariost so treffend sagt:

> Wer recht ihn liebe, kann der nicht erfahren,
> Der auf dem Glücksrad sitzet, frei von Harm.
> Die falschen Freund' umstehn ihn, wie die wahren,
> Und jeder scheint von gleicher Treue warm.

Und dieses schwindelnde Glück war es, das mich übermüthig machte. Hoch und fest stehen, war für meine Begriffe gleichbedeutend. Dabei zog mich die Welt der Intrigue in ihre mystischen Kreise, und nach und nach war ich das Haupt einer Clique, die sich gebildet, mit wahrhaft schändlichen Grundsätzen kleinliche und gemeine Interessen zu erheben. Unter der Leitung Artemisius ward ich bald Meisterin der Kunst, dem Egoismus alles Edle zu opfern. Dabei war ich Verschwenderin — und wie ich den Born meiner Stimme unversiegbar glaubte, so auch den meiner Kasse. So lange noch beider goldne Klänge vollschwingend ertönten, ahnete ich den Werth einer weisen Oekonomie noch nicht. Meine forcirten Gastreisen, von Wuth nach Ruhm und Gewinn erzeugt, führten durch Bäder, wo ich meistens das verspielte, was ich durch Aufopferung meiner Gesundheit gewann. Artemisius war dabei mein Oekonomieverwalter, er bewies mir, daß zu meinen artistischen und merkantilischen Interessen er mir unentbehrlich sei.

So stand ich bald auf dem Gipfel, auf welchem ich nicht bemerkte, wie sich nach und nach Familien von mir zurückzogen, deren Grundsätze mir früher ehrwürdig erschienen sind. Eine Katastrophe konnte nicht ausbleiben. Sie erfolgte — aber

so schnell und gewaltig — doch vernimm, es sei eine Strafe für mich, sie Dir selbst mitzutheilen: Es nahte die Zeit heran, in der mein Kontrakt erneuert werden sollte. Aber gerade da erschien auch eine Prima-Donna aus Italien, deren Ruf gleich dem meinigen allgemein verbreitet war. Meine Freunde sagten, die Direktion habe sie verschrieben, um meinen Uebermuth zu zügeln. Ich wußte, daß die Direktion die eigensinnige und capriziöse Mimosa haßte. Also galt es, alle Minen springen zu lassen, und eine Faktion zu bilden, um über meine Nebenbuhlerin zu siegen. Um so mehr mußte zu einem Kunstgriffe geschritten werden, da ich schon seit einiger Zeit von einer unbegreiflichen Heiserkeit befallen und meine Stimme nur periodisch rein war. Daß Artemisius als mein Feldmarschall diese geheimen Angriffe auf meine Feindin leitete, versteht sich von selbst. Daß er dazu einer Summe bedurfte, die aus meiner Kasse floß, wird der verstehen, der einige Zeit den geheimen Kabinetsgang gewisser Schauspieler und Sänger beobachtete. Der Plan war unvergleichlich angeordnet, und alle Posten wohl besetzt. Die Stunde schlug und mit dem Vorhang rollte auch mein Verhängniß auf. Als Signora Innocentia, so hieß meine Nebenbuhlerin, auftrat, mit einer hohen edlen Gestalt und der ganzen Bescheidenheit, und doch auch dem Bewußtsein, das Talent und Kunst einflößen, da erhoben sich unwillkührlich Laute des Beifalls unter den Indifferenten im Publikum, welche aber die Creaturen meiner Clique sogleich in ihre Schranken zurückwiesen. Da trat ich auf — der Held der Oper — und zugleich rebellirte hoher Jubel und Kränze fielen zu meinen Füßen. Zwar zischte die Zahl meiner Gegner, aber diese übertönte bald jenes hohle tölpelhafte Toben an einzelnen Stellen der Gallerie und des Parterres, woran

man gleich den wahren Geist des Beifalls erkennt. Aber nun kam bald die Scene, die meinen Triumph vollkommen machen sollte! das große Duett mit Innocentia, worin sich alle Fanfaronaden des italienischen Geschmacks kreuzten. Ihr erstes Solo endete unter Zischen, sie trat zurück mit einer Miene, worin sich Indignation und Verachtung mischten. Ich werde diese Miene nie vergessen; aber ich blieb ungerührt. Nun begann **mein** Solo, und als ich eben beginnen wollte mit einigen Leuchtkugeln, und dabei einen triumphirenden Blick in die Räume sandte, da, Emilie, sträubte sich mir das Haar vor Entsetzen; denn mir gegenüber in einer Ecke der Loge gedrückt, mit falbem, kummerbleichem Gesicht, mit schneeweißen Locken, saß — mein Vater! und an seiner Seite, blaß und traurig, er — den ich im Strudel meiner Sünden vergessen konnte — **Ferdinand**, der treue Jugendfreund. — Den jähen Eindruck dieses Moments Dir beschreiben zu wollen, wäre Thorheit. Es war mir, als wäre ich plötzlich in einen See gesprungen, dessen Wellen abwechselnd Eis und Gluth auf mich anströmten. Mein ganzes Selbst schnurrte auf zwei Empfindungen ein — die Nothwendigkeit meiner Ehrenrettung und das plötzliche Licht, welches jener Anblick auf mein verworfenes Leben warf. Die letzte Empfindung aber verschlang die erste. Ich wollte mich sammeln, vergebens, die Musik des Orchesters ertönte wie ein Bienen-Chor herauf, ich hörte das Murren des Publikums, es dunkelte vor meinen Augen, noch einen Blick in jene Loge, und ich sank meiner Feindin in die Arme. Der Vorhang mußte fallen und ich wurde in die Garderobe getragen. Stärkende Wasser und ein harter Wortwechsel brachten mich wieder zu mir selber. Artemisius und Ferdinand standen vor mir. Wie einen Feuerstrom wälzte dieser des Vorwurfs

erschütternde Beredtsamkeit über jenen hin, der blaß, feig und im Gefühl seiner Schuld vor ihm erzitterte. Innocentia hielt mich theilnehmend in ihren Armen, und in gemischten, bunten Costümen, aber noch gemischteren Gefühlen und Mienen umstand das Theaterpersonal diese seltsame Gruppe. Als endlich Artemisius an mich selbst appellirte, ich ihn aber mit einem Blicke der Verachtung strafte, und mich Ferdinanden schluchzend in die Arme warf, floh er ergrimmt und mit ihm mein Glücksstern. Unterdessen wurde das Publikum ungeduldig, es verlangte den Fortgang der Oper. Ich sah ein, daß ich mich sammeln, meine Stellung behaupten mußte. Der innere stille und mich aufrichtende Vorsatz, wieder gut werden zu wollen, half mir aber nichts, der Stab war über mich gebrochen; denn wie ein Heidebrand liefen die schmählichsten Gerüchte zum Nachtheil jenes Auftritts im Publikum herum. Artemisius hatte ja die Karten gemischt. Kurz, als ich wieder auftrat, empfing mich die wüthendste Faktion, und die vor einer halben Stunde noch Angebetete — wurde ausgepfiffen. Zerrissen im innersten Herzen, verzweifelnd verließ ich die Bühne, um sie hier nie wieder zu betreten. Erlasse mir nun die schmerzlichen Zergliederungen. Ich verfiel in ein hitziges Fieber, das Monate lang an meinem Körper und an meiner Stimme zehrte. Mir wurde schon gleich nach jener Katastrophe aufgekündigt, und Innocentia stand hoch über meinen Trümmern. Nach jener Krankheit, die meine Kostbarkeiten sehr zusammenschmelzte, ward ich die Gattin meines Ferdinand. Er, meine guten Eltern, und zweifelhaftes Glück, begleiten mich nun auf meinen theatralischen Kunstzügen. Häusliche Sorgen fingen an, mir eine Kunst zu verkümmern, die noch bis jetzt nicht ganz mein Eigenthum geworden ist, und es auch nie mehr werden kann.

so zogen wir von Bühne zu Bühne, anfangs von Artemisius giftiger Feder verfolgt, die überall mir Unheil brachte, und Vorurtheil erweckte, ehe man mich gehört. Bald aber wurde meines unversöhnlichen Feindes Eifer überflüssig, denn wie früher ungemessene Anstrengungen, zehrten jetzt die Sorgen für die Existenz, und das Nomadenleben an meiner Stimme, die in ihrer Blüthe unverwüstlich schien — zehren auch noch an meinen wenigen Reizen, die ja auch für das größte Talent als Aushängeschild unentbehrlich sind. So empfinde ich dieselbe Abhängigkeit immer mehr, die ich einst andere fühlen ließ, so nisten im tief innersten Gemüthe versteckt, die Scorpione des Zweifels und der Unsicherheit, während auf der Oberfläche die Götter der Freiheit und des sogenannten Künstlerstolzes ihre allmächtigen Blitze schleudern; so schlich sich im Innern des Hauses allmählig fühlbarer Mangel ein, während an seiner Schwelle bunte Kirchweihkränze und Festfahnen flatterten. So kam ich endlich hier an. Ich fand für gut, einen andern Namen anzunehmen, damit keine mögliche Erinnerung auf das hiesige Publikum einwirken möge. Meine Eltern und meine Kinder ließ ich in ***berg zurück, um den Direktor, der übrigens ein rechtlicher Mann zu sein scheint, nicht gleich anfangs schwierig zu machen. Das Publikum soll hier anspruchsloser und einfacher wie in der Residenz sein, und so wird mir wohl eine günstige Aufnahme nicht fehlen. Dazu hat Ferdinand Hoffnung eine Anstellung beim Zollwesen zu erhalten. Wir haben also die besten Aussichten von der Welt. Morgen trete ich als Desdemona auf. Halte mir beide Daumen. Uebermorgen mehr von Deiner Mimosa.

N. S. Denke Dir, ich bin sehr gut bei Stimme.

Fünfter Brief.

Ach, meine Freundin, wie ist's doch so ganz anders, wenn man eine Bühne betritt, an der uns ein brillanter Ruf vorausging, und das Publikum mit günstiger Stimmung für uns die Räume füllt, als wenn man furchtsam zagend und besorgt für die Existenz sein muß; wenn die Gedanken, die sich allein mit der Wichtigkeit des Moments beschäftigen sollten, wenn sie durch tausendfältige Sorgen zerstückt und unwillführlich auf äußere Gegenstände gezogen sind. Ich habe das gestern recht schmerzlich empfunden. Mein Geist konnte nicht, wie ehemals, die Stimme auf seinen Schwingen gen Himmel tragen. Ach! das Publikum ist hart und ungerecht. Es fühlt nicht, was die Brust des Künstlers bewegt. Es wird nie begreifen können, daß der Künstler ihm auch als Mensch gegenüber steht. Es betrachtet ihn als Maschine, die 3 bis 4 Stunden lang aufgezogen ist, und deren Federn so lange ihre Springkraft behalten müssen bis der letzte Heller des Eingangspreises auf diese Art abgerädert und abverdient worden. Beim Fallen des Vorhangs ist auch jedes geistige Band, jede nothdürftige Sympathie zerrissen, das Publikum verläßt den Sonnentempel so gleichgültig, wie es ohngefähr eine Menagerie verlassen würde, in der die Heldengestalt eines Orang-Outang, dort ein strotzender Pfau und da ein naiver Barribal die besondere Aufmerksamkeit erregte; und wir Söhne und Töchter Apollo's werden dann in größern oder kleinern Behältern bis zur nächsten Aufführung eingeschachtelt, wo wir dann nicht sonderlich von dem eigenen Kunstfett, sondern von dem trocknen Brode bis zum Braten des Beifalls hinauf zehren.

Abstrahirst Du wenig Ausnahmen, so hast Du hier ein kurzes, aber treffendes Bild des Theaterlebens zur Oeffentlichkeit.

Daß mein gestriges Debüt ein lebender Abdruck nach dieser Zeichnung sein mußte! Ich schrieb Dir, daß ich in der Desdemona auftreten würde. Aber da kam es, daß der Doge von Venedig am Nachmittag vor der Aufführung seine Stimme verlor, und auch von Keinem ersetzt werden konnte. Da mußte schnell eine Surrogat-Oper herbei, und aus dem Meere des Repertoirs (es war gerade Ebbe) wurde Don Juan herausgefischt. Ich hatte die Anna lange nicht gesungen, jedenfalls fürchtete ich mich schon früher immer davor, weshalb? — Die Frage mögen Dir unsere Celebritäten beantworten. Ich hatte kaum so viele Zeit, den ersten Akt meiner Parthie durchzufliegen und mich anzukleiden. Um sechs Uhr aber sollte mein Schicksal beginnen, um neun Uhr sollte es entschieden sein. Das Haus war zum Erdrücken voll. Man entbrannte vor Begierde, die Signora Sorti, so hieß ich jetzt, vor sich zu sehen. Man tobte, daß die Ouverture beginnen sollte. Sie begann. Ich stand auf meinem Posten; aber verzeih' mir, göttlicher Mozart, ich hörte nichts von deinen Tönen. Ein jeder davon ward zur glühenden Kohle unter deinen Füßen. Schon hatte Leporello sein „Notte e giorno" begonnen, als aus meiner Parthie ein offener Brief fiel — die Adresse war an Ferdinand, die Hand die meiner Mutter. — Mein Don Juan, dessen Mantel ich gefaßt, überreichte mir das gefallene Blatt — ich wagte nicht zu lesen — was konnte es sein, das mir verschwiegen werden mußte?

Ich stand noch in Zweifel versunken, als bereits die grandiose Steigerung des Orchesters ertönte, und mein Don Juan rief: „Um Gotteswillen, wir versäumen uns!" Instinktmäßig riß ich

ihn auf die Bühne und begann mein: „non sperar.“ Instinktmäßig sang ich alles übrige, und stand wieder in meinen Coulissen, mich kaum erinnernd, daß ich auf der Scene war. Meine Sinne waren zerstreut, statt concentrirt, denn die Sorge um Beifall wie um jenen Brief, nahm sie in Anspruch. Ich suchte nach jenem Schreiben, ohne es zu finden. Auch Ferdinand war nicht zu sehen. In doppelter Seelenangst harrte ich so auf den Schluß des Terzetts; da erklang das Ritornell, und mit dem Gedanken: Es muß! stürzte ich hinaus auf den gefallenen Gouverneur zu. Gab es jemals eine wirkliche Anna in solcher Schreckenslage, ihr Herz konnte nicht höher geschlagen haben, als das meinige schlug. Aber die Situation riß mich hin, wie das ja immer sein sollte, wenn der wahre Künstler, steht er einmal vor den Lampen, alles Bürgerliche, ja sich selbst vergessen muß. Aber bei den Worten „mio caro padre“, die ich hingebeugt über die theure Leiche ausstöhnte, faßte mich plötzlich die Schreckensidee — wenn jener Brief von Mutters Hand, wenn er dem Vater gegolten — wenn er — aber ich mußte diese Idee aussingen, „quel sangue, quel volto“ und so in einem Doppelgefühle der Kunst und des eignen Kummers verschmolzen, unter bitterm Thränenstrom erzitterte das „padre amato!“, und als ich in fieberkranker Ideenverbindung die Worte aushauchte: „io manco, io moro“ — und auf die Leiche hinsank — Anna und Mimosa zugleich, da erscholl das ganze Haus von einem Beifalls-Hagel, wie ich ihn noch nie gehört, und solltest du es glauben? mitten durch meinen Schmerz quoll ein Atom der Eitelkeit hervor. Höllenqual und himmlisches Entzücken raubten mir fast die Besinnung, und als ich in Ohnmacht theils lag, theils liegen mußte, war es wirklich gut, daß die rohen Fäuste der Comparsen, die

mein zärtlicher Octavio mich anstreichen ließ, mich wieder zu mir selber brachten. Wie ich das Duett gesungen, weiß ich nicht mehr, nur so viel ist gewiß, daß mein Geliebter herzlich schlecht gesungen, stets detonirte, an jeder Note ein Pfund Blei nachschleppte, und daß am Schlusse einige Zischer laut wurden. Galt das ihm oder mir? Einige Nummern frei suchte ich nun Ferdinand auf, der mich des Briefs wegen aufklärte. Es war nichts, und nur meine aufgereizte Phantasie spielte mir einen Streich, der zufällig hier effektuirte.

Mutter segnete mich zu meinem morgenden Geburtstag. Das war alles. Ihr Schreiben war durch ein Versehen in meine Parthie gekommen. Das folgende Quartett, war es ernste forschende Prüfung, oder verstand man es nicht, kurz es ging spurlos vorüber; und ich war immer noch im Zweifel, wie ich eigentlich, nach jener Equivalenz, mit dem Publikum stand. Das sollte sich jedoch in der folgenden Arie, mit dem großen Recitativ, dem eigentlichen Nerv der Parthie, zeigen. Die Contrabässe, die fürchterlich-schönen Schlag-Accorde des Ritornells erdröhnten mahnend an mein Ohr, als wollten sie sagen; „Siegen oder fallen", und als ich ein Herz gefaßt und mit gesteigertem Entsetzen das hohe as auf dem soccorretemi fest anschlagen wollte, Himmel! da schlug mir die Stimme über! und ein Unisono von Zischern, wie ich es seit der Innocentia nicht mehr gehört, drang zu meinen Ohren. Mir schwamm es vor den Augen, und „o dei, o dei" sang ich mit muthlos herabgesunkenen Armen, den innern Gedanken an Gott gerichtet; denn es fielen mir meine armen Kinder ein. Die eiserne Nothwendigkeit, mich zu sammeln, sah ich ein; aber wie konnte ich's, auf solche Weise zernichtet? Die Barbaren! auf einen einzigen verunglückten Ton das ganze Gewicht einer

vernunftlosen Kritik zu werfen! Wollte man sich Liebe und Kunstbegeisterung für die Folge der Oper erzischen? Wo lebt der Held, der, den Pfeil in der Brust, fortfährt, seinen Wall zu erstürmen?! Ein Opfer der Inhumanität stand ich da, Thränen im Blick, zerknirscht; hohnlachende Kannibalen schwangen ihre Geißeln gegen mich, und ich sollte frohen Muthes, und kühnen, erhabenen Adlerflugs ihnen entgegenfliegen? Ich vermochte es nicht. Ich sang nur Notenköpfe, die Luft gebrach mir zur Ausdauer. Ich sang im Bewußtsein, immer schlechter zu singen; und als endlich die Arie endete — welch ein Zustand! Schaambegossen abgehen zu müssen, hinter mir tausend Schlangen, die mir züngelnd nachzischten, und dann doch wieder erscheinen zu müssen, Zernichtung im Herzen und Muth — was sage ich — Frechheit auf der Stirne. Ach! hätten die Menschen einen so verzeihlichen Fehler mit Nachsicht hingenommen, Dankbarkeit allein schon würde mir das Feld gewonnen und mein Talent mich wieder erhoben haben. Ich war ja so gut bei Stimme. Nun war's aber aus. Mit der Arie war der Stab über mich gebrochen. Im Finale und Sextett war ich nur Automate. Ein Heer von Feinden stets vor sich sehen zu müssen und eine trostlose Zukunft hinter sich! Da singe Jemand. Die Briefarie ließ ich weg. Mir war nicht mehr zu helfen. Mein Licht will erlöschen, wie mein Stern. Ich muß schließen. Du wirst manche Stelle durch meine Thränen verwischt finden. Beklage Deine Mimosa.

Sechster Brief.

Tags darauf.

Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten! O übergroße Wonne! Ich bin nicht mehr am Theater. Ferdinand hat in der Stille für unser Glück gearbeitet und eine schöne Anstellung im Vaterlande erhalten. Das war der Mutter Segen. Die Feder fliegt wie mein Herz. Ich kann nicht mehr, aber in acht Tagen liegt in Deinen Armen

Deine

Mimosa.

Meisters Leidensjahre.

Fragment eines Briefes E. T. A. Hofmann's an einen Freund.

.... weil ich seit langem weiß, welchen Antheil Du an meinem Leben und Sein nimmst.

Du hast mich in Königsberg geliebt, in Glogau geschätzt, in meinen sarmatischen Verirrungen bedauert; Du hast mir Glück gewünscht, als ich, vom Schicksal gezwungen, dem Panier der Kunst folgte; Du hast endlich den Kopf geschüttelt, als ich am Kammergerichtstische von neuem einen Zuhörer-Platz einnahm, weil Du Dir einbildetest, die Relationes ex actis, die mir von Kindesbeinen an nicht schmecken wollten, würden mich vollends jetzt anekeln, da ich Euterpens fröhlichen Dienst gekostet. Aber ich darf Dich darüber beruhigen. Meine musikalische Existenz in Bamberg, Leipzig und Dresden hatte zwar der Rosen manche, aber der Dornen viele, die mich unaufhörlich prickelten und durch diese Stachelqualen eben die wunderbaren Bilder à la Callot, die Kreisleriana, aus meinem Innern heraufzauberten, die mir in der literarischen Welt einen Namen zu machen beginnen, wenn gleich vielleicht einen seltsamen. Nicht meine Kapellmeister-Zwistigkeiten mit den Thespiden, nicht meine höchst verwirrten Oeconomieverhältnisse waren jedoch die Zugpflaster, die meine Gehirnkräfte aufreizten. Die

erstere legte meine Derbheit immer baldigst bei, die letztere trug ich mit stoischer Fassung, auf bessere Zeiten hoffend: Die tolle Herzensneigung, die mich damals beherrschte, zeugte die drolligen Gestalten meiner Phantasie, und der Unmuth, den ich aus meinen Musikstunden mitbrachte, brütete sie auf dem Papiere aus. Ja wahrlich! wenn der liebe Gott zu den ersten Menschen sagte: Im Schweiße Eures Angesichtes sollt Ihr Euer Brod essen, so berücksichtigte er größtentheils diejenigen von Adams Nachkommen, die einst Musik lehren würden. Alle Zwangsjacken und Marterkajüten der Galeere des Menschenlebens sind Kinderei gegen die vielen gallenbittern Stunden, die ich im musikalischen Unterricht verseufzte, und das Wort: Schanzen, welches in manchen rheinischen Gegenden das Stundengeben bedeutet, ist freilich trivial, aber höchst passend. Alle 7 Kreuze waren meinem Leben vorgezeichnet, als ich diese Schanzarbeit beginnen mußte, um eine Familie zu ernähren, um selbst essen zu können. Trauriges Loos, das einer kurzen, aber näheren Beleuchtung wohl werth ist, wenigstens für Dich, der Du nur das Schlaraffenleben der Kunst, nicht ihre Daumschrauben kennst.

Stelle Dir einmal einen Meister vor, der als Dirigent eines Orchesters dem Publikum Sand in die Augen gestreut, der in einigen Familien-Kränzchen und öffentlichen Concerten das Ohr der Zuhörer bestochen hat. Man wird aufmerksam auf ihn; man ist neugierig, den närrischen Kerl zu sehen, der auf seiner Geige halsbrechende Furioso-Sprünge wagt, auf seinem Flügel ganze Völkerschlachten im Allegro molto, die darauf folgenden Friedensschlüsse als zierliches Rondo zu executiren versteht, und mit einem Congreß-Walzer zum Schluß alle Herzen bezaubert. Es wird Ton, ihm die hoffnungsvollen

Kindlein anzuvertrauen. Ein schönes Vertrauen allerdings, das sich jedoch häufig in der ersten Unterredung sonderbar ausspricht. „Sehen Sie dieses Mädchen", beginnt die Mutter da sich der Vater in der Regel um den Unterricht der Kinder in Künsten und ähnlichen Lappalien gar nicht bekümmert: sie brennt vor Begierde, von Ihnen die Anfangsgründe der Musik zu lernen; .... was kostet's?" — Diese letzten Worte sind ein Donnerschlag für die Meister; indessen die Welt nehmend, wie sie ist, tarirt er das Unbezahlbare: seine Kunst, seine Zeit. Nun fängt aber das Klaglied der Mutter an. Die bösen Zeiten, Mißwachs, Theurung, Handelssperre, alles muß beitragen, um dem Meister begreiflich zu machen, daß er zu viel verlangt. Zugleich bemerkt man ihm, daß das Brod wohlfeiler geworden, und der Zögling in spe noch sehr ungeschickt sei; daß man dem A B C-Instruktor das Honorar nicht gebe, das allenfalls einem Professor gebührt; daß sich jedoch mit den Fortschritten des Kindes alles ändern werde, NB verbessern. Doch wozu das Detail der Mäkelei? Der Meister denkt an die Seinen, und verdingt eine Lebensstunde, wer weiß, auf wie lang. Nun geht aber die Qual an. Das Töchterchen, das vor Begierde brennen soll, besitzt gar keine Lust zur Musik, die es blos, weil es Sitte ist, lernt. Der Meister, eifrig und beharrlich, versucht auf alle Weise sein Glück. Umsonst! das Talent fehlt, der Wille fehlt; Ueberdrüß und Langeweile fehlen aber nicht. Die Monate kommen nach der Reihe heran, die Fortschritte bleiben aber aus. Die Eltern, begierig, aus ihrer Tochter eine Catalani, aus ihrem Sohne einen Mozart erwachsen zu sehen, suchen die Verzögerung dieser Hausfreude im Lehrer selbst. Man zählt ihm die Minuten vor; er soll mit dem Schlage der Uhr eintreten und die Glockenstunde aus-

halten, wenn er gleich schon beim ersten Viertel sich Faust's Mantel wünschen möchte, um durch Decke und Dachstuhl hinaus ins Freie zu fahren. Denn der Schüler gähnt, die Hausgenossen machen rings umher ihre geräuschvolle Toilette, die Bedienten, geborne Feinde künstlerischen Stilllebens, (wie ich schon anderwärts bemerkt habe) reißen die Thüre auf, schlagen sie wieder rasend zu. An dem Fenster schäckern die übrigen Töchter des Hauses laut genug; im Nebenzimmer kleistert der Stammhalter der Familie mit seinen Comilitonen langgeschwänzte Papierdrachen zusammen; auf dem Sopha plaudert die Gouvernante mit dem Papagey; zu den Füßen des Meisters kratzt sich der Mops und beißt ihn in die Beine, wird er zu seinem Intermezzo gestört. Heilige Cäcilia! kann man dir in solchen Umgebungen opfern? Wie oft habe ich mich nicht gesehnt, jener wahnsinnige Musiker zu sein, von dem ich so viel träume, den ich aber aus meinem Gehirn vollständig abzuschreiben noch nicht das Herz hatte! welche Freude mit einem Satz über den Flügel zu springen, mit dem mächtigen Fidelbogen Mops, Papagey und Schwätzerinnen aus dem Felde zu schlagen, die Papierdrache-Fabrikanten im Nebenzimmer zu züchtigen, und meinen Schüler, der seit mehreren Jahren den zweiviertel Tact mit der Sechsachtel-Mensur verwechselt, das Adagio für ein Presto, das Allegro assai für ein Largo ansieht, dessen höchste Kunstfertigkeit in der erbärmlichen Execution des Nadermann'schen A B C-Marsches besteht .... einmal fühlbare Aufmunterung zu geben! Aber vergebens! Hier heißt es: aushalten und nicht wanken, bis die Glocke schlägt, die mich aus einer Lattenkammer erlöst und stracks in eine neue jagt.

Ach mein Freund, ich bin, wie ich sehe, sehr schreibselig

geworden, aber noch nicht das Zehntheil der Qualen eines Musiklehrers steht auf dem Papier. Rechne dahin die vornehme Geringschätzung, mit der man einen solchen, wär' er auch das verkörperte Genie selbst, in allen Gesellschaften betrachtet; die Qual, Privat-Musik-Unterhaltungen beizuwohnen, in welchen Mozart's, Weber's und Haydn's Meisterstücke verstümmelt werden, eine seelenlose Stimme das niedliche Sul margine d'un rio vorträgt, und unsre eignen Schüler ihre Unwissenheit quasi re bene gesta auf den Laden legen. Jeder Gemeinplatz der Lobhudelei, der bei ähnlichen Gelegenheiten an mich verschwendet wurde, war wie ein Rhabarberpulver, jedes Glas Champagner, mit dem man meine Bemühungen abzulohnen gedachte, ein Myrrhentrank.

Man schalt mich einen Sonderling, einen bizarren Menschen, trieb es wie zuvor und legte mich immer auf das Bett des Prokrustes. Denn, war man auf der einen Seite bemüht, meine Folter in's Unendliche zu dehnen, so verkürzte man auf der andern den Lohn, den ich für meine Dienstbarkeit mir ausbedungen. War der Schüler krank, oder empfing er Besuch, oder machte er ein Capriccio auf eigene Faust, oder reiste er in's Bad, so gab ich zwar keine Stunden, erhielt aber auch weder Billets, noch Geld. Hätte der Zufall gewollt, daß alle meine Schüler auf einmal die Reisewuth bekamen, so hätte ich mich getrost in's Grab legen oder wenigstens von der Hoffnung und von der Luft zehren können, wie ich noch jetzt als Auskultant beim Kammergericht thun muß, bis es mir wieder vergönnt sein wird, selbst rathen zu dürfen. — Damals perorirte ich heftig gegen diese Geldkaperei, aber fruchtlos. Meine Collegen bewiesen mir, daß es ihnen nicht besser ging, und daß ihre Kunden es vorzogen, ihre Stunden

absagenden Diener außer Athem zu sprengen, als ein Billet zu geben für Lectionen, denen man zwar die Zeit aufgeopfert hat, die man aber zufälliger Weise nicht absitzt. Gewöhnlich auch bediente man sich der honetten Lüge, um einen Meister abzudanken. Man reis'te in's Bad, versprach ihm sagen zu lassen, wann der Unterricht wieder beginnen sollte, und bekümmerte sich nachher nicht im Geringsten mehr um den Entlassenen!!! —

Du begreifst aus dem Gesagten, wie sehr mein erotisches Temperament sich gegen den Mißbrauch empörte, den das Publikum mit Talent und Kunst zu treiben pflegt, und wie dieser Unmuth mich endlich auf das Steckenpferd warf, das ich noch jetzt in meinen Schriften zur Ergötzlichkeit Einiger, zum Verdruß Anderer reite. Wenige Schüler unter den vielen haben mich durch ihren Fleiß belohnt; wenige Eltern meinen Bemühungen freundlich nachgeholfen, und humanes Wohlwollen gegen meine Opfer ausgetauscht. Diesen Wenigen zolle ich noch jetzt meinen wärmsten Dank. Die Carikaturen der Uebrigen stehen in meinem Tagebuche und auf den Blättchen, die mein fratzenhafter Satyr mich manchmal sogar am Actentisch zu zeichnen zwingt. Dem Musiklehrer im Allgemeinen verschreibe ich endlich, — da sich das Publikum wohl niemals bessert —: Fischblut, Impassibilität, beugsames Rückgrat, ein stumpfes Tympanum, wenig Bedürfnisse, viel Charlatanerie, und vor allem einen schweigsamen Magen, der ein unvermuthetes Fasten (besonders in der Badezeit) zu ertragen versteht. Kann er unter der Hand zu einem Nürnberger Trichter kommen, ist er völlig geborgen.

Wer von obigen Eigenschaften keine besitzt, ist freilich übel daran, und es bleibt ihm nichts übrig, als dem Glauben zu

huldigen, daß wer auf Erden Musik-Lectionen giebt, jenseits vom Fegfeuer dispensirt ist, und das von Rechtswegen. — Nun da bin ich, Gott sei Dank wieder im Canzleistyle und nenne mich daher ganz trocken

Deinen Freund

Hoffmann.

Industrie-Ausstellung auf der Insel Teneriffa (Canarien.)

Auf der letzten Reise eines meiner Freunde durch die Staaten dieser glücklichen Inseln, nachdem er ihre Vulcane, ihren Seet und ihre Frauen, ihre Mumien und ihre aristokratische Verfassung in Augenschein genommen, bewunderte er zu Santa-Cruz eine Industrie-Ausstellung, die ihres Gleichen schwerlich mehr hat, da alle Gegenstände, wie er mich versichert, wie aus den Händen von Feen und Gnomen hervorgegangen zu sein scheinen. Von allen dem hat mir mein Freund, dessen Namen hier nichts zur Sache thut, einstweilen nur die Wunder des letzten Zimmerchens beschrieben, worin ausschließlich nur musikalische Erfindungen ausgestellt waren. Ich theile dieselben nur unsern europäischen Lesern mit, weil erstens Musik jetzt ein so hervorragendes Interesse erweckt, und zweitens, weil es sonderbar ist, daß uns der Afrikaner in Erfindungen zuvorkommt, die wir selbst weit nöthiger hätten. Sollten aber einige Leser an der Ehrlichkeit meines Freundes zweifeln, so mögen sie sich selbst davon überzeugen, da diese Ausstellung bis Ende Dezembers anno currente offen bleibt, und ein Abstecher nach den fernen Welttheilen jetzt zu den leichten Zerstreuungen des socialen Lebens gehört. Jedenfalls ist

es erfreulich, aus diesen Berichten zu sehen, welches Ansehen sich europäische Musik selbst auf diesen vulkanischen Eilanden erworben hat.

Nr. 1. Eine Frei-Fantasir-Maschine.

Ein Clavier, dessen Tangenten weit tiefer wie Orgeltasten fallen, und doch von Kinderfingern übertändelt werden können. Es hat die Eigenschaft, daß, sobald man eine Taste anschlägt, sieben andere, durch unsichtbare Verbindungen, in harmonischer Correktheit mit niedergedrückt werden. Durch diese Einrichtung wird bezweckt, daß, wenn man ein Thema spielt, sich sogleich die brillantesten Variationen von selbst daraus entwickeln; drückt man aber tiefer, eine streng durchgeführte vierstimmige Fuge vernommen wird. Eine geistreiche Erfindung für geistesarme Illustrationen des Clavierspiels, die gerne fantasiren möchten, und doch nicht können, denn in der gedankenlosesten Nonchalance lösen sich die schwierigsten Argumente von selbst, ohne daß der Executant nöthig hätte, vorher etwas über Generalbaß oder Fugenbau zu lesen. Diese Frei-Fantasir-Maschine wird so oft anonym bestellt, daß sie zu Tausenden von Exemplaren versandt wird. Schamhafte Virtuosen sind deshalb gebeten, ihre Bestellungen mehrere Jahre früher einzusenden, wobei die größte Verschwiegenheit garantirt wird.

Nr. 2. Eine silberne Pedal-Pauke nach Einbieglerischem System in Frankfurt a. M., neu construirt. Die Stimmung derselben geschieht vermittelst einer Claviatur, die der Pauker mit Füßen tritt. Der Componist hat also noch weniger nöthig, sich zu geniren, wie Herr Halevy, und kann immerwährend drein schlagen lassen, mögen die Sänger jubeln oder verzweifeln, toben oder girren, denn mittelst dieser Einrichtung können ganze Bravour-Arien und Cadenzen förmlich secundirt werden.

Nicht minder werden Effecte dadurch möglich, wovon der verwegenste Combinator bisher keine Ahnung hatte. So z. B. entsteht der chromatische Wirbel, ein drohendes crescendo vom großen F zwei Octaven hinauf, durch alle halben Töne und diminuendo wieder zurück, gleich Wettergebrause zwischen Zephyren. Auch können vermittelst zweier Schwamm- oder Filz-Köpfe an den Schlägeln — siehe Berlioz „Kunst der Instrumentirung. Leipzig 1843" alle Schattirungen dumpf drohender Liebe oder heimlicher Gewissensbisse heraufbeschworen werden. So ein Schwamm- oder Filzkopf neuerer Zeit ist im Stande, subtilere Gefühle in's Herz zu wirbeln, als alle Geigen, Flöten und Nachtigallkehlen insgesammt. Hätte Mozart einen Schwammkopf gehabt, in ihm wäre eine ganz neue Welt von Combinationen erwacht. Es ist nichts natürlicher, als daß seine Melodien veralten, während unsere transrhenanischen und transalpinischen Heroen durch den Gebrauch ihrer Schwammköpfe die deutschen Theater bevölkern. Durch die Verbannung aller bisherigen Schrauben hört natürlicherweise jedes geschraubte Verhältniß im Orchester auf.

Nr. 3. Eine Tusch- oder Interada-Maschine.

Besteht aus einer, hinter der Bühne aufgestellten, metallenen Säule, woran alle Ingredienzien der Interade, als: Trompeten, Pauken, Hörner, große und kleine Trommeln, Becken und Triangeln befestigt sind. So lange man eine gezogene Schnur festhält, dreht sich am Fuß der Säule ein durch Dampf getriebenes Rad, wodurch die Instrumente so viel Wind und Schlagkraft erhalten, daß man alsdann die lustigste Interada schmettern hört. Für Triumphmärsche, Bachanalien und alles, was auf kriegerischen Pomp Bezug hat, sehr nothwendig. Aber diese Tuschmaschine ist auch für das Orchester von

unberechenbarem Gewinn, denn vermittelst höherer Combinationen können auch (ganz nach der Schreibart der letzten 15 Jahre) einfache Lieder, ätherische Romanzetten und Recitative damit begleitet werden, so daß die Schnitteridylle mit allem Schauer und Entsetzen der hochdramatischen Musik Hand in Hand geht. Mit Recht wird diese Interada auch Tusch-Maschine genannt, da sie, wie die Dusche, jählings und erschreckend wirkt. Auch tuschirt sie das ästhetische Gefühl. Mit nicht geringerem Erfolg kann sie auch vor Pickelhärings-Affen und Charlatans-Buden aufgestellt werden. Privat-Bühnen können durch diese Maschine für 8—12 Mann Platz und Gage sparen. Die Principien des Professors Kaufmann zu Dresden im Auge haltend, soll nach dieser Tusch-Maschine demnächst ein ganzes Automaten-Orchester en gros gebildet werden, das nur einen Quadratschuh Umfang bedarf, und ebenfalls durch ein seidenes Schnürchen regiert wird. Dann wird hoffentlich einmal alles am Schürchen gehen.

Nr. 4. Ein elektro-magnetischer Taktirstab für Musikdirektoren, die das Tempo schleppen oder vergreifen. Die Elektricität dieses Stabes theilt sich dem rechten Arm des Dirigenten mit, sobald er träge oder langweilig werden will. Eben so wirkt dieser Stab auch nach außen, denn ein einziger Funke auf die Finger irgend eines abgelaufenen Musikers geschleudert, genügt, um ihn plötzlich aus seiner Apathie aufzuschrecken und zu elektrisiren. Dieser verwandelt die Impassibilität in Begeisterung und erwärmt das Fischblut. Nur muß der Dirigent den Stab aus der Hand legen, sobald die Oper aus ist, soll er nicht immerfort dreinschlagen, wie Münchhausen noch nach der Schlacht.

Nr. 5. Ein Nürnberger Trichter für talentlose Schüler.

Die Anwendung ist sehr einfach. Der Lehrer senkt seinem Discipulus die Röhre des Trichters in die Höhlung des rechten Ohrs, währenddem das linke mit Baumwolle verstopft ist. Dadurch wird nun gleich a priori vermieden, daß, was zu dem einen Ohre herein, zu dem andern wieder hinausgeht. Soll der Schüler klassisch gebildet werden, so träufelt man ihm Haydn, Mozart, Weber, Beethoven u. s. w. und mitunter auch Rossini noten- und tropfenweise in's Ohr; soll er aber eine moderne Richtung erhalten, so schüttet man ihm die in ein Fluidum aufgelösten Partituren der neuen Schule so lange unaufhaltsam hinein, bis ihm schwindlich wird. Nach jeder Lection wird dann auch das rechte Ohr verstopft, damit die Noten in Hirn und Herzblut übergehen, und sich mit der Natur vermengen. Damit legt sich der Patient zu Bett, deckt sich aber leicht zu, damit er nichts wieder verschwitzt, denkt nach, schläft darüber ein und träumt. Und sollte er auch nichts Reelles gelernt haben, so ist er doch in seinen Träumen glücklich. Für das Heer der Clavierspieler ist dieser Trichter von Stahl oder Eisen, für Componisten von Silber oder Gold, und für Primadonnen — unsichtbar.

Nr. 6. Ein paar modern cultivirte Ohren von Rauschgold, vermittelst welcher man das reizend findet, was verworren und schlecht klingt. Sie sind von bedeutender Länge, und sobald man sie über seine eignen Ohren zieht, findet man Geschmack an dem ganzen Tutti frutti oder Hexenkessel des heutigen Opernwust's. Man riskirt keine Collision mehr mit seinem besseren Gefühl, und schwimmt total mit dem Strome. Sie werden an der Casse von Theatern und Concerten gratis ausgetheilt, und sind vom Werkmeister der Nürnberger Trichter verfertigt.

Nr. 7. Eine elastische Gerbmaschine, Vermittelst derselben

wird eingegerbt, was nicht angeerbt ist. Sie ist von einem Trappisten erfunden, und besteht aus vielen der Bastonade ähnlichen knotigen Riemen, an einem kurzen Stiel. Diese Stielübungen sind die fruchtbarsten, da sie schnell verstanden werden und gleich eindringen.

Nr. 8. Das Modell zu einem ehrlichen Kunstrichter, der unbefangen, partheilos, unbestechlich und wohlwollend, weder schmeichelt noch schimpft, und nur das reine Kunstinteresse im Auge hat. Er lebt von allem Umgang abgeschnitten in edler Selbstverbannung auf einem Eilande und ist Theoretiker, Sänger, Componist, Dichter, Uebersetzer und Historiker in einer Person. Der Encyclopädien und Eselsbrücken bedarf er nie, liest aber römische und griechische Autoren und redigirt kein Blatt. Den Thon, woraus er geformt, bildet eine Mischung von Eisen und Wachs, Ernst und Humor, gründlichem Wissen und gefälligem Geschmack. Seine Speisen würzt er mit attischem Salz. Den Doktor-Hut hat er aber noch nicht empfangen. Wir besitzen nur dies einzige Exemplar, denn obgleich es nie käuflich, im Gegentheil gratis überlassen wird, so haben wir doch noch keine Bestellungen darauf erhalten.

Nr. 9. Eine Perlenschnur aus italienischen Tönen verfertigt. Ein Talisman für deutsche Sänger. Sie wird um den Hals gehängt, und gibt auch der steifsten Kehle Geläufigkeit. Diese wird zu Tausenden verlangt, kostet aber so viel, wie drei Jahre Unterricht bei Bordogni.

Nr. 10. Eine Schachtel voll Goldkörner. Enthalten erstens die vier ersten Töne der drei gestrichenen Octav rein und klingend. Ein unschätzbarer Fund für erste Soprana, die keine Höhe haben, und doch die Constanzen, Elviren, die Sopra acuto-Parthie der Königin der Nacht und ähnliche singen

*

müssen. Zweitens das eingestrichene as mit Brust für Baritonisten; drittens eine herkulische Schreibfistel für einen primo amoroso; das Contra-C nebst Familie in aufsteigender Linie, für Baßsänger, damit diese nicht ganz aussterben; fünftens schöne Mitteltöne für alle Sänger; sechstens ein galvanischer Golddraht, welcher die Brust- mit der Kopf-Stimme verbindet, und siebentens eine Dute voll Schmelz, womit der Vortrag aller dieser Tonfärbungen überzogen wird.

Diese Schachtel hat bereits eine prima donna assoluta gekauft, und zwar für das große Opfer eines Honorars von tausend Reichsthalern, wofür sie zwei Stunden lang singen muß. Die Schachtel darf aber nicht alt werden, sonst verliert ihr Inhalt jeden Werth!

Nr. 11. Eine Metallkehle für Sänger. Diese wird vor der Oper in den Hals gesetzt, und bewirkt dann, daß jeder Reiz und jede Erschlaffung der Kehlbänder unmöglich ist, und der Sänger gleich den Herolden des grauen Alterthums, oder gleich einem Misenus oder Stentor im Kampfe mit Trompeten und Posaunen den Sieg erringt.

Nr. 12. Ein Anti-Cadenzeriotyp. Dieses kleine Instrument hat eine Klappe von Leder, welche mit der Luftröhre des Sängers in Verbindung steht. Es wird direkt unter jener Metallkehle befestigt, und so oft der Sänger eine geschmacklose oder nur zu lange Cadenz oder auch eine gute am unrechten Orte machen will, schließt sich die Klappe schnell, und dem Sänger geht plötzlich der Athem aus. Dieses Instrument hat ein Kapellmeister erfunden.

Nr. 13. Ein Poumon-Soufflетrum oder Blasebalg für die Lunge. Dieses steht ebenfalls mit jener Metallkehle in Ver-

bindung und wird nur wie jene bei der opera eroica gebraucht. Durch die Wechselwirkung beider Instrumente wird möglich gemacht, daß eine Sängerin statt in drei Jahren, erst in sechs Jahren a terra geht, demnach hundert Prozente mehr gilt, und folglich eine Gage von 12,000 Thalern jährlich bescheidener Weise in Anspruch nehmen kann. Ein untrüglich Mittel, das edle Selbstgefühl einer modernen Miriam oder Debora der Devotion eines Direktors noch eclatanter gegenüber zu stellen, — wenn es möglich ist.

Nr. 14. Mehrere Tonnen Lorbeerkränze. Die Blätter derselben sind aus dem Nachlasse griechischer und römischer Imperatoren und Helden gesammelt, die in der Geschichte ewig fortleben, nun aber für Sänger und Clavierspieler umgewunden. Sie liegen bei Verdienst-Orden, Medaillen, Doktor- und Hofrathstiteln, und sind sehr wohlfeil. Wer ein Dutzend nimmt, erhält zwei Dutzend gratis; Wiederverkäufer aber genießen noch einen bedeutenden Rabatt. Frische Luft schadet ihnen nicht, nur muß sie der Besitzer vor Staub und Rauch hüten, wenn sie nicht verbleichen oder verwelken sollen.

Nr. 15. Ein Clakodion (Applaudirmaschine). Besteht gleich der Interada aus einer hohlen Metallsäule, woran mehrere hundert doppelte Klappen, Fliegenklatschen ähnlich, von steifem Juchtenleder befestigt sind, und ebenfalls durch eine Schnur regiert werden. So lange man diese Schnur zieht, erschallt ein solcher Hagelschauer von Klaque, daß alle Umstehenden in der ersten Betäubung glauben, es müsse so sein, und unwillkührlich von einer Applaudir-Manie befallen werden. Sie hauen dann wie besessen in die Hände, und helfen so den alten Spruch: „vox populi, vox dei" auslegen. Die-

ses Elakodion hat das Gute, daß es ohne Anstand von jedem dummen Jungen regiert werden kann. Es ist jetzt Eigenthum der Geschwister Gastgeber & Compagnie.

Nr. 16. Eine unsichtbare Maulklatsche. Diese ist auf den Mund eines Uebelgesinnten gerichtet. Sobald dieser aus Malice oder Animosität zu zischen beginnt, erhält er eine so derbe Maulschelle, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Gewiß eine überraschende Erfindung.

Nr. 17. Ein Kothurn oder Stelzfuß für kleine Tenoristen, welche Helden des Alterthums zu geben haben.

Nr. 18. Eine Plastik für erste theatralische Versuche in der Donna Anna, im Othello u. s. w. Besteht aus einem Panzerhemd auf bloßem Leibe mit unsichtbaren Dräthen, die hinter den Coulissen gezogen alle Gestikulationen regieren. Nach Verlangen kann auch eine Mimik dazu gegeben werden. (Eine Art Masque, die genau mit den Hauptaccenten des Gesang- und Sprechorgans zusammenhängt.) Unschätzbare Kleinodien für phlegmatische Soubretten oder Komiker, denen die verschmitzte Buffo-Mimik fehlt.

Nr. 19. Ein Schächtelchen Quecksilber-Pillen zum innerlichen Gebrauch für obige Fächer. Eine oder auch mehrere nach Bedarf vor jeder Vorstellung zu nehmen. Kann auch von Sängern benutzt werden, die immer hinter dem Takt zurückbleiben.

Nr. 20. Ein Kostüm von schwerer Seide mit einer doppelten Garnitur Brabanter Spitzen besetzt, nach dem neuesten Pariser Schnitt; nebst einer dreifachen Reihe goldener Bracelets, in deren Mitte Rubinen und Smaragden „ihre Farbenblitze kreuzen“ — für ein Zerlinchen oder eine Adina.

Nr. 21. Das musikalische Universum. Eine neue Methode, vermöge welcher man alles und jedes, was auf theoretische und praktische Tonkunst Bezug hat, in sechs Wochen gründlich erlernen kann, von Doktor Hofrath Glinlisch. Dieses gigantische Werk ist mit einer Dinte geschrieben, welche aus allen ältern und neuern Schulen zusammengepreßt und verdichtet ist. Es enthält daher die feinste Quintessenz alles bereits Dagewesenen, erscheint aber nun, durch die Retorte getrieben, als funkelnagelneu, beginnt gleich mit der achten Auflage und empfiehlt sich selbst.

Nr. 22. Ein Operntext, der so eingerichtet ist, daß erstens die Musik gefällt, auch wenn sie nichts taugt, oder zweitens, daß wenn die Oper doch durchfallen sollte, dem Dichter nie die Schuld gegeben wird.

Nr. 23. Ein geheimes Plagiatum für Componirlustige ohne Erfindung. Ein Taschen-Compaß, dessen Magnet nicht nach Norden, wohl aber nach den Sonnenstellen alter vergessener Compositionen zeigt, welche man sich aneignen und für die seinigen ausgeben kann. Die Erfindung ist nicht neu, aber hier neu construirt und weniger handgreiflich.

Nr. 24. Eine Ausstellung solcher Instrumente, welche (obgleich von alten und neuen Componisten vorgeschrieben) dennoch durch andere unzweckmäßige verdrängt werden; und solche, welche ganz in Vergessenheit kommen, nichtsdestoweniger, im Orchester eingeführt, große Wirkungen hervorbringen dürften. Z. B. die Mandoline, von Mozart vorgeschrieben (Don Juan); die Laute, von Sebastian Bach (Passion); die Viole d'Amour, von Meyerbeer (Hugenotten); der Bariton (ein Saiteninstrument von Haydn außerordentlich

geschätzt). Ferner: die Clavier-Harmonika; der Bombardo (Contrebaß-Ophicleide); die Bugle-Hörner (Clarin-Bugle); die Diskant-Posaune (unter dem Namen Zinke); die rollende oder Wirbel-Trommel, das Aeolodion, das Anemochord, das Accordion, die Poikil-Orgel, das antike Sistrum, die antike Cymbel und endlich die gemißbrauchte, mißverstandene und vernachlässigte — Bratsche.

Ein Wort über Musik.

Wohl in keiner Kunst mag es so kunterbunt und locker zugehen, wie in der musikalischen. Keine kann größeren Willkührlichkeiten, Mißbräuchen und Verirrungen ausgesetzt sein, keine trotz ihrer festgestellten Theorien leichtfertiger behandelt werden. Was soll Musik dem Menschen sein? Und wozu macht sie der Mensch? — Der eine schnitzt sich aus ihr eine Zierpuppe, mit der er kotterirt; der andre einen Popanz in Prachtgewändern, den er anbetet; dieser pflügt und ackert mit ihr im Schweiße seines Angesichts, um nur essen zu können; jener schwelgt, ein verlorner Sohn, mit ihr in schaamloser Freiheit; der Gelehrte trocknet sie zur Mumie ein; der Componist raubt mit kecker Hand ihr den heiligen Schleier; Sänger und Virtuosen, nur Ruhm und Gewinn im Auge, hetzen sie zu Tode. Für alle diese hat Musik ein anderes Wort: Spekulation. Bei den Liebhabern oder Dilettanten wäre wohl die Tonkunst noch am ungetrübtesten zu finden, weil die Nothwendigkeit den Genuß nicht verbittert; wenn er sich, in der Regel, nur mehr Rechenschaft von seinen Genüssen zu geben vermöchte, und nicht plan- und systemlos meistens nur an der Schale herumtastete. Die Pein, die sich nicht in sein Plaisir mischt, empfinden andere dafür.

Wo findet man also noch die unentweihte Musik? In der Kirche? Prüfen wir die heiligen Empfindungen genauer, die oben auf dem Chore bei einem Agnus dei oder einem Gloria herrschen, prüfen wir die Stimmung des im Kirchenschiff versammelten kritisirenden Publikums! und wir werden gestehen, daß sie eine sehr weltliche und concertartige ist. In der Oper? wo Priester und Laien, junge und alte Anfänger sinnlich und prunklüstern in schwindelnde Kreise getrieben werden, und wo, von tausend Launen und Zufällen abhängend, die zersplitterte Kunst wie eine Bettlerin aus der Hand in den Mund lebt? — Im Salon? wo sie gemüth- und leidenschaftslos sich mit aristokratischer Vornehmheit steif herumdrückt? oder im Concert? wo sie zur Dienerin serviler Nachäfferei oder geistloser Technik herabgesunken ist? — Bei unsern Liederkränzen? O ja, es ist noch Freude da und Sinn für den Gesang, und patriotische Gesinnungen werden im Liede wach und fortgepflanzt, allein der Hang zur Oeffentlichkeit stellt diesen schönen Zweck bald in den Hintergrund, und raubt den Sängern den harmlosen Genuß. Welcher Dirigent bedarf nicht des Köders Festlichkeit, und hat nicht mehrere Dutzend auf juristischem Amboß geschmiedete Gesetze nöthig, um das mühevoll zu disciplinirén, was ganz ohne Zwang bestehen sollte? und wer hätte nicht herausgefunden, daß bei Musikfesten die Musik selbst nur Nebensache ist? Es mag wohl noch Vereine geben, die im Gesange allein ihre Befriedigung finden, die ihres Dirigenten Opfer durch unbedingtes Vertrauen belohnen: aber ich fürchte, Ostentation, diese jetzt herrschende Göttin, wird auch hier bald ihren Scepter schwingen.

So ist es nur allzuwahr, daß die Kunst in Kunststücken untergeht oder sich in Tausenderlei von kleinlichen Interessen zer-

bröckelt, denn auch herrlich begabte Talente durch den Sporn des Ehrgeizes gestachelt, werden Apostaten und huldigen den Modegötzen.

Wo lebt aber der Künstler, der ohne Nebenabsichten, nur dem unwiderstehlichen Drängen seines Genius folgend, ungeblendet durch Gold, unbetäubt durch Weihrauch sich zu wahrer Begeisterung aufschwingt, und den freien Gedanken in seine unentweihten Saiten mischt? Die Hand auf's Herz, wo lebt er?

Man möchte fürwahr in die Wälder flüchten, und die Puritität und Unschuld der Musik in den Lobgesängen ihrer gefiederten Bewohner suchen.

Die Epidemie des Clavierspiels.

Stellen wir uns unter Tonkunst einen schönen Baum vor. Wenn die Wurzeln die Kirchen-, der Stamm die Opern- und Zweige mit Laubwerk die Kammermusik bedeuten, so wären die Raupen, die alle Blüthen zernagen, wohl mit dem Heer der Pianisten und Claviercomponisten zu vergleichen. Das Clavierspielen ist heutzutage die Krankheit der Musik. Die Regierungen sollten unberufene Clavierspieler mit Steuern belasten. Diese trügen der Krone mehr ein wie alle Weg- und Waarenzölle insgesammt und zugleich träte die Polizei als Mäcenin der Kunst und als Beschützerin der leidenden Menschheit auf, denn wer litte jetzt nicht unter dem Drucke der despotischen — zehn Finger? Wer zuerst gesagt hat, Musik sei ein Bildungsmittel für die Jugend, hat nicht darauf gedacht, wie sehr darauf losgesündigt würde, denn, sich darauf stützend, unterliegen Tausende der gröbsten Selbsttäuschung. Es geht mit diesem Bildungsmittel wie mit den Eisenbahnen. Ein jeder macht sich weiß, seine persönliche Gegenwart sei da und dort unumgänglich nothwendig, während das Amusement doch immer die geheime Triebfeder bleibt. Jetzt aber ist Musik und Clavierspiel, Musiker und Pianist

lig synonym geworden, und das sogenannte Bildungsmittel
teht lediglich nur in der Profanirung des Claviers, das in
ı letzten zwanzig Jahren von seiner edlen Bedeutung ganz
abgekommen ist. Ich rede hier nicht von den Coriphäen, Ma-
oren, Hohenpriestern, Phänomenen und Ordensmännern
Pianospiels, welche uns mit ihren Wundern in die Sa-
ızeit der mythischen Tonkünstler versetzen; sie mögen es einst
: dem Throne der ewigen Wahrheit verantworten, was sie
3 der Kunst und unserer Zeit gemacht haben. Jedenfalls
it der Name Pianist nicht mehr für sie; sie sollten For-
ten heißen. Ich rede hier von einer gänzlich irre geleiteten
gend, welche ihre Zeit besser benutzen könnte, als par odre
Mufti täglich so viele Stunden lang ihre Finger in Zwangs-
en zu stecken und sie nützlicheren Geschäften entziehen. Es
re etwas anderes, wenn diese Jugend durch ein solides
udium der musikalischen Klassiker und ihrer Geschichte zu ei-
n guten Geschmack, zu einem richtigen Urtheil und zu einer
önen Begeisterung geleitet würde — dann Hut ab, so tief
geht, dann wäre das Bildungsmittel freilich gegeben; aber
s geschieht? Die Jugend verschwendet ihre kostbarste Zeit an
ı seichtesten Gelegenheitsfabrikaten, die nicht einmal Originale
d, und für unsere deutschen Söhne und Töchter hinter dem
ein oder den Alpen aufgesucht werden müssen, um unsere
mponisten zu begeistern. Rossini und Bellini sind bereits
sgebeutet, dafür erscheinen jetzt der phönixreiche Auber und
· unvermeidliche Donizetti auf dem Kampfplatz in tausend-
tig gesternten Kaleidoskopbildern. Wo ist eine Melodie, die
ht ein paar Dutzendmal umschrieben, Ohr oder Füße rei-
ıd aus allen Stockwerken herausklimperte? wo irgend ein
vorstechender Gedanke, welcher nicht gleich direct nach der

Geburt aufgefangen in Quadrillen und Polkas, aufgelöst wird
Ich möchte wohl wissen, wie viele Hunderte von Bastarden d
Regimentstochter allein mit diesen räuberischen Flibustier
gezeugt hat, denen man zur Schmach deutscher Tonkunst da
Bürgerrecht an den Hals wirft. Es fehlt nur noch, daß ma
Choräle von Luther oder Melodien aus Messen zu Parade-
märschen arrangirt, oder nach Requiescat-Galopade
Variationen schmiedet. Wenn z. B. bei einem Festzuge z
Jubelfeier der protestantischen Kirche der Choral „Ein' fe
Burg ist unser Gott" auf diese Weise verwendet wird,
ist dies am Ende nicht so ganz unverantwortlich. Schlimme
ist's, hinterdrein versichert zu werden, es sei bei der Gelege
heit ein schöner Marsch — aus den Hugenotten gespielt wo
den. — Ich spreche von Thatsachen. — Schulen und Method
auf lascive Opernweisen basirt, existiren bereits zur Genüg
Kurz die heilige Musika gleicht jetzt einem einzigen Universal
Tanz und das Clavier ist ihr Fidelbogen geworden. Daß d
Componisten unter solchen Umständen wie Pilze aus der Er
schießen, ist natürlich, und solche, welche ihre Tarantellen mi
einem soliden Anstrich in Potpouri's und Melanges zu hülle
verstehen, sind die favorisirten. Verlag und Pädagogik biete
diesem Treiben beide Hände, denn man prüfe die Musiklage
und sage, mit welchen Autoren sie bevölkert sind. Liegen unte
100 Werken nicht wenigstens 99 dieser Occasional-Product
auf? — Freilich hört man mit wichtiger Miene Gammen un
Etuden in Masse herunterfoltern, als wenn Wunder was da
mit gethan wird, allein dienen diese regelmäßigen Unregelmä
ßigkeiten wohl zu etwas anderem, als obige Mißbräuche z
steigern, oder, hat man es zu einer leidlichen Fertigkeit ge
bracht, unglückliche Nachäffer eines unserer Tageslöwen zu wer

ben? Die musikalische Presse ist also größtentheils zur Kupplerin herabgesunken, welche die jungfräuliche Tonkunst überreizten Wollüstlingen Preis gibt, und die Musikladen dienen beiden zu unheiligen Rendezvous. Ich sage größtentheils. Die Ehre, die den wenigen Ausnahmen gebührt, müssen sie theuer genug erkaufen.

Die Zahl der Lehrer endlich ist Legion, denn kein Kunstfach und kein Handwerk ist schneller fertig als das eines Clavierlehrers. Man sieht Renegaten vom Comptoirtisch und von der Nadel weg dieser flatternden Fahne nachziehen. Das Docendo Discimus ist ihr Wahlspruch, denn in der That lehren sie Dinge, die ihnen selbst vor einer Stunde noch fremd waren.*) Kurz, wir besitzen Lehrer, die noch nie rechte Schüler geworden sind, und weil sie einmal gehört haben, daß Musik eine freundliche Göttin sei, und da ein Tanz von den Walzerlingen Labitzky oder Musard (denn auch Lanner und Strauß haben schon das Schicksal Clementi's erfahren müssen!) die lachendste Miene von der Welt macht, so kann man natürlich seine Kinder keinem bessern Manne anvertrauen. So haben sich Lehrer und Schüler, Verlag und Handel, in dem Gebräu aus diesem Hexenkessel „Musik" berauscht; und da die ganze Summe von Schülern ja später immer das Publikum bildet, so ist es kein Wunder, wenn diese Epidemie des Clavierspiels gleich a priori jeden Keim zu einem bessern Sinne für Musik erstickt, und den Grund

*) Von einer Aufwallung des Mitleids ergriffen, habe ich selbst für junge Clavierdocenten ein Werkchen geschrieben, welches bei Jonghaus in Darmstadt unter dem Titel: „Leitfaden für angehende Clavierlehrer" erschienen ist.



zu dieser allgemeinen Geschmacks- und Urtheils-Verkehrtheit bildet.

Es ist zum Erbarmen, wenn man so viele fruchtlose Anstrengungen beobachtet, und Tausende von Schülern belauscht, denen schläfrige Tyrannen die Gliedmaßen ausrecken, und die unter Thränen, schweißgebadet den steilen Berg hinankeuchen, um nie die Aussicht zu haben, etwas Vernünftiges zu lernen; es ist traurig, daß solche schon zu den respektiven Ausnahmen von der Regel gehören, welche das Ehrwürdige aus Mangel an intelligenter Vorbereitung mißhandeln. Wie oft erleben wir das namentlich an unserm Beethoven?!

Wäre es daher nicht besser, man hielte seine Kinder, (die nicht besondern Beruf zeigen) zu etwas anderem, als zu einer Kunst an, die sie in ihrem innern Wesen nie begreifen lernen, und die für sie nur ein kostspieliger und geradezu zweckwidriger Zeitmord bleibt, denn was man auch einwenden mag, — der Ernst des Lebens verschlingt bald jede Erinnerung an die frühere Tändelei. Was Vergnügen sein sollte, verwandelt sich in Reue. Der Knabe hat mit seinen Schlägen auch die Kunst abgeschüttelt, der Mann denkt nicht mehr daran, und die junge Mutter beseufzt an der Wiege oder in der Küche die verschwendeten Opfer des Mädchens und der Jungfrau. Die Kunst gleicht hier in der That einem Bächlein, das zwischen blumenlosen Gestaden am Ende im heißen Sande spurlos verrinnt.

Ich denke immer, wenn ich irgend einen schönen Flügel mit den unzähligen Traditionen unserer Literatur belastet finde: Cui bono? Wäre ein einziges gutes Buch nicht besser als all dieser theure Firlefanz?

Krankheit und Heilung durch Musik.

Eine Künstler-Skizze.

Es ist wohl eine große Kunst, Künstler zu sein, aber eine noch weit größere es zu bleiben. Wer es unter den Plackereien von Stundengeben, Orchesterproben, Sängerthorheiten, Kunstgeschwätz und widersinniger Kritik noch wirklich bleibt, d. h. nicht zum Taglöhner herabsinkt, der ist gewiß zum Künstler geboren. Ich habe Leute gekannt, die mit den schönsten Anlagen und mit wahrhafter Frömmigkeit ihre Laufbahn begonnen haben, und die jetzt vertrocknet im Schmollwinkel sitzen und sich vom Aerger nähren und vom Neide. Ihr höchster Kunstgenuß ist, gar keinen mehr zu haben. Wohl dem, der noch nicht abgestumpft von des Tages aufgehäufter Bürde, Abends noch meilenweit laufen könnte, um ein Meisterwerk meisterhaft zu hören! Das ist allemal ein Zeichen, daß das Fünklein noch glimmt. Aber gestern schien es bei mir am Verlöschen. Noch dröhnte mir der Kopf von einem vierstündigen Nachmittagsprōbchen der Märtyrer — nomen et omen — und ich eile nach Hause, um meine Ohren aus der Schußweite zu bringen, aber ich gedachte nicht, daß wer ein halb Dutzend hoffnungsvoller Talente besitzt, die alle ganz entschiedene Ansprüche an

Euterpe machen, daß in einem solchen Bereich die Luft mit Trillern, Läufen und Cadenzen angefüllt ist. Und so war es auch. Kaum in die Wohnstube getreten, umgaukeln mich auch sogleich die ersten Fingerübungen der Müller'schen Clavierschule, denn meine Frau sitzt neben unserm blond gelockten schwarzäugigen Liebling, und müht sich ab, den winzigen Fingerchen Disciplin beizubringen. Hochachtungsvoll drücke ich mich vorbei, um mein eigenes Zimmer zu erreichen. Darin schrillt's und quinkelirts aber in seelenzerschneidender Höhe, denn mein siebenjähriger Rudolph beginnt so eben seine Geigenlection. Beide Hände vor den Ohren gewinne ich die Bratenstube, wo mein Streicher steht. Aber o Zeus! hätte ich zwölf Gehörsinne, sie würden alle gefüllt werden, denn die ersten Takte der Ouverture aus der Stummen von Portici rasseln wie Gewitter auf dem Horeb vierhändig arrangirt durch die Halle. Meine beiden Stammhalter scheinen es heute auf mein theuer erkauftes Instrument abgesehen zu haben, hören mein Zurufen nicht, und ihr Paroxismus jagt mich in Emiliens Zimmer. Statt der Ruhe aber soll ich Quintengänge aus der neuen Gesangschule von Carulli genießen. Lächelnd nickend, aber Schwerter in meinem Herzen fliege ich hinauf in mein Dachkämmerchen, wo so oft ich Schutz fand gegen die Harpyen der Tonkunst. Ich öffne und pralle zurück, denn aus einem weiten Schlunde wälzen sich mir die Mahnungen des Weltgerichts entgegen. Mein Dominikus hat sich die Posaune erwählt. Wie ich wieder hinabkam, weiß ich nicht, aber mein Maaß ist noch nicht voll. In der Küche singt meine Köchin das verzweifelte „Abbracio mi" aus der Nachtwandlerin wohl zwölfmal hintereinander mit leidenschaftlicher Emphase; und Johann, der auf dem Vorplatz meinen neuen Rock zerbläut, pfeift zum Zerfließen „Keusche Göttin"

aus der ersten Arie der unvermeidlichen Norma dazu. Ich reiße das Fenster auf, um frische Luft zu schöpfen, da, o Himmel! klimpert eine Guitarre „Laß dich am Fenster sehen" mit drohender Ironie zu mir herüber. So stehe ich wie eingewurzelt auf der Hausflur, und alle diese Melodien fluten aus tausend Adern des Hauses in einem entsetzlichen Tutti über mir zusammen. In der Heimath ist also meines Bleibens nicht länger — ich stürze zum Hause hinaus. Aber kaum auf der Gasse angelangt, empfängt mich auch gleich eine verstimmte Orgel, wozu kleine Puppen recht malitiös drein tanzen. Es ist der Tausendsappermentswalzer von Strauß. O, ich kenne ihn, denn er ist Schuld, daß ich jüngst meine beste Stunde verlor, weil ich mich weigerte, denselben einem kleinen Töchterlein, das noch keinen Dreiklang auffinden konnte, einzustudiren. Von dieser Erinnerungsqual gepeinigt, renne ich um die Ecke und falle der straniera in die Hände, die aus dem nächsten Hause schmachtet. Mich dieser schnöden Umarmung entwindend, fliehe ich die Hauptstraße entlang, und aus allen Fenstern quellen Wanhall und Liszt, Hünten und Spohr, Proch und Mendelssohn, Gluck und Donizetti in einem fabelhaften Universal-Accord heraus. An der Hauptwache dringen die Puritaner auf mich ein, und kaum zehn Schritte weiter betäubt mich der Zapfenstreich. Doch zürne ich ihm nicht, denn da ist doch noch Styl und Consequenz. Wo aber Rettung suchen, an einem Orte, welchen sich alle guten und bösen Geister der Tonkunst zu ihrem Tummelplatz erwählt haben? Wo anders als im Freien? Immer gieng mir ein Sommerabend über Alles. Da ist Ruhe und Stillleben. Wenn uns die Käfer um die Ohren surren und kleine Kinder darunter jauchzten, wenn die Nachbarn unter den Thüren stehen, hin und wieder

ein lautes Wort, ein Lachen gehört wird, und in der Ferne Hunde anschlagen . . . dann darf wohl auch eine Flöte durch die Luft dringen; aber je weiter und unglücklicher, desto besser. Endlich gelange ich zum Thor hinaus und werfe mich unter einen Kastanienbaum. „O ihr lieben goldenen Sterne dort oben, wie ihr mich so freundlich anblinzelt, Mond, wie du so friedlich einherwandelst, und du Natur, mit deinem Balsamodem — in deinem Arm" . . . schon streckte ich beide Arme der ewig Schönen entgegen, da erklang es wirklich in meiner Nähe: „In deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit!" — Aber es war nicht die Natur, die mir antwortete. Der Gesang kam von zwei Blondinen, die fest umschlungen des Weges langsam und singend daherschwebten. Wer mochte es ihnen verdenken? . . . Wenn sie nur reiner gesungen hätten, aber die Primanerin intonirte ewig höher, indem die Bundesgenossin sank. Ich tröstete mich, der Kelch würde an mir vorübergehen, aber es schien, als wollten beide die ganze Nacht durch auf dieser Reprisen Promenade fortwandeln. Knirschend über die Tücke des Fatums, sprang ich auf, und brütete, wo im Universum jetzt wohl ein musikalisches Ruheplätzchen sein möchte; als ich an beiden Schultern gefaßt wurde. Erschreckt sah ich mich um. Es waren der Componist X und der Poet U. „Herzensfreund," sprach der Letztere, „wir suchen Sie allenthalben, um Ihr classisches Urtheil zu hören. Sehen Sie hier" — und dabei zog er ein langes, nicht Messer, sondern Manuscript heraus — „sehen Sie hier mein Libretto, das ich für X da dichtete. Die Musik hat er bereits entworfen, und es handelt sich nur noch um die Charakteristik. Ich behaupte, diese müsse mit der Melodie geschaffen werden." — „Und ich" polterte X., „behaupte, sie müsse aus der Harmonie hervorgehen."

Und damit hielt auch er mir ein paar Folianten entgegen. „Entscheiden Sie," schrieen Beide, und unter einem Charivari von Melodie, Harmonie und Charakteristik ward ich hin und her gezerrt, wie Orpheus von den thracischen Weibern. Ich und entscheiden, da ich dem Verscheiden nahe war? hier schlichten wo schon gerichtet war? Aber es ist leichter sich aus Tigers Krallen winden, als aus den Händen exaltirter Kunst. Enthusiasten. Macht- und willenlos ward ich mit fortgerissen durch das Thor in enge Gäßchen, Text und Partitur mir stets unter der Nase. Zwar kam mir ein mitleidiges Gewitter zu Hülfe, aber weder Blitz noch Donner, weder Regen noch Hagelschauer vermochten die Streitwuth der feindlichen Parteien zu übertönen, und ich Aermster hatte die Wahl unter drei Uebeln: das Gehör zu verlieren, erdrückt zu werden oder zu ertrinken. Endlich stürzte mein Dichter in eine Wasserschleuse; aber sein Werk hoch über Wasser haltend, vertheidigte er noch heldenmüthig seinen Satz; seine Fistel vermengte sich mit dem Bourdon des Donners, und obgleich ihm die Flut bis an den Hals stieg, seine Stimme hörte ich noch in einem endlosen diminuendo. An einer scharfen Straßenecke benutzte ich den Athemzug meines Verfolgers, den er zu einer neuen Hypothese verwenden wollte, riß mich los und entsprang in eine offen stehende Hausthür. Erschöpft, durchnäßt, entnervt und wirbelnd im Kopfe, sank ich auf eine Bank nieder, als man mir im Zimmer gegenüber eine neue Folter bereitete. Abenteuerlich seltsam verschlungene Töne schlugen an mein Ohr, woraus hie und da Atome des Beethoven'schen F-Moll-Quartetts zuckten. Ich habe stets den geschäftigen Eifer und die ästhetische Wuth geehrt, womit Dilettanten Musik treiben. In ihrem holden Wahnsinn, ja, in ihrem Barbarismus sogar liegt eine

fromme unschuldige Weihe, welche so selten Künstler von Metier besitzen. Aber im Gefühl heilger Scheu habe ich nie ihren Tempel betreten. Nun sollte ich mit einmal ihre geheimsten Mysterien ergründen; heute, in solchem Zustande? Ich vermochte es nicht, und da ich den Staub nicht von den Füßen schütteln konnte, schüttelte ich den Regen von den Kleidern und floh abermals „immer zu, ohne Rast und Ruh'." Das Gewitter hatte aufgehört, auf der Straße war es still, sabbathlich, und als ich auf den Domplatz kam, brummte die Thurmuhr Mitternacht. Das Grandiose, Mystische, was zur Nachtzeit in dem Schalle einer Glocke liegt, ging heute an mir verloren, ich war zur personificirten Prosa geworden, und die heiligen Klänge machten die Wirkung einer Armensünderglocke auf mich. Endlich sah ich mein Haus, freundlich erleuchtet, aber noch — noch war die Prüfung nicht vollendet. Ein Knäuel dunkeler Gestalten versperrte mir den Weg, und als ich mich durchdrängte und so mitten unter ihnen war, begann ein fürchterlich combinirtes Geheul, meine Ohren gänzlich zu zerfleischen. Pfeifen, Rasseln, Drehorgeln und unmenschliche Mißlaute bildeten einen infernalischen Chorus, wie er nur in der großen Oper gehört werden kann. Es war ein Pereat, welches enttäuschte Anbeter einer Tänzerin brachten, die in meiner Nachbarschaft wohnte. Glühende Kohlen über meinem Haupte und Nadeln unter meinen Füßen, drängte, wälzte ich mich durch diese Masse, rechts und links Stöße austheilend, und erreichte endlich, ein zu Tode gehetztes edles Wild, triefend von Nässe und Schweiß, meine Wohnung. Nicht achtete ich meine Familie, die besorgt mich umgab, mit allen Zeichen der Liebe, und mich in meinen Schlafrock wickelte. Fieber glühend, zitternd warf ich mich auf's Sopha und hüllte die brennende

Wange in das Kissen. „Was ist geschehen, Vater? — Um Gottes Willen? bist du in den Canal gestürzt? haben dich Räuber geplündert? —" Mehr — weit mehr! lallte ich. — „Mehr noch", rief meine Frau, und hielt meine Hand besorgt in der ihrigen. „Du bist krank, lieber Mann; was aber konnte dich in einen solchen Zustand bringen? . . ." Alles, was ich herausbringen konnte, war „Musik!" — „Sie ist eine Coquette, die nur mit Rauschgold prahlt, die uns um unsere Unschuld bringt, und hinterher ein freches Gelächter aufschlägt. Sie stammt nur noch von Hyänen oder Affen. Ich entsage ihr. Wir wollen lieber Steine klopfen auf der Landstraße, um uns durchzubringen, nur keine Töne mehr. Um Gotteswillen, keine — keine. . . ." Ich sank zurück und wollte schlummern, aber Guitarre und Glockenton, Kunstgeschwätz und Claviergeklimper, Geige und Posaune, Proch und Pereat durchwühlten mein Gedächtniß, und gebaren tausenderlei Fratzen und Gestalten, die bald wie drohende Giganten über mir hingen, bald mich wie Kobolde umneckten. Aber bald änderte sich mein Zustand, ich fühlte, daß es in meinem Gehirn knisterte, eine wohlthuende Wärme ergoß sich durch meine Adern, und bald war es mir, als beugte sich eine freundliche Göttin über mich, die meine Stirn berührte und einen Kuß auf meine Lippen drückte. Sie trug ein Gewand wie aus Rosen- und Lilienduft gewebt, hielt eine goldne Lyra in der Linken, und wie Blüthenhauch wehte mich ihr Odem an. Am Ende setzte sie sich zu mir und schlug so süße Accorde, daß alle Dämonen aus meinen Sinnen schwanden und ein helles freundliches Licht in mir leuchtete. Ihr Gesang war wie Liebe und Frühling, wie ewige Jugend und Unschuld. Mir ward unendlich wohl, und alle Zauber der

Tonkunst erwachten wieder in meiner Seele. . . . Als aber der Gesang verhallte und ich die Augen langsam aufschlug, da war sie verschwunden Aber am Flügel saß Emilie und endete so eben ein Adagio von Mozart. Das war der Kuß Polyhymnia's — und seitdem klage ich nicht mehr die Kunst an, wenn mich auch ihr Mißbrauch beleidigt.

Rückblick auf Mozart's geistige Wirksamkeit.

Wann und wo Mozart geboren, wie er gelebt und gestrebt, was und wie er geschrieben, wie er geehrt und beschwert wurde, seine Reisen außer Deutschland nach Paris, London, Holland und Italien; die Wirkungen und der Einfluß seiner Kunst daselbst; die ungeheure Sensation, die schon als Kind sein Spiel und seine Improvisation machten; seine Aufnahme inter magistros compositores der philharmonischen Akademie zu Bologna und Verona in einem Alter von 14 Jahren; der an's Fabelhafte gränzende Gedächtnißraub des Miserere aus der Sixtinischen Capelle zu Rom: hier die Freundschaft eines Haydn, Gellert, Geßner und der ausgezeichnetsten Männer jener merkwürdigen Zeit; dort die an seinem Ruhm vergebens nagende Cabale der Italiener; die geheimnißvolle Entstehung des Requiem; und was er endlich als Mensch, Gatte, Vater und Freund war, — das alles sagen uns hunderte von Biographieen, das steht in dem Herzen jedes Deutschen geschrieben, dem die Geschichte der Musik keine fremde ist. — Mozart's Leben und Wirken nach allen äußern Richtungen zu verfolgen, würde daher Folianten füllen.

Es kann deshalb nur unsere Absicht sein, den Versuch einer Quintessenz, vom Standpunkt seiner geistigen Entwickelung und Wirksamkeit aus, vorzulegen.

Mozart war kein jählings aufgeschossener Günstling des Glücks, der form- und regellos sich seinem Ingenium überließ, oder wie so viele hunderte jener wild begeisterten Priester der Rhea, unberufen den Isisschleier heben wollte. Mozart war in Armuth geboren und gestorben, aber er war im Reichthum seiner Wissenschaften erzogen worden. Er glich dem Reis unter wildem Klima gepflanzt und von sorgsamer Hand gepflegt. Es gehört aber zur Geschichte des Undanks aller Zeitalter, daß man über die Gabe des Gebers, über die Frucht des Gärtners vergißt. Nächst Gott war Mozart's Vater der Bildner seines Genies, das bei der Weichheit des Gemüthes, wenn auch nicht untergehen, doch eine jener verderblichen Richtungen hätte annehmen können, denen so viele glänzende Talente verfallen sind. Dieß fühlend, sprach Mozart oft in späterer Zeit: „Nach Gott kommt gleich der Papa!" Ihm, dem Vater, gebührt also auch nächst Gott der Dank Aller, zu denen seine Töne gedrungen sind.

Solcher Geist mußte unter verständiger Pflege, unter dem Einfluß aller der Gestirne, die damals am musikalischen Firmamente glänzten, und unter solchen Vorbildern, wie Bach, Hasse und Händel ihm waren, groß werden.

Daß Mozart ein Kind geblieben sei in allen übrigen Wissenschaften und Lebensprincipien, macht ihm die Nachwelt zum Vorwurf; und doch war es eben diese Gemüthskindlichkeit, die durch alle seine Werke schimmert; war es die Anspruchslosigkeit und Naivetät, diese Entfernung von allem hinaufgeschraubten Prunk und Spekulationswesen, was ihm die Anwartschaft

auf den Himmel erwarb. Sein ganzes inneres Sein war ja der Tonkunst hingegeben, und nur durch sie vorhanden. Musik war das Mittel, wodurch sich seine Seele kund that, und so mußten sich denn auch alle Eigenschaften des Geistes und Verstandes auf Musik, wie in einem Brennpunkte concentriren.

Wie der Ocean alle Flüsse in sich aufnimmt, die dann zusammen in ein Element zerfließen und dessen Charakter annehmen, so wurden bei ihm alle übrigen Wissenschaften zur Musik, so zerflossen sie in dieselbe.

Wer also sagt, daß Mozart an Lebenskenntnissen ein Laie geblieben sei, hat nie seine Göttersprache verstanden.

Vor allem war Mozart Psychologe. Wie hätte er sonst so tief in das Herz seiner Charaktere dringen, jede Situation der Seele so wahr auffassen und wiedergeben können? Wie hätte er sonst vom kindlich drolligen, volksthümlichen Papageno an, bis zum antik-heroischen Idomeneo, vom elektrischen Figaro bis zur hochweiblichen Anna, vom schwärmerischen Belmonte (dem Spiegel seines eigenen Herzens, als der Jüngling Mozart seine Constanze gefunden) bis zum poltronirenden Leporello; vom hinbrausenden Sohne der Sinnlichkeit, Giovanni, bis zum ätherischen Cherubim; von der stolzen Vitellia bis zur leicht hingehauchten Despina, alle die Tonfärbungen der Seele finden und mischen können? Und wer zählte alle die Gestalten, welche diese, Proteus ähnliche Natur mit ihrem Phantasiestab berührte und in's Leben rief? — Er goß über alle Natur Wahrheit und Schönheit aus.

Mozart war nicht blos Menschenkenner, er war auch Menschenfreund, denn obgleich sich seine immer frische Laune auch unter die Niederungen menschlicher Charaktere mischte, —

*

stieg nicht selbst Orpheus zur Hölle hinab? — so gab er doch auch seinen psychologischen Auswürfen, seinem Monosstatos und Osmin nur edle, nie verletzende Töne; und selbst als er die Dämonen der Unterwelt heraufbeschwor, verläugnete sich sein ästhetisches Gefühl nicht.

Mozart war Dichter. Es wäre Wahnsinn, dieses noch beweisen zu wollen, da wir seine Werke besitzen, die herrlichsten an idealer Bedeutung und sinnlicher Vollendung, die jemals ein Geist geschaffen und in die äußere Welt übergetragen hat. Er war der Schiller an blühender Phantasie, der Göthe an durchdringendem Verstande, der Shakespeare an Kraft und sprudelndem Humor. Ihn wohl meint Zeus, wenn er zum Dichter sprach:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Daß Mozart Mathematiker war, wer möchte das bezweifeln? Aber nicht blos darum, weil er schon als Kind schwierige mathematische Aufgaben mit der größten Leichtigkeit löste, sondern wir erkennen es in der Theorie seiner strengen Werke, in seinem Fugenbau, in seinen contrapunktischen Arbeiten, wie im letzten Satze seiner C-Dur Symphonie. Wir erkennen es in jenem systematischen, ruhigen und logischen Fortschreiten seiner Werke, das nur tief denkenden Geistern eigen ist.

Auch Architekt war Mozart. Welche Bauten der alten und neuen Schule übertreffen die seinigen wohl an Geschmack, Festigkeit, Größe, Zierde und Pracht? Er baute Pyramiden und Paläste, Hütten, Dome und Grabmäler, und jeder einzelne Bau ist ein Original, ein Muster an Einheit des Styls und des Charakters. Er verbindet in

seinen Bauten hohe Einfalt mit majestätischer Größe, zu denen man mit Bewunderung und Wohlgefallen hinaufblickt. Er ist größer wie Phidias und Kallikrates. Was sie erbauten, dämmert nur noch in der Geschichte. Seine Werke verjüngen sich mit jeder neuen Generation wieder.

Mozart war der größte Philologe aller Zeiten, und er würde selbst im Streite mit Mezzofante den Preis errungen haben. Nur Mozart hat die Allgemeinschrift für alle Menschen der Erde erfunden; er sprach zu den Völkern aller Zonen, und wurde von ihnen verstanden, und was ein Leibnitz, Wilkens, Sicard und andere Gelehrte wünschten, eine Pasiphrasie, eine allgemeine Wortsprache, — redete sie nicht unser Mozart, von seinem Wiegenliedlein an: „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein ꝛc.“ bis zu seinem „Davidde penitente“. Denn nie dachte und schrieb er eine Note, die nicht auch sogleich lebendig von Pol zu Pol wanderte, und wer wäre von seiner Beredsamkeit nicht hingerissen worden? Seine Notenköpfe waren geistige Fluida, geflügelte Engelsköpfchen, die kein Körper, kein Materialismus zur Erde ziehen konnte.

Wenn Philosophie die Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen ist, so war Mozart auch Philosoph, da er in seinen Tonschöpfungen den Himmel mit der Erde verband, als Mensch, der Götterlust fühlen mußte, und doch als himmelanstrebender Geist immer ein reiner Mensch geblieben ist. Man nennt ihn nicht umsonst den göttlichen Mozart! Wir sehen diese Philosophie verkörpert vor unsern Blicken in seinem würdevollen Sarastro. Und sind Demuth, Armuth und Patriotismus die Begleiter der Philosophie: wer war demuthsvoller als er, der kindlich Einfache,

in seiner Einfachheit unendlich, in seiner Kindheit ein Weiser. Und wer war ärmer als er mit seinem knappen Jahrgehalt und seinem verschwenderischen Herzen; wer patriotischer als er, da er die Anträge des Berliner Hofs verschmähte, und auf die Frage Josephs des Zweiten: „und Sie wollen Ihren Kaiser verlassen?" antwortete: „ich empfehle mich zu Gnaden, ich bleibe." Und der deutsche Künstler blieb und entbehrte fort im Dienste des mächtigen Monarchen. Und doch war Mozart Alchymist; denn er konnte Gold machen. Verwandelte er nicht unedle und lockere Stoffe in die edelsten und festesten? componirte er nicht auf Schikaneder'sche und Bretzner'sche Texte, und auf Phrasen des Namens Dichtung unwerth, seine goldenen Gesänge? Und dann, wenn die Alchymie es sich zur Aufgabe macht, Krankheiten zu heben und zu verjüngen — wer vergäße nicht sein Leid, wenn Mozart's Töne erklingen, wessen Geist wird nicht durch sie verjüngt?!

Mozart war auch Theologe. Denn wo spräche sich wohl eine ächtere Frommgläubigkeit, eine tiefere Ueberzeugung von dem Dasein Gottes und eine inbrünstigere Anbetung seiner aus, als in seiner Offenbarung, seinem Requiem?

Dann war er wieder ein siegreicher Feldherr, dem zwar nicht Bellona, aber Euterpe den Lorbeer um sein Heldenhaupt schlang. Denn er besiegte die Vorurtheile gegen deutsche Musik, als die italienische Schule ihre sogenannte goldene Zeit feierte; er verdunkelte den Ruhm seiner Todfeinde, an deren Spitze Salieri und Paisiello standen, die ihn, wie Vater Haydn „il porchero tedesco", auf deutsch: „den deutschen Schweinhirten" nannten. Er erhellte die Dunkelheit, in welcher noch der ästhetische Geschmack versunken war, durch

das Licht seiner Schöpfungen, und den Dichter der Zauberflöte mochte wohl ein ahnungsvolles Gefühl geleitet haben, als er die Worte niederschrieb: „die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht, vernichten der Heuchler erschlicheue Macht." — So hat Alexander Dusch vollkommen Recht, wenn er sagt: Mozart ist der Genius, der das Zeitalter des Perikles in der Musik geschaffen; aber Unrecht, wenn er behauptet, er habe es mit seinem frühen Tode wieder geschlossen. Denn obgleich die neuen Gottheiten aus Frankreich und Italien wie Raketen blendend und rauschend in die Lüfte steigen, und obgleich ihre Werke gleich Fluthen unser Deutschland unter Wasser setzen, sie gehören doch nur ihrer Spanne Zeit an. Mozart's Muse ist die wahre Volkes- und Gottesstimme. Sie ist der Welt eine bleibende Schule, eine Kunstsonne, die durch vorübergehende Wolken nur desto erwärmender und triumphirender wieder hervortritt.

Und endlich war Mozart Nekromant. Denn gleich Homer, der den Schatten des Ulysses heraufbeschwor, so verstand auch er die Geistersprache. Sie ertönt uns auf dem Kirchhofe, in den Posaunen der Commandeurs und in dem letzten erschütternden Final voll Ahnungen und Schauern des Weltgerichts.

So stehen wir nun voller Wehmuth und Wonne vor den Pforten eines halben Jahrhunderts, das uns den Herrlichen geraubt. Voller Wehmuth, daß er so früh scheiden mußte und seine Mission nicht vollenden konnte! Voll Wonne, daß sein Name leben wird, so lange „die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt!"

Das Mozartfest

im Saale des Weidenbusches für das, in Salzburg zu errichtende, Mozart-Denkmal bestimmt.

Die allein,
die nur ein lustig Spiel, Geräusch der Tartschen,
zu hören kommen, oder einen Mann im bunten
Rock, mit gelb verbrämt, zu sehen, die irren sich.
Shakespeare.

Mit der Kunst ist's, wie mit dem Opium. Es ist weit leichter damit zu quacksalbern, als es zweckmäßig anzuwenden. Deßhalb ein evviva Herrn Guhr, der es heute darauf abgesehen zu haben schien, unseren musikalischen Theurgen zu zeigen, wie man auch ohne sie in ein Tempe versetzt werden kann. Der Mechanikus Herrmann zu Reichenbach hat endlich das perpetuum mobile erfunden. Hätte er heute Guhr's Taktirstock beobachtet, er würde sein Werk wieder zernichtet haben. Aber nicht allein dieser Taktirstock war es, der die Wunder der Einheit und Rundung vollbrachte; es war sichtbar die Inspiration, die von der herrschenden Idee der heutigen Feier ausging, und die mit glühendem Hauche uns alle durchwehete. Das Plektrum ist ein Stock wie der Feldherrnstab. Der Muth aber und die Liebe zur Sache müssen vom Geiste derer ausgehen, die sie führen. Die Schüler der Conservatorien sind immer nur Schüler, welche in der technischen Form die Mei-

sterschaft suchen. Ihre Studien, ihre endlosen Proben, womit sie an die Regel geschmiedet werden, bilden vor der Hand nur das steife Piedestal ihrer zukünftigen Geistesfreiheit. Diese Geistesfreiheit aber, die sich nur in der gebildeten Freiheit des Ausdrucks zeigt, besitzt der Künstler, und wenn noch dazu wie heute, ein hoher Impuls herrscht, so kann die Wirkung davon nur zu einer allgemeinen und tief empfundenen Bewunderung hinreißen. Und eben das war's, was diesen Musik-Abend zu einem wahrhaften Fest erhob, zu einem Feste für Ohr, Gemüth, Verstand und für die Wehmuth. Es war ein kunsthistorisches Fest, denn in ihm lag der Beweis, daß das wahre Schöne weder in Materie, noch in Masse ermüdet. Nicht in der Materie, denn auf diesem romantischen Blumenbeete der Tonkunst gehörten alle Tonblumen doch nur einer Heimath an, und ein Gärtner war's, ein Deutscher, der sie säete. Und dennoch, wo war da eine Spur von Monotonie? — Nicht in der Masse, denn wo ein Geist des Lichtes und des Gesetzes das Gewirre selbst zur Ordnung und Einheit vereinigt, da schwillt wohl auch das Herz hoch auf in Anstaunung, aber der physische Mensch bricht dabei doch nicht zusammen, wie die Lilie im Sturmwinde. Die Tonmassen, für den Raum fast zu gewaltig, drohten ihren Kerker zu sprengen. Sie waren in kaum geahnter Großartigkeit an uns vorüber gerauscht. Ein Meer von Tönen mit seinen Ebben und Fluthen. Wer aber hätte nicht noch länger verweilen, hören und mit empfinden mögen? Wo blieben Ueberdruß, Abspannung, Verwirrung und jene ästhetische Verzweiflung, die sich immer im Gefolge so vieler gepriesenen Riesenwerke neuerer Zeit befinden? in denen nicht Kraft ist ohne Barbarismus, nicht Größe ohne Bombast, nicht Milde ohne Ueberzuckerung, nicht Wehmuth ohne Quassia, wo statt des

innern Vulkan's nur cartesianische Teufel sprühen, und wo die Vollendung nur einer Oase in der Wüste gleicht. — Wie kam es, daß Melodieen, schon von unsern Großvätern geliebt, und mit uns aufgewachsen, daß sie uns heute wieder neu und bezaubernd vorkamen? Da sitzt es ja eben! Denn wo die Schwadronen unserer keck daher galoppirenden Modewerke, in ihrer besten Germination schon den Mumiengeruch an sich tragen, da wird ein Mozart'sches Tonstück zum ewig sich verjüngenden Phönix. Es sei fern von mir, die Leistungen dieses Festes analysiren zu wollen. Aus dem eben Angedeuteten gehen ja von selbst seine Wirkungen hervor, und wo diese so rein waren und herzerhebend, da konnten ihre Ursachen nur den strengsten Anforderungen entsprechen. Eine programmatische Wiederholung nur dürfte hier am Platze sein, um Demjenigen einen Rückblick in hiesige Blätter zu ersparen, die sich von der Analogie der Stellung in Kenntniß setzen wollen. Nach der Symphonie aus C mit der Schlußfuge — der Zionswächterin der ganzen heiligen Musika — wurden Züge aus Mozart's Leben von Berly zusammengesetzt, vorgelesen. Drei Lieder begannen sehr analog mit: Selbst Engel Gottes weinen! Darauf „das Veilchen" und „an Chloe." — Nach dem Chor aus Idomeneus „placido è il mar" wurde ein Festgedicht (von W. Wagner) gesprochen, worauf das Terzett nebst dem ersten Finale aus Idomeneus „Corriamo, fuggiamo!" folgte. Die ergreifende wahrhaft epische Wirkung dieser Chöre war unbegreiflich, und daß wir sie in ihrer ganzen Purität genießen konnten, verdanken wir der richtigen Berechnung der Verhältnisse in den Stimmen. Die Vereine der Herren Großmann und Kellner thaten redlich das ihre. Der Triumphmarsch aus Titus war auch der Triumph des Abends.* Der römische Dictator wäre

von Metastasio nicht so bescheiden geschildert worden, hätte er unter solchem Harmonieenhagel in das Capitol der Siebenhügelstadt einziehen können. Der Marsch wurde 2mal wiederholt, und jedesmal trat ein neues Orchester hinzu. Einstimmiger Jubelruf verlangte und erhielt ein Da Capo. Das Violin-Quartett aus G mit 36 Personen besetzt, war einer der würdigsten Punkte. Ich beziehe mich dabei auf mein Vorwort. Vortrefflich machte sich die Verstärkung der Violoncell's durch Contrabässe. Ganz besonders ist dieses Quartett für die mehrstimmige Besetzung geeignet, und von besonderer Wirkung sind die Imitationen und Eintritte darin. — Der letzte Satz war ein Schuß aus einem Rohre, und selbst die Doppelschläge schienen von einer Hand gemacht. — Die Arie aus Es „Lassen muß ich dich, Geliebte!" ist originel italienisch: „Jo tilascio, o caro addio." — Mozart hat sie in Wien in den achtziger Jahren und, wenn ich nicht irre, für den Dilettanten Jakin geschrieben. Schade, daß das herrliche Clavier-Concert D moll durch die Unpäßlichkeit des Kapellmeisters Ries unterblieb. Nun sprach der Professor Dürand examimo eine Vision „le poëte au tombeau de Mozart," ein melodramatisch gehaltenes Gedicht, wobei die Harfe in Mozart'schen Motiven die Commentare gab, und darauf in Zwischenräumen das Diesirae das Tuba mirum und das Larcrimosa aus dem Reqiem ertönten. Der Sprecher war ergriffen, wie alle, die mit dem Herzen hörten. Sogar Phänomene zeigten sich dabei, denn beim Larcrimosa stieg über des Improvisators Haupt eine Apostel-Flamme noch einmal hoch flakernd auf, um dann auf immer zu verlöschen, und — wenn man sagt, auch die Wände hätten Ohren, so war dies hier der Fall, denn große Tropfen des Mitgefühls entrannen den kalten Steinen. — Die dritte Abtheilung begann

mit dem ersten Finale aus Don Juan. Hier, wo das Imbroglio der Ballscene durch drei verschiedene Taktarten charakterisirt wird, brachte auch Guhr drei verschiedene Orchester an drei verschiedenen Orten, und so traten denn, (was seine Absicht war) die verschiedenen Metra der Menuette, Anglaise und des Walzers auch dem ungeübten Ohre ganz deutlich und scharf markirt entgegen. Eine der interessantesten Erscheinungen blieb immer das Quartett aus einem opus posthumus Mozart's, der Oper „Zaide." Mit dem letzten unbeschnittenen Finale Don Juan's endigte dies sinnige Fest so imposant, wie es begonnen, besonders eingedenk noch des Coro di spettri im großartigsten Unisono, wobei unsere drei Chormassen, wie sich's gebührte, wirklich des Teufels waren, und jener an die Ewigkeit mahnenden Accorde der Unterwelt, von zwei Orchestern erschütternd ausgedröhnt! — Daß Musik die Magie ist, die alle Stufen und Stände des Menschenlebens aneinander schmiegt — das haben wir alle heute wieder einmal recht lebendig empfunden.

Die Mozartstiftung in Frankfurt am Main.

Ehe wir uns direkt zur Mozartstiftung selbst wenden, wird es nöthig sein, ein Wort über den Frankfurter Liederkranz zu sagen, welcher diese Stiftung in's Leben rief, wie es ja immer interessant und nützlich bleibt, Erscheinungen von Bedeutung auf ihre Quellen zurück zu führen.

Der Frankfurter Liederkanz also, dessen nunmehr unumschränkte Ausdehnung demselben einen so feststehenden Ruf erworben, daß er unter Deutschlands Liederkreisen eine obere Stelle — und in Bezug auf die Wichtigkeit seiner Mozartstiftung vielleicht die erste Stelle — einnimmt, ist nichts desto weniger ganz anspruchsloser Abkunft, denn ohne weitere Endzwecke und Plane, als sich an Gesängen zu erfreuen, und der Göttin Geselligkeit zu huldigen, gründeten am 15. Februar 1828 nur wenige junge Männer diesen Verein, den sie ohne weiteres Liederkranz nannten, weil ihnen dieser Name wohl am ersten einfiel, und am passendsten sein mochte. Die zwangfreien Formen, unter welchen diese ersten Stifter zusammentraten, mochten ganz dem bescheidenen Wirthsstübchen entsprechen, das sie aufnahm. Wohl mögen seit dem gar viele Vereine unter ähnlichen Auspicien entstanden und spurlos vergangen sein, allein

in den ersten Keimen des Liederkranzes lag bereits eine so gesunde Kraft, daß sie ohne gewaltsame Entgegenwirkung auch den minder ergiebigen Boden befruchtet hätte. Doch zuvor noch ein Wort über den Düring'schen Verein für gemischten Gesang, welcher in den Jahren 1810 bis 20 in seiner schönsten Blüthe stand, und welchem alle unsere Sängerkreise, den Cäcilien-Verein nicht ausgenommen, ihr Dasein verdanken. Aus diesem, seiner Zeit sehr achtbaren, jetzt leider durch zu große Ansprüche allmälig in sich selbst zerfallenen Verein nun traten größtentheils jene Jünglinge zusammen, welche nicht ohne musikalische Vorbildung, und von einer feurigen Sängerlust beseelt den Zweig pflanzten, der jetzt zu dem Stamm herangewachsen ist, unter dessen verbreitenden Aesten nach 17 Jahren der erste Mozart-Zögling seine Pflege erhält. Die anfangs einfachen Gesellschaftslieder nun, riefen nach und nach eine sorgsamere Pflege des Gesanges hervor, woraus denn jene massenhaften öffentlichen Aufführungen entstanden, die unter dem Namen „großer Liederkranz" schon die allgemeine Theilnahme des Publikums gewannen. Ein solcher großer Liederkranz — dessen Tendenz sich später die übrigen dem Liederkranze nachgebildeten Vereine : Liedertafel, Orpheus, der Lang'sche, Reeb'sche und der Sachsenhäuser Verein anschlossen — wird im Verlauf eines Winters 2 auch 3 mal gehalten, und hat den Zweck, in Gegenwart zahlreicher Freunde, Verwandte und Gäste den Fortschritt ihrer Studien zu bekunden, und zugleich das Band der Geselligkeit und Freundschaft fester zu schlingen. Es ist in der That überraschend für den, der zum erstenmal einem dieser großen Liedervereine beiwohnt, und den durchaus ganz zwangfreien Ton — man sitzt mit seinen Frauen und Töchtern an gedeckten Tischen bei Trank

und Speise — durch den Geist der Sitte und der alles veredelnden Tonkunst in die engsten Schranken des Anstandes gehalten zu sehen.

Den geschichtlichen Fortschritt des Liederkranzes von seiner Entstehung bis zu diesem Augenblick, wo derselbe wohl 120 Mitglieder zählt, in allen Einzelnheiten zu verfolgen, würde zu weit von unserm eigentlichen Zweck entfernen. Es sei nur noch gesagt, daß die öffentlichen Leistungen des Liederkranzes weiter griffen als seine Gesänge dauerten, daß sie zu künstlerischen Bestrebungen wurden, um bei verschiedenen Veranlassungen die Verpflichtungen des Dankes und der Anerkennung auszusprechen, um die ersten Dichterhelden des Vaterlandes, Schiller und Goethe zu ehren, um dem unsterblichen Guttenberg ein Dankopfer zu bringen, um da schnell und kräftig einzugreifen, wo es galt, fremdes Leid zu mildern, und um Vereinigungspunkte anzuknüpfen, woran sich die Eifersucht der sich hier immer vis à vis gestandenen Liederkreise brechen mußte. Ein schweres, aber doch größtentheils gelungenes Werk!

Als schöne Beispiele von erwachtem Brudersinn führen wir noch an, daß im Jahr 1814 eine Deputation des Liederkranzes nach der Schweiz reiste, um dem ehrenfesten Pfarrer Sprüngli zu Thalweil, zugleich Präsident des Sängervereins am Zürichsee *), einen Besuch abzustatten; und ferner im September d. J. hingegen eine ähnliche Deputation der Aachner Lie-

*) Sprüngli widmete der Mozartstiftung die unter dem Namen Schweizerquartette vielverbreiteten Männergesänge von Freunden der Tonkunst gesammelt. (1840 gedruckt bei J. J. Ulrich in Zürch, im Verlag des Herausgebers.)

dertafel (die bei dem Brüsseler Gesang-Concurs am 22ten September 1841 bekanntlich den ersten Preis der großen Medaille errungen) nach Frankfurt aufbrach, um dem Liederkranz einen persönlichen Dank abzustatten für die ausgesprochenen Beweise von Theilnahme an jenem erhaltenen Preis. So wurde endlich für den Liederkranz das öffentliche Wohlgefallen, das sich bei diesen und ähnlichen Leistungen immer deutlicher aussprach, zu einer Aufforderung sich mit den Genossen des Vaterlandes zu einem großen nationalen Sängerfeste zu vereinigen, nicht um einem Gesammt-Publikum einen vorübergehenden Genuß zu bereiten, sondern um den Grundstein zu einer unvergänglichen Stiftung zu legen, als das sittlich schönste Denkmal ihres Wirkens, und als ein Zeichen deutschen Gemeinsinnes.

Diese Idee, von Wilhelm Speier — einem eifrigen Theilnehmer des Liederkranzes — ausgehend, fand enthusiastischen Beifall, und so entstand die Mozartstiftung im Jahr 1838, welche durch das merkwürdige Sängerfest im Juli desselben Jahres gleichsam mit moralischer Bedeutenheit in alle Volksklassen introducirt werden sollte. Der in den Statuten ausgesprochene Zweck dieser Anstalt ist: Unterstützung musikalischer Talente bei ihrer Ausbildung in der Compositionslehre, worauf unbescholtene Jünglinge aus allen Ländern, in denen die deutsche Sprache die Sprache des Volks ist, Anspruch zu machen haben. Die Gesinnung, welche sich in diesem Punkte (dem 2ten Paragraph der Statuten) ausspricht, dürfte ihre eigentliche Bestätigung aber erst zwei Jahre später in dem 1840 aufgeloderten Nationalgefühl gefunden haben.

Obgleich der Zweck dieser Anstalt officiell vor unsern Augen

liegt, so ist dieselbe doch nur die Vorläuferin eines für ganz Deutschland zu errichtenden Conservatoriums, welches sich die Aufgabe stellt, durch Heranbildung ausgezeichneter Talente in Composition, Gesang und Virtuosenthum die deutsche Tonkunst in Ehren zu erhalten, die Werke großer Meister einzuführen, und so dem Flittertand moderner Flachheit entgegen zu treten.

Das Capital der Anstalt, durch die unausgesetzte Thätigkeit des Verwaltungsausschusses, dessen Präsident Wilhelm Speier, und durch mehrfache Theilnahme, z. B. durch die eines Spohr, Meyerbeer, Liszt u. s. w. durch Concerte von Gesangvereinen u. s. w. in diesen 7 Jahren bis zu 18,000 fl. herangewachsen, ist, bis es eine gewisse Höhe erreicht hat, bestimmt, durch Vergebung von Stipendien der Stiftung die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums zuzuwenden und zu erhalten. Daß der erste gewonnene Zögling der Anstalt, der junge Bott aus Kassel, diesem Stipendium, das 4 Jahre lang die Summe von 400 fl. nicht überschreiten darf, alle Ehre macht, ist bereits bekannt geworden.*) Hat das Capital der Mozart-Stiftung die Summe erreicht, daß sich die jährlichen Zinsen auf wenigstens 2000 fl. belaufen, so läßt der Liederkranz als Eigenthümer der Stiftung das Conservatorium in Frankfurt a. M. in's Leben treten, alle Stipendien hören dann auf, und die Stipendirten treten als Zöglinge in die neue

*) Bei dem projectirten Sängerfeste sollte nach dem früheren Plane ein etwaiger Ueberschuß für das Mozart-Denkmal in Salzburg bestimmt werden, welcher Beschluß aber durch Speiers Idee der Mozartstiftung um so mehr verdrängt wurde, da durch eine Vorstellung im Theater allein eine Summe von 1000 fl. einkam.

Anstalt ein, deren Grundstein mit der Anstellung eines eigenen Compositions-Lehrers gelegt wird. Die weitere Bestimmung, Ausdehnung und Einrichtung bleibt wieder dem Liederkranz überlassen.

So weit, was über den ausgedehnteren Plan der Mozartstiftung mitzutheilen ist. Die engeren materielleren Institutionen der Stiftung, wie sie gegenwärtig bestehen, entnehme ich aus den mir vorliegenden gedruckten Statuten.

Das Eigenthums- und Verwaltungsrecht der Stiftung gehört dem Liederkranz, welcher allein über sie verfügen, Statuten geben und ändern kann, und welchem zu allen Zeiten die obere Leitung zusteht. Doch ist zur Vereinfachung des Geschäftsganges aus der Zahl seiner wirklichen Mitglieder eine besondere Behörde erwählt, welcher unter dem Namen Verwaltungs-Ausschuß die Administration der Stiftung übertragen ist. Dieser Verwaltungs-Ausschuß besteht aus sieben alle 3 Jahre durch Scrutinium neu erwählten Mitgliedern, welche unter sich wieder einen Präsidenten, einen Secretair, einen Cassirer und einen Buchführer ernannt haben. Ferner ist dieser Ausschuß gehalten, dreien von dem Liederkranze durch Scrutinium oder relative Stimmenmehrheit erwählten Rechnungs-Revisoren, die Documente, den Cassabestand und die Belege und Bücher zur Revision vorzulegen. Diese revidirte Bilanz wird dann jährlich veröffentlicht und in das Archiv des Liederkranzes niedergelegt. In Bezug auf dieses Eigenthumsrecht nun ist weiter die sorgsame Verfügung getroffen, daß, sollte sich der Liederkranz im Laufe der Zeit auflösen, oder die Zahl der wirklichen in Frankfurt domicilirenden Mitglieder sich auf 15 reduciren, die Mozartstiftung mit ihrem Gesammteigenthum und mit allen Rechten und

Verbindlichkeiten in das Gemeinde-Eigenthum der freien Stadt Frankfurt übergeht. Ein hoher Senat wird dann die Stiftung unter seinen directen Schutz nehmen, und eine Behörde bestimmen, unter deren Leitung die Anstalt nach wie vor erhalten wird. Was endlich die Ertragsquellen selbst betrifft, so sollen alle Beiträge — der Hauptbeitrag bleibt immer das stark besuchte alljährliche Concert des Liederkranzes — wie das, was von den Zinsen übrig bleibt, zum Kapital geschlagen werden, da dasselbe auf hiesige Hypotheken ausgeliehen, niemals angegriffen werden darf. Nur ausnahmsweise darf der Verwaltungs-Ausschuß bis sich solche Insätze vorfinden, für die disponiblen Gelder auch Frankfurter Stadt-Obligationen kaufen, oder an solchen Anlehen Theil nehmen, für welche das Stadtärarium haftet. Es bleibt nur noch die Mittheilung des Verhaltens übrig, durch welche die Befähigung des Stipendiaten durch die That nachgewiesen wird.

Der Verwaltungs-Ausschuß ersucht nämlich einen in dem Wohnorte des Bewerbers oder in dessen Nähe lebenden Meister der Tonkunst, demselben die Composition eines vom Ausschuß, bestimmten Liedes und eines Instrumental-Quartettsatzes zu übertragen. Jedoch steht es dem Bewerber frei, auch noch andre Compositionen hinzu zu fügen. Die Ausarbeitung geschieht unter den Augen des Meisters. Dieser, dem die Sache mit der Bitte um Geheimhaltung übertragen ist, bescheinigt nach Empfang der Ausarbeitungen auf Pflicht und Gewissen, daß die Arbeiten unter seiner Aufsicht gemacht worden sind, und sendet sie an den Ausschuß ein, welcher durch Stimmenmehrheit drei Musiker von anerkannter Autorität zu Prüfungsrichtern wählt.

Diese Richter werden alsdann ein motivirtes Urtheil über die Arbeiten geben, und sollen, wenn mehrere Bewerber

concurriren, die vorzüglichsten und die beiden nächstbesten bezeichnen. Sollte aber jeder der drei Richter eine andre als die beste Arbeit bezeichnen, so werden diese drei Arbeiten einem vierten neuerwählten Richter mit demselben Gesuch übergeben; treffen aber alle drei oder mindestens zwei dieser Richter in ihrem Urtheil über die beste Arbeit zusammen, so wird der Verfasser desselben des Stipendiums würdig erachtet, und dem Liederkranz davon die Anzeige gemacht. Der Stipendiat der Mozartstiftung wird sodann nach Wahl des Ausschusses, wobei jedoch der Wunsch des Schülers möglichst berücksichtigt werden soll, einem Meister in der Compositionslehre zum Unterricht übergeben. Die Dauer des Unterrichts bestimmt der Ausschuß von Jahr zu Jahr. Doch darf wie schon gesagt, dieselbe das Maximum von vier Jahren nicht übersteigen. Endlich macht der Ausschuß die Erledigung eines Stipendiums durch öffentliche Blätter bekannt, und ladet zur Bewerbung ein.

Die Sache ist also zum Gegenstand einer sorgfältigen, viel verzweigten Administration geworden, und verdient ihrer Tendenz und Verwaltung nach die allgemeine Theilnahme. Allein ein Gesammtinteresse des deutschen Vaterlandes ist leider noch nicht erfolgt Es ist daher Pflicht der Organe des deutschen Musikwesens, so oft als möglich darauf hinzuweisen, diese schöne Sache zu unterstützen und fördern zu helfen. Denn so lange nicht die großen Städte, wie Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg u. a. Interesse dafür gewinnen, kann man sich keiner durchgreifenden Theilnahme erfreuen. Und wo fände sich eine schönere Gelegenheit zur Förderung eines ächt nationalen und wahrhaft rein künstlerischen Zweckes? —

Ein Wort über Scansion.

Es drängt mich, den Charivari der Texte zu rügen, die sich der gebildete Sänger nach dem Gewicht seiner Noten recht wohl selbst abändern kann, wenn die Uebersetzung babylonisch ist. Zuweilen wohl geschah es, größtentheils unterblieb es aber, und jeder Sänger fühlt doch, wie sehr der musikalische Vortrag erleichtert wird, sobald die Accente des Worts und des Tons Hand in Hand gehen. Die Romanze Cherubin's z. B. wird stets so gesungen: „Ihr, die ihr Triebe" (viermal denselben schneidenden Vocal hinter einander) . . . „spricht ist es Liebe, was hier so brennt? ich will's euch sagen, was in mir wühlt , . . sonst war's im Herzen mir leicht und frei, es waren Schmerzen und Angst mir neu; jetzt fährt wie Blitze, bald Pein, bald Lust, bald Frost, bald Hitze, durch meine Brust. Ein heimlich Sehnen zieht, wo ich bin, zu fernen Schönen mich traulich hin u. s. w." Also kommt jedesmal die rhythmische Hebung (Arsis) auf schlechte, und deren Senkung (Thesis) auf gute Taktheile. Die Anmaßung sei fern von mir, dieser Musik eine sublime Dichtung unterlegen zu wollen, aber mit einer leichten Versetzung der Worte, durch zwei oder drei hinzugefügte Auftakte, oder durch Verbindung zweier Achtel, wel-

ches weder der Melodie, noch der Harmonie schadet, ließen sich doch die allergröbsten rhythmischen Uebelstände, wenigstens mildern, und das vermag jeder Sänger mit leichter Hand ohne Doktordiplom in der Tasche. Wir bleiben bei dieser Romanze, die, auf folgende Weise accentuirt, wenigstens mit dem musikalischen Gewicht übereinstimmen würde. Z. B. (und gleich vorne herein die Cassation zweier i): „Die ihr des Herzens Regung kennt . . . sprecht, ist es Liebe, was hier hier so brennt. Euch will ich's sagen, was in mir wühlt . . . sonst war's im Herzen, leicht mir und frei, sonst waren Schmerzen und Angst mir neu, jetzt fährt wie Blitze (peinliche Lust) Frost bald und Hitze durch meine Brust. Heimliches Sehnen, zieht, wo ich bin, fern zu den Schönen, traulich mich hin, u. s. w." Aber es ist himmelschreiend, daß ganze Partituren Tollhäuser für Scansionen obiger Art geworden sind, und daß Sänger, die Ansprüche auf Bildung machen, dergleichen Uebersetzungen, zuweilen auch Originale, mit der unbegreiflichsten Duldung warten und pflegen. Ich erinnere mich ganzer Finale's italienischer Opern, in denen ein solch herrlicher Gedanke wie ein Silberfaden durch alle Takte läuft, und der von der Liebe, dem Hasse, der Rache und Verzweiflung, und dann von dem ganzen Chorus mit unerbittlicher Consequenz bis zum Schlusse glücklich durchgeführt wird. Vor klassischer Musik, vor Mozart's Tönen habe man doch mehr Achtung, als daß man sie geradezu der Nachlässigkeit oder der Ignoranz gewisser Uebersetzer preisgebe, die auf Kosten des gesunden Menschenverstandes mit ihrem blühenden Unsinn einen Unsterblichkeit-Versicherungs-Schacher treiben. Diese Andeutung, nicht mißdeutet, möge sie doch Früchte hervorbringen!

Toast.

(Bei Gelegenheit eines Liedertafel-Festes.)

Die Eintracht und Sympathie, welche in neuerer Zeit die deutschen Liedervereine umschlinget, hat sich zum Theil schon thatkräftig entwickelt in unsern deutschen Gauen, und manch' schöne Früchte getragen. Aber gerade in dem Boden, wo der Stamm wurzelt, steht er isolirt und spendet keine Frucht, wo es am meisten zu erwarten steht. Daß sich diese Sympathie auch einmal handelnd aus den Liedern selbst ringe, die wir täglich singen, ist bisher vergeblicher Wunsch geblieben. — Möchten wir die Früchte dieser Sympathie auch in der Gesinnung in Bezug auf deutsche Kunst ernten. Es gibt auch einen Kunstpatriotismus. Aber noch liegt dieser in den Fesseln des Vorurtheils für ausländische Kunstproduction, für transrhenanische und transalpinische Musik. Hier wäre das Feld für die Wirksamkeit unserer so oft im Liede besungenen Verbrüderung. Hier gälte es, die schlummernde Liebe und Theilnahme für die Musik unserer Väter wieder zu erwecken. Unläugbar haben die Gebilde der Oper den entschiedensten Einfluß, nicht allein auf musikalische Bildung und Geschmack, sondern auch auf die Gesinnung des Patrioten. Die alten Griechen haben uns, trotz ihren barbarischen Melodien,

ein Vorbild gegeben. Ihre Musik stand unter dem Schutze des Staates. Sie besangen die Tugenden der Helden und Wohlthäter ihres eigenen Vaterlandes, und verbannten aus ihren Theatern jede Musik, deren Worte nicht die Vaterlandsliebe entflammten! Wie kann die Gesinnung in Deutschland patriotisch bleiben, wenn wir fast keine deutsche Musik mehr auf unserm Theater hören? wenn uns die italienische Schule verweichlicht, und die sogenannte „neue Romantik" der französischen uns fieberhaft aufregt und vergessen macht, daß Musik eine freundliche Göttin sei?!

Deshalb möchten sich unsere Liedervereine die Hände reichen, den deutschen Componisten zu heben. Es ist jetzt eben der rechte Zeitpunkt. Es regen sich die Kräfte überall, und der Umschwung scheint nicht mehr so fern. Erfassen wir diesen Zeitabschnitt, vereinigen wir uns, daß diese Regsamkeit an unserer Theilnahme erstarke. Mögen sich unsere Liedervereine auch hier ihres Patriotismus rühmen.

So wenig wir französische Romanzen und italienische Barcarolen in unsere Gesänge mischen, so wenig sollten wir diese exotischen Gewächse auf deutschem Bühnengrunde pflegen. Von dem reinen Golde des fremden Genius kann hier nicht die Rede sein. Des ächten Talentes Vaterland ist die Welt. Wenn wir dort gerecht sind, kann uns die Liebe für die deutschen Geistesprodukte nicht zum Vorwurf gemacht werden. Wir sind nicht Egoisten, wenn wir nicht Nachahmer ausländischer Moden sein wollen. Wir sind nicht Pedanten, wenn wir über die Huldigung, die wir an die Ausländer verschwenden, uns nicht selbst vergessen, und nicht selbst schmachvolle Fesseln anlegen.

Die Liederkreise in Deutschland sind mächtig genug, wenn sie nur wollen. Sie haben sich nicht blos verbunden zu verhallenden Gesängen, zu Freuden- und Tafelfesten. Aus ihren Gesängen tönt ein Geist, ein mächtig starker, wenn es gilt, eine heilige Sache zu vertheidigen. Und ob es noth thut, hier wo immer noch Collegial-Neid und Kabale, wo Gleichgültigkeit und Vorurtheil jedes Weiterstreben des deutschen Componisten hemmen — hier einen faulen Fleck zu heilen, ist keine Frage.

Mein Stoff, damit er nicht zur Abhandlung werde, konnte sich nur in abgerissenen Sätzen kund thun. Daß sich diese Idee in den Schooß der Liedertafeln niederlege, ist so natürlich, als wenn sich ein Strom in das Meer ergießt.

Mögen diese Worte Wurzel fassen, möge die junge von uns gepflegte Eiche deutscher Tonkunst zum festen Stamme werden, und mit seinen Blättern einst die Stirne gefeierter Veteranen schmücken!

Es leben alle Kräfte, welche versprechen, die vaterländische Kunst wieder zu heben! In ihnen erblicken wir ja das junge Deutschland der Tonkunst.

Es leben alle Musikdirektoren, welche ihre Scepter zum Schutz und Trutz dieser Bestrebungen und zur Reinigung des Geschmacks schwingen!

Es lebe die Presse, welche uneigennützig deutsche Werke fördert und verbreitet!

Es lebe die Kritik, die partheilos als Vermittlerin aller dieser Elemente auftritt! — und endlich —

Es leben alle deutschen Liederkreise, welche als ein integrirender Theil des Publikums diesen Bund unterstützen, die nicht allein deutsche Sympathien besingen, sondern sie auch ausüben.

Beethoven und sein Verhältniß zu Ferdinand Ries.

(In Bezug auf die biographischen Notizen über Ludwig von Beethoven, von Dr. F. G. Wegeler und Ferdinand Ries.)

Die vorliegenden biographischen Notizen über Ludwig von Beethoven sind aus so authentischen Quellen geschöpft, daß es Niemand einfallen wird, an ihrer Aechtheit zu zweifeln. Deshalb läßt das Unternehmen der Herausgeber, deren Namen guten Klang haben, eine zergliedernde Kritik darüber nicht zu: das Büchelchen steht in unantastbarer Wahrheit da. Es ist eine reiche Ausbeute für die Psychologie und ein sonnenmikroskopischer Blick in das Herz des Kunstgeistes, wie seiner Mißgestaltungen; jedes Wort des Verewigten selbst ein die Interessen jener Epochen berührender Ton. Eine Quintessenz aus diesem Buche herauszuziehen, ein historisch psychologischer Extrakt, dürfte demnach die beste Empfehlung für dasselbe sein. Ohne verbindende Erläuterung spreche uns also Beethoven direct aus meinen Citaten an. Früher aber einige vorwortliche Daten.

Das Buch (Franz Ries, dem Vater unsers Ferd. Ries, Beethovens erstem Beschützer, gewidmet) besteht aus zwei Abtheilungen. Im Vorwort zum Ganzen spricht sich Wegeler in wenigen Worten über die Verdienste seines jüngeren Freundes

Ries als Mensch und Künstler aus. Darüber hat Europa entschieden. In dessen Vorrede zur ersten Abtheilung erblicken wir dessen, von der ersten Jugend an, inniges Freundschafts-Verhältniß zu Beethoven; und diesem zufolge hält er sich für berechtigt, der Welt Mittheilungen zu machen „welche zur Würdigung des Menschen und Künstlers dienen." Er bemerkt ferner, daß er nur dasjenige anführe, was er bestimmt wisse. Seine wie Ries mitunter übertriebene Sorge, fast über jede Aeußerung Beethovens Beweise anzuführen, rechtfertigt er dadurch. „Dies gibt" sagt er, „uns aber auch ein Recht, zu erwarten, daß diese Beiträge manchen Irrthum, manches Unbegründete und Entstellte in den Schriften über Beethoven beseitigen, und in dieser Hinsicht als ächte Quelle gelten werde." Die zweite Abtheilung, von Ferd. Ries kurz bevorwortet, enthält einige Abdrücke von Briefen, deren Originale Ries besaß, und die auch sein herzliches und vertrautes Verhältniß zu Beethoven, seinem Lehrer, Beschützer und Freunde, erweisen. Sein Zusammenleben mit diesem Meister fällt in die Zeit seiner höchsten Schöpfungskraft, und in jene, wo er das Unglück hatte, sein Gehör zu verlieren. Diese Mittheilungen sind um so interessanter, je weniger sich in den Lebensbeschreibungen Beethoven's oder in dessen Nachlasse etwas Genügendes über die psychische Wirkung dieses Unglücks auf den großen Mann vorfindet. Es zeigt von der einfachen, anspruchslosen Denkungsart Ries', daß er sich selbst in den Hintergrund stellt, indem aus diesen Briefen hervorleuchtet, mit was, auch als Ries schon verheirathet und in glänzenden Umständen war, ihn Beethoven alles behelligte, und wie manchmal er dessen Anhänglichkeit und Geduld erprobte.

Diese Briefe dienen zur Vervollständigung der vorherge-

gangenen Notizen Wegelers, und das Ganze als ächte Quelle für den, der sich in der Folge berufen finden wird, Beethovens vollständige Biographie zu schreiben. Am Schlusse glaubt Ries die Einfachheit seines Styls entschuldigen zu müssen, womit er seine Notizen aus dem Gedächtnisse erzählt; doch das ist's eben, was uns diese Mittheilungen so interessant, ja liebenswürdig macht. Aus Datum und Ort (Frankfurt im December 1837) sehen wir, daß Ries noch kurz vor seinem Tode mit dieser Arbeit beschäftigt war.

Und nun zu meinen Auszügen:

Unzweifelhaften Beweisen und Aktenstücken nach die sich hier im Abdruck vorfinden, ist unser Ludwig der Sohn Johann von Beethoven's und Helene Kewerich's. Er wurde zu Bonn am 17. December 1770 geboren und aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Graus'schen Hause, Bonngasse, bezeichnet mit No. 515, dem jetzigem Posthause gegenüber. Er starb zu Wien am 20. März 1827. Was Fayolle und Choren über die Abstammung Beethoven's von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, faseln, bedarf keiner Widerlegung, da weder dieser Monarch vor Beethoven's Geburt in Bonn war, noch die Mutter während ihrer Ehe diese Stadt verlassen hatte. Von Beethoven's jüngeren Brüdern Carl und Johann (ersterer Clavierlehrer, letzterer Hofapotheker zu Bonn) soll Johann von Beethoven gegenwärtig noch in Wien leben. Obgleich Ludwig seinen ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater (Tenor-Sänger des damals in Bonn residirenden Kurfürsten Max Friedrich) erhielt, so hieng er doch mit der größten Innigkeit an seinem Großvater, Ludwig von Beethoven, der (Kapellmeister und Baßsänger bei dem dasigen Nationaltheater) auch sein Pathe war. Unser Beethoven war, wie Ritter von Seyfried ihn

richtig schildert: „gedrungenen Körperbaues, mittlerer Statur, starkknochig, voll Rüstigkeit, ein Bild der Kraft." Beethoven's im Ganzen einseitige Erziehung sollte später ein Vehikel zur Erziehung der übrigen Söhne sein. Oekonomische Beschränkung fand unter der strengen Zucht des geistig und sittlich wenig ausgebildeten Vaters überall statt. Den spätern und bessern Musikunterricht verdankt Beethoven dem Musikdirektor Pfeiffer und dem Hoforganisten von der Eder. Seine glücklichste Jugendzeit verlebte er in der Mitte der Familie von Breuning, wo sein oft störrischer und unfreundlicher Charakter gebrochen wurde. Mit Neefe war Beethoven gleichzeitig Hoforganist, und er beklagt sich sehr über dessen harte Kritik seiner ersten Komposition. — Als Beethoven's wichtigsten Mäcen erblicken wir den Grafen Wildstein. Ihm ist die Welt für Beethoven's nachherigen Ruhm verpflichtet. Diesem widmete Beethoven auch die große Sonate Cdur Op. 53. Sein erstes Vorbild in der gefälligen Manier, das Fortepiano zu behandeln, war Sterkel.

Uns erscheint in dieser Periode der bekannte Komiker Lux in recht socialem Verhältnisse zu Beethoven. Seine außerordentliche Abneigung gegen Ertheilung des Unterrichts konnte nicht der Gedanke an seine, sondern an seiner Mutter bedrängte Lage bezwingen. Noch stärkeren Widerwillen zeigte er gegen das Spielen in Gesellschaften. Dieser Widerwille war oft die Quelle der größten Zerwürfnisse mit den ersten seiner Freunde und Gönner. Die überraschendsten Genüsse gewährten seine Improvisationen auf dem Pianoforte, von Vater Ries mit der Violine, ebenfalls extempore, begleitet. Sein längster Brief, den Beethoven wohl je geschrieben, war an Wegeler 1800 von Wien, am 29. Juni. Ein Abdruck davon

befindet sich in der allgemeinen Theaterzeitung No. 37. vom 25. März 1828 und dann später in dem Bonner Wochenblatt No. 25. von 1829, dann, nachdem dieselbe einige Tage früher im Frankfurter Museum vorgelesen wurde, im Conversationsblatt der Ober-Post-Amts-Zeitung (Anfang des Jahrs 1836). Eine französische Uebersetzung davon findet sich im Journal des Débats vom 20. März 1838. Von den übrigen Briefen ist noch keiner je gedruckt, noch lithographirt worden. Es heißt unter andern in diesem merkwürdigen Briefe: „Meine Kompositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe, als fast möglich ist, daß ich sie befriedigen kann. Auch habe ich auf jede Sache sechs bis sieben Verleger und noch mehr . . . man akkordirt nicht mehr mit mir, ich fordere, und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in der Noth, und mein Beutel erlaubt eben nicht, ihm zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen." — — In diesem Briefe beklagt er sich über sein seit drei Jahren immer schwächer werdendes Gehör, das ihn manchmal zur Verzweiflung brächte. Er sagt unter andern: „Nur meine Ohren die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil mir's nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub"; oder so sage ich dir, daß ich mich im Theater ganz dicht an's Orchester anlehnen muß, um die Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht u. s. w." „Ich habe schon oft mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation geführt u. s. w.„ So wie ich jetzt schreibe, mache ich oft drei bis vier Sachen zugleich u. s. w. Bei dem Fürsten

von Lichnowsky war Beethoven Hausfreund und täglicher Gast. Hier wurden viele seiner neuesten Compositionen zuerst aufgeführt. Der Fürst, selbst Kenner und Klavierspieler, suchte ihm zu beweisen, daß es nicht nöthig sei, seine Schreibart (die man häufig zu schwierig nannte) zu ändern. Hier spielte er Haydn zuerst seine drei demselben dedicirten Sonaten vor. Beethoven war sehr reizbar, folglich leicht aufgebracht. Ließ man jedoch die erste Regung bei ihm stillschweigend verrauchen, so lieh er den Vorstellungen ein offenes Ohr und ein versöhnliches Herz; dann bat er mehr ab, als er gefehlt hatte. Ueber Beethoven's Wohlstand und Armuth ist viel geschrieben worden. Was ich davon aus eigener Erfahrung weiß, sagt Wegeler, ist Folgendes: Beethoven, unter höchst beschränkten Umständen erzogen, und immer gleichsam unter Vormundschaft, wenn auch nur jener seiner Freunde, gehalten, kannte nicht den Werth des Geldes, und war dabei nichts weniger, als ökonomisch. So war, um nur einiges anzuführen, die Zeit zum Mittagessen bei dem Fürsten um 4 Uhr festgesetzt. „Nun soll ich" sagte Beethoven, „täglich um halb 4 Uhr zu Hause sein, mich etwas besser anziehen, für den Bart sorgen u. s. w. — Das halt' ich nicht aus!" So kam es, daß er häufig in die Gasthäuser ging, da er überdies hier, wie bei allen ökonomischen Angelegenheiten, immer schlecht weg kam.

Ein besonders origineller Zug ist folgender: Der Fürst, der eine sehr laute Metallstimme hatte, gab einst seinem Jäger die Weisung, im Falle er und Beethoven zugleich klingelten, diesen zuerst zu bedienen. Beethoven hörte dieses, und schaffte sich am nämlichen Tage einen eignen Diener an; ebenso bei angebotenem vollen Marstall des Fürsten, ein eigenes Pferd, als ihn die schnell vorübergehende Lust anwandelte, reiten zu lernen.

Daß Beethoven selbst 1821 noch wenig Kenntniß in Geldangelegenheiten hatte, geht aus einem seiner Briefe hervor, dessen Mittheilung in der Urschrift, ich der Güte des Hrn. Polizeiraths Guisez in Aachen verdanke, bei dem er aufbewahrt wird. Folgender Aeußerung Seyfried's stimmt Wegeler bei: „Beethoven kannte weder Ehrgeiz (?) *) noch Verschwendung, aber eben so wenig den eigentlichen Werth des Geldes, das er nur als Mittel für die nöthigsten Bedürfnisse betrachtete. Erst in den spätern Jahren zeigten sich Spuren ängstlicher Sparsamkeit, ohne jedoch den angebornen Hang zum Wohlthun zu beeinträchtigen." In einem spätern Brief an Wegeler, Wien 16. November 1801, sagt er: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen, und bin's doch so wenig. — Diese

---

*) Wegeler wußte wo er dies Fragezeichen hinzusetzen hatte. Hier hatte Ritter von Seyfried einen großen Bock geschossen. Aus der Consequenz vorliegender Notizen geht gerade das Gegentheil hervor. Eben so unrichtig ist, wenn Seyfried sagt: „Krankheiten hat Beethoven nie gekannt." Wir erfahren hier, daß er außer seiner Harthörigkeit noch an mancherlei Uebeln litt. Ferner behauptete Seyfried: „Beethoven war nie verheirathet, und merkwürdig genug, nie in einem Liebesverhältniß." Wir werden uns vom Gegentheil überzeugen. Hier heißt es: „Beethoven war nie ohne eine Liebe, und meistens von ihr in einem hohen Grade ergriffen.
Anmerk. des Ref.

Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt, und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder einige seelige Augenblicke, und es ist das erste mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande, — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heirathen; — ich muß mich nun noch wacker herumtummeln. Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nnn schon lange die halbe Welt durchreiset, und das muß ich. — Für mich gibt es kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben nud zu zeigen." Und dann wieder: „Meine körperliche Kraft nimmt seit einiger Zeit mehr als gewöhnlich zu, und so meine Geisteskräfte. Jeden Tag gelange ich mehr zum Ziele, was ich fühle aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe! — ich weiß von keiner andern, als dem Schlaf, und wehe genug thut mir's, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß, als sonst u. s. w." Im Jahre 1810 schreibt unser Beethoven: „Doch ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht der Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen. Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst. — O so schön ist das Leben, aber bei mir ist es auf immer vergiftet ..... Leider habe ich eine Zeit lang gelebt, ohne selbst zu wissen, wie alt ich bin." — In einem Briefe von Wien 1816. „Du schreibst, daß ich irgendwo als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsatz gemacht, nie weder etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten, was über mich geschrieben

worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die Rechtschaffenheit meiner Eltern, und meiner Mutter insbesondere, bekannt zu machen ..... Es heißt übrigens bei mir immer: Nulla dies sine linea; und lasse ich die Muse schlafen, so geschieht es nur, daß sie desto kräftiger erwache. Ich hoffe, noch einige große Werke zur Welt zu bringen, und dann, wie ein altes Kind, irgendwo unter guten Menschen meine irdische Laufbahn zu beschließen. —

Von Ehrenbezeugungen, die Dir, ich weiß es, Freude machen, melde ich Dir noch, daß mir von dem verstorbenen König von Frankreich eine Medaille zugesandt wurde, mit der Inschrift, Donné par le Roi à Monsieur Beethoven; welche von einem sehr verbindlichen Schreiben des premier gentilhomme du Roi, Duc du Chartres, begleitet wurde." Aus einem Briefe Stephan's von Breuning an seinen Schwager Wegeler 1806, gebe ich Folgendes, sich auf seine Oper Fidelio Beziehendes: ..... aber bei dem Allen hat nichts wohl Beethoven so viel Verdruß gemacht, als dieses Werk, dessen Werth er in der Zukunft erst vollkommen schätzen wird. Zuerst wurde sie (die Oper) sieben Tage nach dem Einmarsche der französischen Truppen, also im allerungünstigsten Zeitpunkte, gegeben. Natürlich waren die Theater leer, und Beethoven, der zugleich einige Unvollkommenheiten in der Behandlung des Textes bemerkte, zog die Oper nach dreimaliger Aufführung zurück. Nach der Rückkehr der Ordnung nahmen er und ich sie wieder vor. Ich arbeitete ihm das ganze Buch um, wodurch die Handlung lebhafter und schneller wurde; er verkürzte viele Stücke, und sie ward hierauf dreimal mit dem größten Beifall aufgeführt. Nun standen aber seine Feinde beim Theater auf, und da er mehrere, besonders bei der zweiten Vorstellung beleidigte, so

haben diese es dahin gebracht, daß sie seitdem nicht weiter mehr gegeben worden ist. Schon vorher hatte man ihm viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und der einzige Umstand mag auch zum Beweise der übrigen dienen, daß er bei der zweiten Aufführung nicht einmal erhalten konnte, daß die Ankündigung der Oper unter dem veränderten Titel: „Fidelio," wie sie auch in dem französischen Orginal heißt, und unter dem sie nach den gemachten Aenderungen gedruckt worden ist, geschah. Gegen Wort und Versprechen fand sich bei den Vorstellungen der erste Titel „Leonore" auf dem Anschlagezettel. Die Kabale ist für Beethoven um so unangenehmer, da er durch die Nichtaufführung der Oper, auf deren Ertrag er nach den Prozenten mit seiner Bezahlung angewiesen war, in seinen ökonomischen Verhältnissen ziemlich zurückgeworfen ist, und sich um so langsamer wieder erholen wird, da er einen großen Theil seiner Lust und Liebe zur Arbeit durch die erlittene Behandlung verloren hat." So weit Wegeler. Nun wollen wir Ferd. Ries hören, der, wie gesagt, größtentheils interessante Züge aus seinem Leben erzählt, wovon ich nur die herausziehe, die uns das innere Leben Beethoven's und zugleich sein Verhältniß zu Ries am anschaulichsten machen dürften.

Die freundschaftlichen Verhältnisse, worin mein Vater mit dem Knaben und Jünglinge Beethoven ununterbrochen gestanden, berechtigten ihn zu der Erwartung, ich würde von diesem gut aufgenommen werden. Ein Empfehlungsbrief führte mich ein. Als ich diesen bei meiner Ankunft in Wien, 1800, Beethoven überreichte, war er mit der Vollendung seines Oratoriums: Christus am Oelberge, sehr beschäftigt, da dieses eben in einer großen Akademie (Concerte) am Wiener Theater zu seinem Vortheile zuerst gegeben werden sollte. Er las den Brief durch

und sagte: „ich kann Ihrem Vater jetzt nicht antworten; aber schreiben Sie ihm, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb; damit wird er schon zufrieden sein.“ Später erfuhr ich, daß mein Vater ihn, da die Familie sehr bedürftig war, bei dieser Gelegenheit auf jede Art thätig unterstützt hatte. Beethoven fand gleich in den ersten Tagen, daß er mich brauchen könne, und so wurde ich oft schon früh um fünf Uhr geholt, wie auch am Tage der Aufführung des Oratoriums geschah. Ich traf ihn im Bette, auf einzelne Blätter schreibend. Als ich ihn fragte, was es sei, antwortete er: „Posaunen.“ — — Die Posaunen haben auch in der Aufführung von diesen Blättern geblasen. Eine der interessantesten Anekdoten, aus eben diesen Notizen gezogen, steht in diesen Blättern; überschrieben Napoleon und Beethoven. Bei der Probe der Sinfonia croica rief ich (Ries) durch die famöse Hornstelle überrascht aus: „der verdammte Hornist! kann der nicht zählen?! Es klingt ja infam falsch!“ und war nahe daran, eine Ohrfeige zu erhalten. Beethoven hat es mir lange nicht verziehen. Die Composition der meisten Werke, die Beethoven zu einer bestimmten Zeit fertig haben sollte, verschob er fast immer bis zum letzten Augenblick. So hatte er dem berühmten Hornisten Ponto versprochen, eine Sonate (Opus 17) für Clavier und Horn zu componiren und in Ponto's Concert mit ihm zu spielen; das Concert mit der Sonate war angekündigt, diese aber noch nicht angefangen. Den Tag vor der Aufführung begann Beethoven die Arbeit und beim Concerte war sie fertig. Beethoven gab eine große Akademie im Theater an der Wien, wo seine C Moll und seine Pastoral= (die 5te und 6te) Symphonie, wie auch seine Phantasie für Clavier mit Orchester und Chor zum erstenmale aufgeführt wurden. Bei der letzteren

machte der Clarinettist, wo das letzte freundliche Thema, variirt schon eingetreten ist, durch Versehen eine Reprise von 8 Takten. Da nur wenige Instrumente spielten, so fiel diese falsche Execution natürlich um so schreiender in's Gehör. Beethoven sprang wüthend auf, drehte sich um und schimpfte auf die gröbste Art über die Orchestermitglieder, und zwar so laut, daß das ganze Auditorium es hörte. Endlich schrie er: „von Anfang!" Das Thema begann wieder, Alle fielen richtig ein, und der Erfolg war glänzend. Als aber das Concert vorbei war, erinnerten sich die Künstler nur zu wohl der Ehrentitel, welche Beethoven ihnen öffentlich gegeben, und geriethen nun, als ob die Beleidigung eben erst statt gefunden hätte, in die größte Wuth; sie schwuren, nie mehr spielen zu wollen, wenn Beethoven im Orchester wäre u. s. w. Dies dauerte so lange, bis dieser wieder etwas Neues componirt hatte, wo dann ihre Neugierde über ihren Zorn siegte. Von allen Componisten schätzte Beethoven Mozart und Händel am meisten, dann S. Bach. Fand ich ihn mit Musik in der Hand, oder lag etwas auf seinem Pulte, so waren es sicher Compositionen von einem dieser Herren. Haydn kam selten ohne einige Seitenhiebe weg, welcher Groll bei Beethoven wohl noch aus früheren Zeiten herstammte. Haydn hatte gewünscht, daß Beethoven auf den Titel seiner ersten Werke setzen möchte: „Schüler von Haydn." Beethoven wollte dieses nicht, weil er zwar, wie er sagte, einigen Untereicht bei Haydn genommen, aber nie etwas von ihm gelernt habe.

Bei seiner ersten Anwesenheit in Wien hatte er einigen Unterricht von Mozart erhalten, doch hatte dieser, wie Beethoven klagte, ihm nie gespielt. Auch bei Albrechtsberger hatte Beethoven im Contrapunkte und bei Salieri über dramatische

Musik Unterricht genommen. Alle drei schätzten Beethoven sehr, waren aber auch einer Meinung über sein Lernen. Jeder sagte: Beethoven sei immer so eigensinnig und selbstwollend gewesen, daß er manches durch eigene harte Erfahrung habe lernen müssen, was er früher nie als Gegenstand eines Unterrichts habe annehmen wollen. Besonders waren Albrechtsberger und Salieri dieser Meinung; die trockenen Regeln des Ersteren und die unwichtigeren des Letzteren über dramatische Compositionen (nach der ehemaligen italienischen Schule) konnten Beethoven nicht ansprechen. Zum Beweise des eben Angeführten mag Folgendes dienen: Auf einem Spaziergange sprach ich ihm einmal von zwei reinen Quinten, die auffallend und schön in einem seiner ersten Violin-Concerte in C moll klingen. Beethoven wußte sie nicht, und behauptete, es sei unrichtig, daß es Quinten wären. Da er die Gewohnheit hatte, immer Notenpapier bei sich zu tragen, so verlangte ich es und schrieb ihm die Stelle mit allen vier Stimmen auf. Als er nun sah, daß ich Recht hatte, sagte er: „Nun! und wer hat sie denn verboten?" Da ich nicht wußte, wie ich die Frage nehmen sollte, wiederholte er sie einigemal, bis ich endlich voll Erstaunen antwortete: „es sind ja doch die ersten Grundregeln." Die Frage wurde noch einmal wiederholt, und darauf sagte ich: „Marpurg, Kirnberger, Fuchs rc., alle Theoretiker!" — „Und so erlaube ich sie!" war seine Antwort. — In einer Soirée, als Beethoven gerade mit mir ein neues vierhändiges Stück spielte, sprach der junge Graf P. in der Thür zum Nebenzimmer so laut mit einer Dame, daß Beethoven, da mehrerer Versuche, Stille herbeizuführen, erfolglos blieben, plötzlich mir die Hand vom Clavier wegzog, aufsprang, und ganz laut sagte: „für solche Schweine spiele ich nicht!" — Es sind sehr viele

Sachen von Beethoven erschienen unter der Bezeichnung: „Arrangé par l'Auteur même;" aber nur vier von diesen sind ächt, nämlich: Aus seinem berühmten Septett arrangirte er 1) ein Viola-Quintett und 2) ein Clavier-Trio. 3) Aus seinem Clavier-Quintett mit vier Blasinstrumenten bildete er das Clavier-Quartett mit drei Saiteninstrumenten; und 4) arrangirte er noch das dem St. von Breuning dedicirte Viola-Concert (Op. 61) zu einem Clavier-Concerte. Viele andere Sachen wurden von mir arrangirt, von Beethoven durchgesehen, und dann von seinem Bruder Caspar unter Beethoven's Namen verkauft. Wenn Beethoven mir Lection gab, war er, ich möchte sagen, gegen seine Natur, auffallend geduldig. Ich mußte dieses, so wie sein nur selten unterbrochenes freundschaftliches Benehmen gegen mich größtentheils seiner Anhänglichkeit und Liebe für meinen Vater zuschreiben. So ließ er mich manchmal eine Sache zehnmal, ja noch öfter wiederholen. Beethoven sollte als Kapellmeister zum Könige von Westphalen kommen; der Contrakt, wodurch ihm sechshundert Dukaten Gehalt, nebst (wenn ich nicht irre) freier Equipage zugesichert wurden, war ganz fertig; es fehlte nur noch seine Unterzeichnung. Dieses gab die Veranlassung, daß der Erzherzog Rudolph und die Fürsten Lovlkowitz und Kinsky ihm lebenslänglich einen Gehalt zusagten, unter der einzigen Bedingung, daß er nur in den kaiserlichen Staaten bleibe. Das Erstere wußte ich, das Letztere nicht, als plötzlich Capellmeister Reichardt zu mir kam und mir sagte: „Beethoven nehme die Stelle in Cassel bestimmt nicht an; ob ich, als Beethoven's einziger Schüler, mit geringerem Gehalte dorthin gehen wolle?" Ich glaubte Ersteres nicht, ging gleich zu Beethoven, um mich nach der Wahrheit dieser Aussage zu erkundigen und ihn um Rath

zu fragen. Drei Wochen lang wurde ich abgewiesen, sogar meine Briefe darüber nicht beantwortet. Endlich fand ich Beethoven auf der Redoute. Ich ging sogleich auf ihn zu, und machte ihn mit der Ursache meines Ansuchens bekannt, worauf er in einem schneidenden Ton sagte: So — glauben Sie, daß Sie eine Stelle besetzen können; die man mir angeboten hat? — Er blieb nun kalt und zurückstoßend. Am andern Morgen ging ich zu ihm, um mich mit ihm zu verständigen. Sein Bedienter sagte mir in einem groben Tone: Mein Herr ist nicht zu Hause, obschon ich ihn im Nebenzimmer singen und spielen hörte. Nun dachte ich, da der Bediente mich schlechterdings nicht melden wollte, gerade hinein zu gehen; allein dieser sprang nach der Thür und stieß mich zurück. Hierüber in Wuth gebracht, faßte ich ihn an der Gurgel und warf ihn schwer nieder. Beethoven, durch das Getümmel aufmerksam gemacht, stürzte heraus, fand den Bedienten noch auf dem Boden und mich todtenbleich. Höchst gereizt, wie ich nun war, überhäufte ich ihn mit Vorwürfen der Art, daß er vor Erstaunen nicht zu Wort kommen konnte und unbeweglich stehen blieb. Als die Sache aufgeklärt war, sagte Beethoven: „So habe ich das nicht gewußt; man hat mir gesagt, Sie suchten die Stelle hinter meinem Rücken zu erhalten." Auf meine Versicherung, daß ich noch gar keine Antwort gegeben hätte, ging er sogleich, um seinen Fehler gut zu machen, mit mir aus. Allein es war zu spät; ich erhielt die Stelle nicht, obschon sie damals ein sehr bedeutendes Glück für mich gewesen wäre ...... Bei einem ähnlichen Spaziergange, auf dem wir uns so verirrten, daß wir erst um 8 Uhr nach Döbling, wo Beethoven wohnte, zurückkamen, hatte er den ganzen Weg über für sich gebrummt, oder theilweise geheult,

immer herauf und herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf meine Frage, was es sei, sagte er: „Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der Sonate eingefallen." (in F Moll Op. 75.) Als wir in's Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzunehmen an's Clavier. Ich setzte mich in eine Ecke und er hatte mich bald vergessen. Nun tobte er wenigstens eine Stunde lang über das neue so schön dastehende Finale in dieser Sonate. Endlich stand er auf, war erstaunt mich noch zu sehen, und sagte: „Heute kann ich Ihnen keine Lection geben, ich muß noch arbeiten." Unter den Clavierspielern lobte er nur einen als ausgezeichnet: John Cramer. Alle andern galten ihm wenig. — Er spielte seine eigenen Sachen sehr ungern. Beim Spielen gab er bald in der rechten, bald in der linken Hand irgend einer Stelle einen schönen, schlechterdings unnachahmbaren Ausdruck; allein äußerst selten setzte er Noten oder eine Verzierung zu. Beethoven hatte die Partitur der Schlacht bei Vittoria dem König von England, Georg IV. gewidmet, aber nie ein Zeichen der Anerkennung dafür erhalten. In einem seiner Briefe äußert er sich über diesen Gegenstand folgendermaßen: „Der König hätte mir doch wenigstens ein Schlachtmesser oder eine Schildkröte verehren können." Bekanntlich liebte der König leckere Speisen. Beethoven hatte fast gar nicht gereiset. In seinen jüngeren Jahren, gegen Ende des Jahrhunderts war er einmal in Preßburg und Pesth und einmal in Berlin. Obschon er in seinem Betragen gar keinen Unterschied zwischen den höchsten und hohen Personen und jenen niedrigeren Standes machte, so war er doch für die Artigkeiten der Ersteren nicht unempfindlich. In Berlin spielte er einigemal bei Hofe (beim Könige Friedrich Wilhelm II.) wo er auch die 2 Sonaten mit obligatem Violoncello, Op. 5. für

Duport (ersten Violoncellisten des Königs) und für sich componirte und spielte. Beim Abschiede erhielt er eine goldene Dose mit Louisdor's gefüllt. Beethoven erzählte mit Selbstgefühl, daß es keine gewöhnliche Dose gewesen sei, sondern eine von der Art, wie sie den Gesandten wohl gegeben werde. Von Himmel sagte er, er habe ein ganz artiges Talent, weiter nichts. Als jener einmal bereits eine lange Zeit gespielt hatte, fragte ihn Beethoven: „Nun, wenn fangen Sie denn einmal ordentlich an?" Beide wurden gegenseitig unartig. Etikette hatte Beethoven nie gekannt, und wollte sie auch nicht kennen lernen. Er erklärte dieses einst dem Erzherzog Rudolph auf den Kopf zu. Einst hatte Beethoven vier Wohnungen zugleich. Er legte gar keinen Werth auf seine eigenen geschriebenen Sachen, welche meistens, wenn sie gestochen waren, mit andern Musikalien auf dem Boden lagen*). Außer mir (sagt Ries), erkannte er nur den Erzherzog Rudolph als Schüler an. In dem Empfehlungsbriefe meines Vaters war mir zu gleicher Zeit ein kleiner Kredit bei ihm eröffnet, im Falle ich dessen bedürfte. Ich habe nie bei Beethoven Gebrauch gemacht; als er aber einigemal gewahr wurde, daß es mir knapp ging, hat er mir unaufgefordert Geld geschickt, das er jedoch niemals zurücknehmen wollte. Er hatte mich wirklich lieb u. s. w. Beethoven sah Frauenzimmer sehr gerne, besonders schöne jugendliche Gesichter, und gewöhnlich, wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbei gingen, drehte er sich um, sah es mit seinem Glase nochmals scharf an und lachte oder grinzte, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung

---

*) Wer jetzt im Besitze solcher Schätze wäre!

einer schönen Dame neckte, gestand er, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt — nämlich sieben volle Monate. Beethoven war in seinem Benehmen sehr linkisch und unbeholfen . . . . . . er nahm selten etwas in die Hand, das nicht fiel oder zerbrach . . . . Nach dem Takte tanzen konnte er nicht lernen! — Bei der kurzen Beschießung Wiens durch die Franzosen im Jahre 1809 war Beethoven sehr ängstlich; er brachte die meiste Zeit in einem Keller bei seinem Bruder Caspar zu, wo er noch den Kopf mit Kissen bedeckte, um ja nicht die Kanonen zu hören. Beethoven erinnerte sich seiner früheren Jugend und seiner Bonner Freunde mit vieler Freude, obschon es im Grunde bedrängte Zeiten für ihn gewesen waren. Von seiner Mutter besonders sprach er mit Liebe und Gemüthlichkeit, nannte sie öfters eine brave, ein herzensgute Frau. — Von seinem Vater, der am meisten am häuslichen Unglücke schuld war, sprach er wenig und ungern; allein ein hartes Wort, das ein Dritter über ihn fallen ließ, brachte ihn auf. Ueberhaupt war er ein herzensguter Mensch, dem nur seine Laune und seine Heftigkeit gegen Andere oft böse Streiche spielten. Er würde jedem, welche Beleidigung und welches Unrecht er auch von ihm erfahren, auf der Stelle vergeben haben, hätte er ihn im Unglück angetroffen. Ries schließt diese Rubrik von Zügen aus dem Leben Beethoven's mit folgenden memorablen Worten: Ohne daß ich einem todten oder lebenden Komponisten zu nahe treten will, muß ich doch bei der Behauptung bleiben: einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit an Ideen und eine Originalität, wie solche in Beethoven's Werken angetroffen werden, hat keiner sonst besessen. Obschon mir Beethoven als Lehrer und Freund über alle andere ging und geht, so war ich doch bekanntlich keiner derjenigen,

die nur einen, höchstens zwei musikalische Abgötter haben, und alles, was nicht von diesen ist, im Voraus als mittelmäßig, wo nicht als schlecht, verurtheilen. Eine solche Einseitigkeit war in mir nie und wird niemals mein Fehler werden.

Nun folgen Auszüge aus Briefen Beethoven's an Ries nach London. Aus den meisten geht hervor, daß Ries sein Faktotum war, und noch in der letzten Zeit seine Correcturen, Verlagsgeschäfte 2c. besorgte. Aus Wien, (aber ohne Datum, wahrscheinlich 1801): „Hier lieber Ries, nehmen Sie gleich die vier von mir corrigirten Stimmen, und sehen Sie die andern abgeschriebenen darnach durch . . . . . ferner . . . . . . Hier ist der Brief an Gr. Browne; es steht darin, daß er Ihnen die 50 (Dukaten) voraus geben muß, weil Sie sich equipiren müssen. Das ist eine Nothwendigkeit, die ihn nicht beleidigen kann; denn nachdem das geschehen, sollen Sie künftige Woche schon mit ihm nach Baden gehen. Vorwürfe muß ich Ihnen denn doch machen, daß Sie sich nicht schon lange an mich gewendet; bin ich nicht Ihr wahrer Freund? Warum verbergen Sie mir Ihre Noth? Keiner meiner Freunde darf darben, so lange ich noch etwas hab'; ich hätte Ihnen schon eine kleine Summe geschickt, wenn ich nicht auf Browne hoffte; geschieht das nicht, so wenden Sie sich gleich an ihren Freund Beethoven. — Aus Baden 1804 . . . . Und nun auch keine Freundschaft mehr! Ich habe nur zwei Freunde in der Welt gefunden, mit denen ich auch nie in ein Mißverhältniß gekommen, aber welche Menschen! Der eine ist todt, der andere lebt noch. Ob schon wir fast 6 Jahre hindurch keiner von dem andern etwas wissen, so weiß ich doch, daß in seinem Herzen ich die erste Stelle, so wie er in dem meinigen einnimmt. Der Grund der Freundschaft heischt die größte Aehnlichkeit der Seelen und Herzen der

Menschen. — (Ohne Datum. Geschrieben einige Tage vor dem Einzuge der Franzosen 1805.) Verzeihen Sie, Durchlauchtigste Fürstin! wenn Sie durch den Ueberbringer dieses vielleicht in ein unangenehmes Erstaunen gerathen. Der arme Ries, mein Schüler, muß in diesem unglückseeligen Kriege die Muskete auf die Schulter nehmen *) und — muß zugleich schon als Fremder in einigen Tagen von hier fort. — Er hat nichts, gar nichts, muß eine weite Reise machen. Die Gelegenheit zu einer Akademie ist ihm unter diesen Umständen gänzlich abgeschnitten. — Er muß seine Zuflucht zur Wohlthätigkeit nehmen. Ich empfehle Ihnen denselben. Ich weiß es, Sie verzeihen mir diesen Schritt. Nur in der äußersten Noth kann ein edler Mensch zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen. In dieser Zuversicht schicke ich Ihnen den Armen, um nur seine Umstände um etwas zu erleichtern; er muß zu allen, die ihn kennen, seine Zuflucht nehmen. Mit der tiefsten Ehrfurcht. L. van Beethoven **). (Adresse) Pour Madame La Princesse Lichtenstein u. s. w.

Wien 1815. Ich habe 600 Florin an meinem Gehalt jährlich eingebüßt; zu Zeiten der Bankozettel war es gar nichts; — dann kamen die Einlösungsscheine und hierbei verlor ich diese 600 Florin. Mit mehreren Jahren Verdruß und gänzlichen

*) Auf dem linken Rheinufer geboren, wurde ich durch ein französisches Gesetz als Conscriptions-Verpflichteter zurückberufen.

**) Der Brief wurde (was Beethoven's höchsten Zorn erregte) nicht abgegeben, doch verwahrte ich das auf ein kleines, ungleichbeschnittenes Quartblättchen geschriebene Original als einen Beweis von Beethoven's Freundschaft und Liebe für mich.

Verlust des Gehaltes — nun sind wir auf dem Punkte, daß die Einlösungsscheine schlechter als jemals die Bankozettel waren; ich bezahle 1000 Florin Hauszins; machen Sie sich einen Begriff von dem Elende, welches das Papiergeld hervorbringt.

Wien 20. Jan. 1816. . . . . Und nun meinen herzlichen Dank, lieber Ries, für Alles was Sie mir Gutes erweisen, und insbesondere noch der Correcturen wegen. Der Himmel segne Sie und mache Ihre Fortschritte immer größer, woran ich den herzlichsten Antheil nehme. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau! Wie allezeit Ihr aufrichtiger Freund L. von Beethoven.

Wien 28. Februar 1816. — Ich war mehrere Zeit hindurch nicht recht wohl; der Tod meines Bruders wirkte auf mein Gemüth und meine Werke. Salomon's Tod schmerzte mich sehr, da er ein edler Mensch war, dessen ich mich von meiner Kindheit erinnere. Sie sind Testaments-Executor geworden, und ich zu gleicher Zeit Vormund des Kindes meines armen verstorbenen Bruders. Schwerlich werden Sie so viel Verdruß, als ich, bei diesem Tod gehabt haben; doch ich habe süßen Trost, ein armes, unschuldiges Kind aus den Händen einer unwürdigen Mutter gerettet zu haben.

Wien. März 1816. — Von den 10 (Ducaten in Gold) ist bis jetzt noch kein Heller angekommen, und ich fange schon an zu glauben, daß auch die Engländer nur im Auslande großmüthig sind; so auch mit dem Prinz-Regenten, von dem ich für meine überschickte Schlacht nicht einmal die Copiatur-Kosten erhalten, ja nicht einmal einen schriftlichen oder mündlichen Dank. Mein Gehalt beträgt 3400 Florin in Papier; 1100 Hauszins bezahle ich, mein Bedienter nebst seiner Frau 900 fl., rechnen Sie was also noch bleibt. Dabei habe ich meinen kleinen Neffen ganz zu versorgen; bis jetzt ist er im

Institute; dies kostet bis 100 fl. und ist dabei doch schlecht, so daß ich eine ordentliche Haushaltung einrichten muß, um ihn zu mir zu nehmen. Wie viel man verdienen muß, um hier nur leben zu können, nnd doch nimmt's nie ein Ende — denn — denn — denn — Sie wissen es schon.

Wien den 9. Julius 1817. Lieber Freund! Die in Ihrem werthen Briefe vom 9. Junius mir gemachten Anträge sind sehr schmeichelhaft. Aus Gegenwärtigem sollen Sie sehen, wie sehr ich sie würdige. Wäre es nicht in Ansehung meines unglücklichen Gebrechens, wodurch ich viel mehr Wartung und Unkosten bedarf, so würde ich den Vorschlag der philharmonischen Gesellschaft unbedingt annehmen. Setzen Sie sich aber in meine Lage; bedenken Sie, wie viel mehr Hindernisse ich zu bekämpfen habe, als jeder andre Künstler, und urtheilen Sie dann, ob meine Forderungen unbillig sind. Hier sind sie und ich bitte Sie, selbige den Herrn Direktoren benannter Gesellschaften mitzutheilen. Ich werde in der ersten Hälfte des Monats Januar 1818 spätestens in London seyn.

Wien am 5. März 1818. Trotz meinen Wünschen war es mir nicht möglich, dieses Jahr nach London zu kommen; ich bitte Sie, der philharmonischen Gesellschaft zu sagen, daß mich meine schwächliche Gesundheit daran verhindert; ich hoffe aber, dies Frühjahr vielleicht gänzlich geheilt zu seyn, und alsdann von dem mir gemachten Antrage der Gesellschaft Gebrauch zu machen, und alle Bedingungen derselben zu erfüllen." Nun spricht jeder Brief des armen Beethoven Sehnsucht und Hoffnung aus, nach London zu reisen. Er kam nie dahin. Am Schlusse eines ähnlichen Briefes, Wien 1818 „Leben Sie wohl, halten Sie mich lieb, Ihren Freund Beethoven. Alles schöne an Ihre schöne Frau!!! von mir!!!

Wien 1819 . . . Verzeihen Sie die Confusion; wenn Sie meine Lage kennten, würden Sie sich nicht darüber wundern. Vielmehr über das, was ich hierbei noch leiste . . . . .

19. April 1819 . . . . . Die Sonate ist in drangvollen Umständen geschrieben, denn es ist hart, beinahe nur des Brodes Willen zu schreiben; soweit habe ich es nun gebracht . . . . Wien 1819. Wegen nach London zu kommen, werden wir uns noch schreiben. Es wäre gewiß die einzige Rettung für mich aus dieser elenden drangvollen Lage zu kommen, wobei ich nie gesund, und nie das wirken kann, was in bessern Umständen möglich wäre. Wien 1819. Ich war derweilen mit solchen Sorgen behaftet, wie noch mein Leben nicht, und zwar durch zu übertriebene Wohlthaten gegen andre Menschen. Componiren Sie fleißig? Mein liebes Erzherzoglein Rudolf und ich spielen ebenfalls von Ihnen und er sagt, daß der gewesene Schüler dem Meister Ehre macht. — Nun leben Sie wohl."
Folgende Briefe drücken bei überhäuftem Arbeiten Klagen über zunehmende Kränklichkeit und Sorgen und Geldmangel aus, oder Dankbarkeit für erhaltene Honorare. Seine Hoffnungen nach London zu reisen, erwachen mit jedem Frühling.

Wien 20. December 1822 . . . . . Wäre ich nun in London — was wollte ich für die philharmonische Gesellschaft Alles schreiben! Denn Beethoven kann schreiben, Gott sey Dank, sonst freilich nichts in der Welt. Giebt mir nur Gott meine Gesundheit wieder, welche sich wenigstens gebessert hat, so kann ich allen den Anträgen von allen Orten Europa's, ja sogar aus Nordamerika, Genüge leisten, und ich dürfte noch auf einen grünen Zweig kommen.

Aus einem Brief, dessen Anfang sich nicht vorfindet: . . . „Da Sie, wie es scheint, eine Dedication von mir bald wün-

schen, gern willfahre ich Ihnen, lieber als den größten Herrn entre nous. Der Teufel weiß, wo man nicht in ihre Hände gerathen kann. Auf der neuen Symphonie (die 9te mit Chören) erhalten Sie die Dedication an Sie; — ich hoffe endlich die Ihrige an mich zu erhalten. — Wien 25. April 1823. Der Aufenthalt des Cardinals (Erzherzog Rudolf) durch vier Wochen hier, wo ich alle Tage 2 ½, ja 3 Stunden Lectionen geben mußte, raubte mir viel Zeit; denn bei solchen Lectionen ist man des andern Tages kaum im Stande zu denken, viel weniger zu schreiben. —

Hatzendorf 16. Juli 1823 . . . . . Mit den Allegri di Bravura muß ich die Ihrigen nachsehen. Aufrichtig gesagt, ich bin kein Freund von dergleichen, da sie den Mechanismus nur zu sehr befördern rc. . . . . Könnte ich nicht manches hier für Sie besorgen? Diese Verleger, die man immer nur in Verlegenheit setzen sollte, um Ihren Namen zu verdienen, stechen Ihre Werke nach, und Sie haben nichts davon rc. . . . Einige Chöre werde ich Ihnen schon schicken, auch wenn es darauf ankommt, einige neue zu verfassen, es ist so meine Lieblingsneigung. — Sie schreiben manchmal Guineas und ich empfange nur Sterling, ich höre aber, daß dieß ein Unterschied ist. Zürnen Sie einem pauvre musicien autrichien nicht darüber; wirklich ist meine Lage noch immer schwierig. — Ich schreibe ebenfalls ein neues Violin-Quartett. Könnte man dieses den Londonern musikalischen oder unmusikalischen Juden wohl anbieten? en vrai juif? —

Am 5. September 1823. Wäre ich nicht so arm, daß ich von meiner Feder leben müßte, ich würde gar nichts von der philharmonischen Gesellschaft nehmen. — Mein Herr Bruder, (Johann) der Equipage hält, hat auch noch von mir ziehen

wollen, und so hat er, ohne mich zu fragen, diese besagte Ouvertüre einem Verleger, Boosey in London, angetragen. — Sagen Sie nur, daß mein Bruder sich geirrt, was die Ouvertüre betrifft. — Er kaufte sie von mir, um damit zu wuchern, wie ich merke. O frater! . . . . . Ich bin ja Ihr tiefer Schuldner für so viele bewiesene Anhänglichkeit und Gefälligkeit ꝛc. Der letzte Brief Beethovens an Ries im April 1825 spricht viel von seiner 9. Symphonie, die er ihm schickt. Er schließt mit den Worten: Leben Sie wohl in den mir ewig lieben Rheingegenden. Allen schönen Antheil am Leben wünsche ich Ihnen und Ihrer Gattin. Ihrem Vater alles Gute und Schöne von Ihrem Freunde Beethoven.

Ries machte folgende Schlußnote: „Als ich England verließ, zog ich nach Godesberg bei Bonn. Dorthin hatte ich Beethoven eingeladen, und ihn dringend gebeten, bei mir und so auch in seiner Heimath eine Zeit lang zu leben.“

Wegeler schließt das Buch: „Mit dieser Erinnerung an seinen angenehmen Aufenthalt in dem schönen Godesberg schloß mein verewigter Freund Ries seine Notizen über Beethoven. Der Wunsch letzteren dort zu sehen ward ihm nicht erfüllt. Beethoven starb am 26. März 1827 zu Wien, und bereits ein Jahr vorher hatte Ries sich von Godesberg entfernt und Frankfurt a. M. zu seinem Wohnorte gewählt, welchen er seitdem auch, Reisen nach Italien, England und Frankreich abgerechnet, nicht mehr verließ. Hier lebte er nun, rastlos wirkend für seine Kunst, anerkannt in der Nähe und Ferne, geliebt und geachtet von seinen Freunden, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Erinnerungen an seinen großen Lehrer fortwährend den Mittelpunkt seines Denkens und Thuns ausmachten, bis er sich, oft gebeten, endlich zu deren Aufzeichnung entschloß. Wa-

rum mußte die heitere Laune, womit sie angefangen und größtentheils beendigt wurden, so bald, bei ihm in Krankheit und Tod, bei mir in wehmüthigen Kummer übergehen!" — Dem Buche ist ein Lied von Beethoven, welches seinen trostlosen Zustand ausspricht, nebst drei sehr memorablen Autographieen abgedruckt. Das Lied contrastirte freilich sehr mit dem eröffnenden Motto, aus einem der Briefe Beethoven's gewählt: „O! es ist so schön, das Leben tausendmal Leben!" Ein Schattenriß des 16jährigen Jünglings Beethoven ziert die Vorderseite des Titels."

Vielleicht habe ich, fortgerissen von dem Interesse meines Gegenstandes, selbst zu weit ausgeholt, und mehr als bloße Auszüge gegeben. Doch hoffe ich, daß der Leser, weit entfernt, eine Gedehntheit dieser Citate zu mißbilligen, vielmehr durch dieselben gespannt sein werde, noch weit mehr von dem originellsten Schöpfergeiste aller Zeitabschnitte der musikalischen Geschichte, Beethoven zu erfahren. Große Künstler gleichen ja immer großen Monarchen, von denen jeder einzelne Zug, während ihres Lebens wenig beachtet, sich nach demselben in einen Strahl zu seiner Unsterblichkeit verwandelt.

Das Sängerfest am 28. 29. und 30. Juli 1838.

Zu einer Zeit, wo alle Erfindungen des Geistes sich auf das Ungewöhnlichste gestalten, wo wir umgeben sind von ihren Wundern, wo das eine das andere in zehnfach erhöhter Potenz gebiert, und der Einzelne auf die Gefahr hin unterzugehen, nicht ermüden darf im Todeskampfe des Ehrgeizes mit zu rudern auf diesem alles mit sich fortreißenden Zeitenstrom — zu einer Zeit, wo die Erzeugnisse wie die Ereignisse der Künste ihren Kulminationspunkt erreicht zu haben scheinen, namentlich in der Tonkunst, da unsere musikalischen Giganten jetzt rüstiger als je sind, ihre Ideen Berge auf einander zu schleudern, um den Himmel zu stürmen; wo nur noch das Außerordentliche reizt, wo Ausbrüche der Verzweiflung nöthig sind, nur die Fühlhörner des Herzens zu berühren und ein neuer Graziano auferstehen müßte, unser erschlafftes Zwergfell zu erschüttern; kurz, wo das Aufgebot aller Kräfte nöthig ist, unsere Nerven neu zu spannen und unsere überreizte Einbildungskraft für irgend ein neues piquantes Schauspiel zu interessiren — — zu einer solchen Zeit fiel das große und vielbesprochene Frankfurter Sängerfest. Es ist daher nicht zu verwundern, daß — ein zum Leben nothwendiger Pulsschlag in diesem Riesenkörper

Zeitgeist — daß die Direktionen des Frankfurter Liederkranzes auf ihre so kühne als humane Idee, hier in seiner Vaterstadt ein Conservatorium zur Unterstützung musikalischer Talente unter dem Namen Mozartstiftung zu gründen, ein so pomphaftes Gerüst aufbaute, daß eine Welt im Anstaunen desselben, darüber fast die Grundidee vergaß. So mag denn auch hier die zarte Wunderblüthe Tonkunst auf den Boden massenhafter Effecte gepflanzt werden. Wenn sie nur gedeihet. Wir wollen dann die Frucht segnen, die gleichsam unter Revolutionen sich zu einem reinem Lebenslichte erhebt. In dem Lauffeuer der Ankündigungen sind bereits die Initiative gegeben. Es wäre unnöthig, sie zu wiederholen. Aufrufen an das deutsche Publikum und an seine Sänger, die so schön gedachten, als besonnen ausgearbeiteten Statuten, vom hiesigen Senate genehmigt und unterstützt, die Festprogramme, das geschmackvolle Mozartalbum, eine vom Liederkranze den fremden Sängern gewidmete Festgabe, sämmtliche Insignien der Stiftung wie des Festes enthaltend, die Namen der Präsidenten — alles das ist dem deutschen Publikum bereits auf vielen Wegen veröffentlicht und verbreitet worden, und mir bleibt nur noch übrig, den wirklichen Hergang der Festivitäten selbst zu besprechen. Wenn Horaz von den olympischen Spielen sang: „Viele lüstet's sich Staub auf der olympischen Bahn zu sammeln*)", so war das ganz treffend anzuwenden auf das Zusammenstürmen so vieler Hunderte von kampf- und preislustigen Sängern, die aus benachbarten und entfernteren Städten und Städtchen sich in unserm Frankfurt zu einem so edlen Zwecke zu vereinigen kamen. Es war ein sel-

*) Carmin. libr. I. od. I. Sunt quos curriculo pulverem olympicum collegisse jurat.

tener, hier noch nie erlebter Anblick, auf dem alten geduldigen Strome in den Vormittagsstunden des 28. Juli die jugendlichen ungeduldigen Wallfahrer von Ost und West auf buntbewimpelten und decorirten, mit Festons und Emblemen reich geschmückten colossalen Festschiffen unter dem Jubelklang der Gesänge und Janitscharen-Musik, und unter recht frevelhaftem Donner der Geschütze einhersegeln zu sehen, zwischen den freien und blühenden Ufern des Mains, besäet mit der ganzen buntgemischten Bevölkerung ihrer Bewohner und von salutirenden Kanonierbooten mit festlich uniformirten Ruderern empfangen. Schon um 8 Uhr versammelte sich an den Ufern des Mains nach und nach eine unabsehbare Menschenmenge. Die Fenster sämmtlicher Häuser, ja selbst die Dächer waren mit erwartungsvollen Zuschauern besetzt. Die an dem rechten Mainufer liegenden fremden Schiffe hatten sämmtlich ihre Nationalflaggen aufgezogen; sie waren ebenfalls von einem zahlreichen Publikum eingenommen. Gegen 9 Uhr sah man in der Gegend der Gerbermühle das prächtig geschmückte, mit Blumenguirlanden und mit Fahnen verzierte und mit Böllern versehene Hanauer Festschiff mit seinem Sängerpersonale und einem Militairmusikcorps. Bei dessen Anblick wurde es fortwährend durch den Donner der Kanonen unserer Bürgerartillerie begrüßt. Das Schiff ward auf seiner Fahrt nach der Stadt, von einer zahllosen Menge festlich geschmückter Gondeln, welche von weißgekleideten und rothe Schärpen tragenden Matrosen geleitet wurden, und worauf sich theilweise Abgeordnete des Festcomité's, theilweise Stadtartilleristen mit ihren Böllern befanden, eingeholt und durch ununterbrochene Freudenschüsse und unter den lebhaftesten Acclamationen von Seiten des Volkes, insbesondere durch Schwenken der Tücher unserer Frauen, auf's

Herzlichste bewillkommnet und ans Ufer begleitet, woselbst durch die musterhaftesten Anordnungen unserer Behörden der Empfang vorbereitet war. Das Festcomité empfing die Gäste unter Pauken- und Trompetenschall; der Präsident des ersteren, Herr Schnyder von Wartensee, sprach freundliche Begrüßungsworte, welche unter dreimaligem Lebehoch von allen Seiten erwiedert wurden. Hierauf geleiteten die Glieder des Comité's die fremden Sänger und deren Musik, unter Vortragung ihrer Fahne, in das zum Empfang bestimmte Locale auf dem Steinwege. Der Eindruck, welchen diese Scene auf das Gemüth aller Anwesenden machte, war außerordentlich. — Um 10½ Uhr kam das Schiff mit den Darmstädter und Offenbacher Sängern an, welches auf gleiche feierliche Weise empfangen ward. Die Ankunft des Mainzer Festschiffes jedoch vervollständigte das Bild eines griechischen Triumphators, der mit seiner siegreichen Flotte in den Hafen des jubelnden Athen einläuft. Die Stadt Mainz, in allem großartige Unternehmungen begünstigend, hat für die so würdevolle, als sinnige Decoration dieses Schiffes allein eine bedeutende Summe gespendet. Vor allen den kleineren Fahrzeugen, die dem Festschiffe entgegenfuhren, zeichnete sich ein englisches Boot aus, das von seinen weißgekleideten unermüdlichen Ruderern geführt, fast zischend die Fluten durchschnitt, bald hier, bald da gesehen wurde, und nur von dem Rauche der Salve verschlungen wurde, um neckend auf einer andern Seite wieder aufzutauchen. Sogar der Himmel bezeigte diesem Schauspiel seine besondere Aufmerksamkeit, denn er sandte nach acht regnerischen und stürmischen Tagen heute seine ersten Sonnenstrahlen, gleichsam als begrüßende Deputation, und wenn es mitunter einige Tropfen gab, so waren es sicher nur solche, freudiger Theilnahme. Zu recht

interessanten Gruppen gab nun nach diesen drei verschiedenen Landungen die Mischung der Einheimischen unter die Ankömmlinge aus dem Odenwalde, aus der Wetterau, aus den Ober- und Untermaingegenden, aus Darmstadt, Hanau, Offenbach, Gießen, Mainz, Kreuznach, Büdingen, Wiesbaden, Aschaffenburg rc. Anlaß, die, obgleich theilweise in Vereinigung gekommen, sich doch einander noch fremd, nun erst Muße gewannen, sich recht anzusehen, zu begrüßen und die Hände zu reichen als Brüder, welche ein sympathetisches Band, das Band der Tonkunst, auf eine Zeitlang zu innigen Vertrauten machen sollte. — Nun versetze ich meine Leser in das Innere der St. Katharinenkirche, um nur auf Minuten den Schleier von einem Moment zu lüften, der gewiß zu den aller interessantesten der vielen so piquanten Momente beider Tage gehörte. Gegen 4 Uhr begann die Generalprobe mit der jetzt zum Erstenmale hier vereinigten Gesammtmasse aller in- und auswärtigen Sänger. Hier galt es nun, die Bemühungen, die Sorge und Hoffnung mehrerer Monate mit einem Mal zu rechtfertigen, die Studien so vieler ernsten Stunden, die verschiedenartigsten Färbungen und Register von Stimmen, von Talenten, alle die Meinungen und Ansichten im möglichst vollendeten Einklange, mit einander zu bringen. Noch hatte Guhr seinen Zauberstab nicht erhoben — noch wurde kein Laut gehört, noch lagen die Resultate hinter geheimnißvollem Schleier, und der nächste Augenblick sollte ihn heben. Da wurde das Zeichen mit dem verhängnißvollen Stabe gegeben — aller Augen waren auf ihn gerichtet — aller Athem stockte — eine merkwürdige Mischung von Neugierde, Erwartung, Freude, Mißtrauen, guter Glaube und Zweifel spielte in allen Mienen, und eine Art krampfhafter Spannung herrschte, die Guhr noch unbarmherzig

verlängerte, sich im Kreise mit bedeutungsvollem Ernste umschauend gleich einem General, ehe es zur Schlacht geht, bis endlich sein Stab fiel, und der erste so lang erwartete Accord ertönte. Es war, als begönne mit ihm das Fatum seinen Flügelschlag! Aber jede Probe ist eine Schule, aus der man nicht schwatzen soll. Nur so viel, daß der Fleiß der fremden Sänger sich auf das Glänzendste bewährte, und sogar die kühnsten Erwartungen übertraf. Es war als hätten alle die heterogenen Kräfte sich Jahre lang unter einer Schule gebildet. Ein Beweis lag darin, daß in zwei und einer halben Stunde die ganze Probe, inclusive der drei langen Orgelpiecen, beendet, und keine weitere mehr nöhig war. Ich übergehe die nun mehr oder weniger getheilte Geselligkeit der Theilnehmer bis zur Aufführung am folgenden Tage. Es sei nur bemerkt, daß diese Geselligkeit im neuen Saale des Herr Fay (Wolfseck) in einen hohen Grad von Begeisterung überging, oder im Theater an dem Spiele des Herrn und der Mad. Rettich (Percival und Griseldis) einen ernsteren Stützpunkt fand. Kunstverständige behaupten, Mad. Rettich sei ein weiblicher Seydelmann. — Es ist hier nicht der Ort zu entscheiden, ob die Kunst wirklich durch die oratorische Komposition für den Männergesang, wie überhaupt bei dessen so prägnanter Ausdehnung gewinne oder nicht. Meines Erachtens dürften Zeitströme vorüberrauschen, ehe die Beschützer dieser Meinung durch die Erfahrung belehrt werden, daß die Natur selbst dem Männergesange nur enge Schranken gesetzt, und Alles verbietet, was die Grenze einer würdevollen, einfach heitern, oder kräftig ernsthaften Haltung überschreitet. Alle Vereine, deren sich in den letzten Decennien aller Orten Deutschlands so viele gebildet haben, geben stets erneuerte Beweise davon, wenn ihre

Gesänge um so viel schwieriger zu exekutiren wurden, als die Compositionen derselben fugirter, figurirter, modulirender und farbenreicher sind, und die Anzahl der Executoren sich vergrößerte. Die Liebe zu diesen Gesängen, in der letzten Zeit zum Enthusiasmus herangewachsen, theilt das Loos mit jedem Enthusiasmus, der so oft in Ungemessenheit, wenn nicht in Vermessenheit ausartet. Und dieser Enthusiasmus, der durch unser Sängerfest nur neuen Reiz und Aufschwung erhalten, und allerdings mitunter großartige Erscheinungen hervorbringen wird, hebt deshalb diese auf tausendfältige Erfahrung begründete Bemerkung nicht auf. Ja selbst die Compositionen eines Bernhard Klein, Haßlinger, Löwe, Cherubini*) u. a. in diesem Genre dürften nur dazu dienen, die Entscheidungsperiode zum Vortheile dieser Bemerkung zu beschleunigen. Alle Streitfragen dafür und dawider zu beantworten, sei der Zeit, der Schlichterin alles Reellen überlassen. Nichts desto weniger gehört die Produktion der heutigen Oratorien zu einer dieser in der That großartigen Erscheinungen. Wir erblicken in der St. Katharinenkirche, auf dem die schöne Orgel umgebenden, weit ausgedehnten und die ganze Länge des Schiffes umthronenden zweiten Lettner die Sängerchöre aus fast 800 Köpfen bestehend, von mehreren Orchestern der Blechinstrumente auf erhöhten Tribünen umgeben. Wir erblicken aber auch im Parterre der Kirche, wie auf dem ersten Lettner, unsere Hoffnun-

*) Cherubinis Messen für den Männergesang, kürzlich im Verlagshandel erschienen, sind auf Veranlassung des Erzbischoffs von Paris geschrieben, der weibliche Stimmen der Heiligkeit des Gegenstandes und Ortes nicht angemessen findet!

gen nicht in vollem Maaße erfüllt, was ein genügendes Licht auf den Geist der populären Theilnahme an dem artistischen Theil dieser Festtage werfen dürfte! Wir sehen die Herren Präsidenten mit ihren Abzeichen überall geschäftig anordnen und alles beitragen, jeden Anspruch an Würdigkeit und Ordnung des Festes zu genügen. Wir sehen unseren Dirigenten Guhr, den Direktor des Liederkranzes, Herrn Just, als einen für die Akustik des Schalles so nöthigen Gegendirector vis-a-vis postirt. Die Orgelstücke und Oratorien in ihren Folgen sind uns aus den Programmen, Journalen und aus dem Album selbst bekannt. Die Execution war in jeder Hinsicht eine musikalische Weihe, und entsprach ganz der letzten so merkwürdigen Generalprobe. Guhr bewährte, hier kann man wirklich sagen, auf das schlagendste, sein Talent als Director, und die Energie seines Armes, in allen drei Oratorien, die er dirigirte. Nicht allein diesen stolzen Riesenkörper vor jedes Uebergewicht des Aplomb zu bewahren, sondern auch seinen Gliedern Anmuth zu geben, war seine Aufgabe, und er löste sie — kraft der ihm ganz eigenthümlichen Manipulation des Taktirens — mit einer hier immer nur möglichen Vollendung. Dieser Tag gibt vollwichtiges Zeugniß von dem fortgeschrittenen Geiste und der Liebe zum Gesang unter den Dilettanten. Rossini, als er bei seiner letzten Anwesenheit in Frankfurt, durch einfache Gesänge des Liederkranzes in Erstaunen gesetzt, in die Worte ausbrach: „Ich habe bis jetzt von solcher Wirkung des Männergesanges noch keine Ahnung gehabt" — was würden er und seine Compatrioten sagen, wenn sie diesen Oratorien beigewohnt hätten? Aus dem Spohr'schen Vater unser für zwei vierstimmige Chöre componirt, athmet inneres, poetisches Leben. Es ist ein Produkt erhabener Genialität, und die Meisterhand, namentlich in

der herrlichen Instrumentation recht fühlbar, blickt überall hervor. Wenn er auch hier seiner elegischen oft melancholischen Ader nicht gefolgt hätte, so müßte er nicht Spohr sein. In mehreren Sätzen ist ein dramatischer Anflug nicht zu verkennen. Choral und Motette von Bernhard Klein: „Ich danke dem Herrn“ mit vortrefflicher Harmoniebegleitung von Schnyder von Wartensee, trägt das Gepräge einer feierlichen Erhebung zum Himmel, ist verständlich, einfach gehalten, und folglich für den Ausdruck das leichteste der drei Oratorien. Zeit und Ewigkeit von Schnyder von Wartensee, ein Oratorium, dessen Gedicht von dem Komponisten selbst aus Klopfstock's geistlichen Liedern zusammengesetzt, besteht aus zehn gewichtigen Nummern, und bietet uns einen wahren Schatz von tiefen harmonischen und contrapunktischen Kenntnissen dar. Wenn auch weniger poetische Begeisterung in denselben vorherrscht, so ist dafür der tiefe Blick zu bewundern, mit dem Schnyder seinen Gegenstand auffaßt und die strenge Consequenz des Styls. Es spricht uns in diesem Werke ein recht antiker Geist an. Sichtbar waren auch hier Faßlichkeit der Melodie, Einfachheit und würdevoller Ernst die Hauptaugenmerke des Komponisten gewesen. Die vollen Chöre dieser drei Oratorien verfehlten ihre erschütternden Wirkungen nicht und erhoben um so mehr die Lichtstellen der Quartettsoli hervor. Die Solosänger waren die Herren Nissen, Hecht, Wiegand, Dettmer, Lehr, Falta von Frankfurt und Herr Heyer von Gießen. Ob aber das zuhörende Publikum alle die Schönheiten gewürdigt hat, die in sechs auf einander folgenden Tonstücken der strengen Schreibart von dieser Ausdehnung enthalten und das Kennerohr entzücken mochten — ohne dem Gefühle einer gewissen Monotonie zu verfallen — namentlich bei der von Natur aus schon dunklern

Färbung des Männervortrags — ist eine Frage, die sich schwerlich an einem Orte beantworten läßt, der für jedes äußere Zeichen der Kritik zu erhaben ist. Diesen Tag würdig zu beschließen, gab man im Theater „die Entführung aus dem Serail," und damit keine Feier durch die andre gestört würde, war der Anfang um sieben Uhr. Guhr wurde, eingedenk seiner heutigen Verdienste, einstimmig empfangen, als er vor seinen Pult trat. Noch vor nicht langer Zeit der Gegenstand mehrseitiger Opposition, hat sich dieser Mann durch seine energischen Einwirkungen in unsere ehrenwerthesten Interessen plötzlich eine Bürgerkrone erworben. Nicht unberührt darf ich lassen, daß die Zahl der Fremden aus der Nähe und Ferne alle Preise hier erhöhten und die Wirthe wie zur Meßzeit die Ankommenden in Privatwohnungen verweisen mußten, was aber um so schwieriger war, da bereits die fremden Sänger in Privathäusern auf's Freundlichste von Frankfurts Bewohnern bewirthet wurden. Das Gasthausleben war auch heute ansteckend. Es war eine wahre Wonne, wohin man kam, sich für sein gutes Geld erdrücken zu lassen, von den Speisekarten homöopatisch behandelt, vor Betäubung toller Janitscharen-Musik wahnsinnig zu werden, und mit seinen Nachbarn sich gleich Taubstummen nur durch Zeichen unterhalten zu können. In der großen Mainlust z. B. und im Weidenbuschsaale konnte kein Apfel mehr zur Erde, und im Wolfseck war wieder der Stapelort der cordialsten Fröhlichkeit. Muntere Gesänge, Toaste und Reden folgten wieder Schlag auf Schlag. Wenn der Himmel nur einigermaaßen Rücksicht nimmt, so müssen die Herren vom Comité, namentlich unser Schnyder, wenigstens Methusalem's Alter erreichen. Den nächsten Tag zu beschreiben möchte ich Bulwer's oder Spindler's Feder besitzen. Er ist der romantische Theil des

Festes. Der vorgestrige Empfang der Sänger war nur ein Vorspiel der Scene, die sich heute dem Auge darbot. Schon um halb zwei Uhr war die ganze Stadt auf den Beinen — es drängten sich die Gruppen bald hier, bald dorthin, um Alles zu sehen, um nichts von dem Bevorstehenden zu verlieren. Der Zug durch die Stadt von der polytechnischen Anstalt an bis an das Obermainthor glich einer Völkerwanderung. Das Präsidium (worunter mehrere unserer ersten Honoratioren) eröffnete ihn, und Stimmenweise folgten nun die Sänger ihren Bannern und symbolisch geschmückten Fahnen. Das Bürgermilitair bildete Ehrenwachen und Spaliere, um vor der andrängenden Menge zu schützen. Kopf an Kopf war gedrängt an den Fenstern der Straßen, wodurch der Zug, von Regimentsmusik geführt, wallfahrtete. Mit Hurrah wurde jedes Haus begrüßt, worin ein Mitglied des Comité's wohnte. Aber am Landungsplatze selbst bot sich das überraschendste Schauspiel dar; der Quai, die Brücke, die Ufer waren mit Köpfen gepflastert, — aus allen Fenstern und Dachlöchern der Häuser wehten Tücher von schönen Händen geschwungen, einen fröhlichen Willkomm — und nicht zu beziffernde Universalaccorde von Legionen Kehlen angestimmt, bildeten die Begleitung dazu. Der Eindruck dieser Scene war pomphaft und rührend zugleich. Eine Flotille von fünf großen, majestätischen Schiffen, unter Leitung eines Admiral's, harrte der Ankommenden. Die Verdecke waren in Orangerien verwandelt, die Maste in Blumensäulen. Die übrige Pracht der Ausstattung ließ jede Erwartung hinter sich, und als ob Aeolus sich dem Gesetze des Comité's fügte, selbst der Wind blies recht humoristisch drein, in all' die hunderte von Fahnen, Fähnlein und Bändern, daß sie recht dreist in die Lüfte flatterten, welches die Lust des Anblicks

nur erhöhte. Endlich bewegte sich die Masse unter Kanonendonner und dahin schwamm die segenschwangere Flotte, von ganzen Geschwadern bunt bewimpelter Fahrzeuge, wie von Schnakenschwärmen umflogen. Lieder ertönten, nur vom Hurrah der Ufer unterbrochen. Der Strom war mit Fahrzeugen bedeckt, die Luft erbebte von den Gewittern des Geschützes. Wir hatten ein Bild von Venedig's Gondelmeer. Damit aber unsere Marine auch die Neckereien Neptun's koste, blieb eines der Schiffe mit seiner kostbarsten Ladung — den Tenoristen sitzen. Man mußte in Booten landen und die Wasserfahrt zu Fuße fortsetzen. Ich übergehe die allgemeine Landung an einen eigens dazu errichteten Brückenkopf an den Ufern des Sandhofes, so wie den langen Zug durch das anmuthige Wäldchen zum Forsthause, und versetze meine Leser mitten unter die Zuhörer, welche ihre Plätze bereits eingenommen hatten, den Gesängen des zweiten Tages in freier Natur zu lauschen. Es war ein weites, nach hinten erhöhtes Podium mit Barrieren erbaut, und für alle Bequemlichkeit der Zuhörer gesorgt. Wie die Oratorien dem ersten Tage, so machten die Gesänge dem zweiten alle Ehre. — Mit Mozart's Bundeslied: „Brüder reicht die Hand zum Bunde, (von Just vierstimmig gesetzt) bei allen feierlichen Gelegenheiten des Liederkranzes stets als Einleitung gebraucht, begann auch diese Feier. Mit dessen berühmten Canon: „Schnell bereitet Euch zum Feste *)," schloß sie ganz analog. Vom lebhaftesten Antheil der hier sehr zahlreichen Auditoren befeuert, mußte Speyer's berühmt geworde-

*) Ursprünglich: „O du Eselhafter Peyerl" in Seyfried's Melodram mit Chören „Ahasverus" zum vierstimmigen Chor umgeschaffen.

nes „Deutsches Vaterland“ und Just's „Soldatenlied“ (in Goethe's Faust gesungen) wiederholt werden. Den beiden Componisten wurde ein jubelndes Vivat gebracht. Just's sorgsamer Direktion gebührende Ehre! Alle Lieder flossen wie aus einem Munde, und die Textworte wurden bis in die hintersten Reihen verstanden. Zuweilen schienen mir nur die Tempi etwas zu gedehnt. Auch vermißte ich den gewiß hier passenden Chor: „O Isis.“ — Mit einem Bankett auf der Mainlust, wozu alle fremden Sänger geladen, endete diese für Frankfurts Bewohner gewiß unvergeßliche und in artistischer wie in historischer Beziehung gleich merkwürdigen Tage. Ein Feuermeer strahlten die Wogen wieder von der Illumination der Mainlust. Man glaubte sich in einen schimmernden Feengarten versetzt. Die endlosen Reihen weiß gedeckter Tische unter einem Sternenhimmel vieler tausend bunter Glaslampen gewährten den reizendsten Anblick der Welt. Diesen aber noch zu erhöhen, brannte unser Feuerwerker Kleeblatt auf seiner gegenüberliegenden Insel ein hübsches Feuerwerk ab. Das Arrangement der Bedienung war musterhaft, was bei einer Anzahl von 1300 Couverts viel sagen will. Nebst den Schwärmen von Kellnern war bei jeder Tafel zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Marschall bestellt. In der Mitte des Bankettlocals war Präsidium und Rednerbühne angebracht, welche letztere von Anbeginn bis zur Morgendämmerung auch nicht mehr leer wurde. Unter den mannigfachen sinnvollen Toasten wurde der erste gebührendermaßen den anwesenden regierenden Herren Bürgermeistern und dem hohen Senate gebracht. So treffende als piquante Reden hielten die Herren Dr. Cretzschmar, Spieß, Schnyder von Wartensee, Guhr ꝛc., und namentlich rissen die zu Herzen dringenden Worte des Herrn Pfarrer Sprüngli aus Thalweil

zu rauschenden Ertasen hin. — Noch dankend anzuerkennen sind die aufopfernden Bestrebungen sämmtlicher Herren vom Comité; die Beschützung einer beispiellosen Ordnung, wobei auch nicht die geringsten Excesse vorfielen, welches bei dem jugendlichen Muthe so vieler anwesenden Fremden gewiß zu verwundern ist. — So endete ein vom Himmel unerwartet begünstigtes Volksfest, das sich in ganz Deutschland ein bleibendes Denkmal gestiftet. Möge der Geist Mozart's darüber schweben! —

Das Inaugurationsfest zu Darmstadt.

Kaum bin ich nach Frankfurt zurückgekehrt, kaum habe ich die nöthige Erholung genossen nach all' dem anstrengenden Müssiggang und dem betäubenden Gewirre eines mehrtägigen Festes, so theile ich Ihnen darüber mit, was eben meinem Gedächtnisse treu bleiben konnte.

Auch das Vergnügen kann zur Arbeit werden, und zwar zu einer recht ermüdeten, wenn man es so unausgesetzt genießen muß; und fürwahr, hätte der Troubel, worin ein ganzes Land sich befand, irgend ein ernstes Geschäft zugelassen, die Arbeit würde mir zur Erholung gedient haben. So begegnen sich Contraste.

Schon Freitag am 23. August 1844 begannen die wonnevollen Unruhen dieses in den Annalen des Großherzogsthums Hessen wohl einzig dastehenden Volksfestes und dauerten bis zum 28. in erfinderischen Steigerungen fort. Es wäre vergeblicher Versuch, die hunderterlei Episoden beschreiben zu wollen, die ein Fest wohl nicht eigentlich bilden, aber doch interessant machen, denn gerade Das, was die von einem Festcomité gezogenen Linien umgibt, das Zufällige, nicht voraus zu berechnende, ja selbst die nothwendig daraus entspringende Unord-

nung ist's, was den Reiz bildet und dem Ganzen den eigentlichen volksthümlichen Zug gibt, das Poetische in der Prosa. Schon das nach monatelangem Regen plötzliche Umschlagen der Witterung mußte die Gemüther gleich a priori zur Lust stimmen, und einen desto heiterern Eindruck gewährte daher das Wort: „Willkommen", das über den auf den breiten Heerstraßen aufgebauten Triumpfbogen zu lesen war, durch welche sich aus allen Gegenden die Volks- Fürsten- und Vergnügungsfreunde drängten, und mir unwillkührlich ein Bild des Festes zu Kenilworth vorführte, das Scott so herrlich beschreibt.

Deßhalb aber reichten auch hundert Ohren und Augen nicht hin, Alles, was mich umgab zu erfassen, hundert Füße nicht, überall gegenwärtig zu sein.

Der Empfang der Gesangvereine von Gießen, Mainz und Offenbach, die zu verschiedenen Stunden in langen Zügen geschmückter Wagen ankamen; die Ankunft der Deputationen von Landleuten in ihren originellen Nationaltrachten, auf mit Kränzen und Fahnen gezierten Leiterwagen; die Tausende von Fremden mit Post und stolzen Equipagen, zu Roß, Wagen und Karren; dann das Zimmern und Drapiren der Handwerker an den noch nicht fertigen Häuser- und Estradenverzierungen (an vielen Häusern in der Gegend des Monuments waren eigene Balcone für die Zuschauer errichtet); das Hin- und Herrennen, sich Begegnen und Begrüßen: der Gasthaustumult; dann die Proben der Enthüllungscantate, des Alexanderfestes und der Männerchöre. — Das Alles bildete nur die Vorbereitungen, zu denen die Sonne des 23. und 24. August leuchtete. Vergessen darf ich aber auch des unter Blechmusik gleich einem Feuermeere heranschwellenden Fackelzugs nicht, und der Serenade, welche am Abend der Gewerbverein unter einem unge-

heuern Menschenzulaufe dem Landesvater brachte. Unter den Fenstern des Palais aufgestellt, vernahm man ein seltsam variirendes und cadenzenreiches Thema, von einer Art Ventiltrompete vorgetragen, welches sich unter beginnendem Sturmwind und bei solcher Veranlassung etwas abenteuerlich ausnahm. Am 25. selbst fand die Enthüllung Statt, der Mittelpunkt der Feier. Die Details dieser großartigen Weihe gehören nicht in diese Blätter. Ihre Leser werden sie bereits aus politischen Journalen erfahren, und es sollte mich freuen, wenn das Rechte getroffen würde. Denn das Großartige und zugleich Rührende dieser Scenen kann besser empfunden als geschildert werden.

Nach einem fast zweistündigen Zuge stand endlich alles an seinem Platze. Welch ein Anblick! Der herrliche Luisenplatz, von Palästen und breiten Straßen, von Estraden, Gerüsten und Tribunen umgeben, und Alles bis auf Fenster, Giebel, Dächer, Schornsteine und Laternenpfäle mit Köpfen gleichsam übersäet. Wer hätte, plötzlich hierher versetzt, das sonst so menschenleere Darmstadt wieder erkannt, dessen Straßen oft nur Oeden glichen. Die Praxis, Tausende von Menschen, die diesen Zug bildeten, in Ordnung zu halten, entsprach der aufgestellten Theorie vollkommen. Der Adel, die Stände und Staatsbehörden mit ihren Dependenzen, die Beamten, Geistlichen, Landleute, Zünfte und Innungen, die Künstler, Sänger, Schulen, Veteranen (welche den russischen Feldzug mitgemacht) u. s. w. Alle waren in eigene Corps und Sectionen eingetheilt, und an eigenen Abzeichen zu erkennen. Unter einem prächtigen Baldachin saßen Ludwig, der regierende Großherzog mit den erlauchten Gliedern seines Hauses nebst anderen Personen hohen Ranges, gegenüber die 135 Fuß hohe Säule, worauf die 21 Fuß hohe in Bronce gegossene Statue Ludwig des Ersten. Leider

war die Umhüllung durch den Sturm, der die Nacht durch getobt hatte, zerrissen, und die Büste des Herrn schaute herab auf sein Volk, als hätte er die Zeit nicht erwarten können und seine Ungeduld sich einen Weg gebahnt. Allein die Illusion überwog das Fatale, man sah nur das Kleid, nicht den Mann. Endlich brach die Festcantate die von der spannendsten Erwartung erzeugte Todtenstille. Die Composition von dem Hofcapellmeister Wilhelm Mangold ist blos für Männerstimmen und Blechmusik, und kräftig, populair gehalten. Für Gelegenheitsdichtungen gibt es eigentlich keine Kritik, da sie nicht unmittelbare Ausströmungen der Begeisterung und des eigenen Willens sind, und sich zu sehr auf Effectberechnung basiren. Der Zweck ist hier mit der Wirkung erreicht, und Mangold hat alle Ursache, mit den Wirkungen seiner Composition zufrieden zu sein. Ich muß Ihnen aber verrathen, daß während des Gesanges sich meiner eine Phantasie bemächtigte, die, hätte sie verwirklicht werden können, den Effect dieser Cantate wahrscheinlich noch erhöht haben würde. Es ist bekannt, wie sehr der alte Herr Großherzog ein Mäcen der Tonkunst, besonders der dramatischen, war, und daß er selbst die Opernprobe dirigirte. Wie durch Zauber geleitet, richtete sich nun mein Blick nach seiner Statue, und so kam es mir bald wirklich vor, als wenn sich sein rechter Arm erhübe und mit seiner im Leben gewohnten Leidenschaftlichkeit den Stab nach allen vier Weltgegenden schwänge. Hingerissen von meiner Vision, stieß ich meine nächsten Nachbarn Hiller und Döhler mit den Worten an: „Sehen Sie denn nichts?" Allein diese Herren lachten mich aus, und ich überzeugte mich bald, daß die Wunder der mythischen Tonkunst vorüber seien. Nach dem Vortrage der Cantate sprachen würdige Männer (Prälat Köhler und Gehei-

ner Staatsrath Schenck) Worte, die trotz der beispiellosen Ruhe wohl nur von dem verstanden werden konnten, an welchen sie gerichtet waren, worauf die erste Strophe des Festgesangs:

Grüßt mit Trompeten- und Paukenklang,
Grüßet mit feurigem Festgesang,
Grüßt ihn, den Tag der Weihe!

wiederholt wurden. Und somit war endlich das Signal zu dem lang ersehnten Momente gegeben. Der Rest der Hülle fiel, und Ludwig der Erste stand in seiner colossalen Größe vor den Blicken seines entzückten Volks. Was jetzt erfolgte ist in der That unbeschreiblich. Es drang tief in die Seele, und erfüllte Aller Augen mit Thränen. Denken Sie sich das Jubelgeschrei aus vielleicht 100,000 Kehlen, eine Intrada von vier vollständigen Orchestern mit ihren Posaunen, Ophicleiden und Trompeten, das Dröhnen aller Glocken und das Donnern der Kanonen, das Schwenken der Hüte und Mützen, das Wehen der Tücher und Flaggen aus allen Fenstern heraus, von allen Dächern und Balconen herab — und das Alles auf einen Moment, auf einen Raum concentirt; und endlich die liebe Gottessonne, die Alles das so freundlich, ja heilig beleuchtete — es war das großartigste und ergreifendste Bild, das ich je gesehen habe und schwerlich wieder sehen werde. Als sich endlich dieser allgemeine Empfindungssturm gelegt, begann das Militair, vier Regimenter von Darmstadt, Worms und Offenbach, Chevauxlegers nebst Artilleriepark und Musikkorps unter Anführung des Generals Prinz Wittgenstein, seine Evolution um das Monument. Ein überraschender Anblick und wohl berechnet, vor Abspannung zu bewahren. Den Schluß dieser Scene machten fünf Strophen über das unvermeidliche God save the Queen, von der ganzen Menschenmasse (natürlich etwas canonisch gesungen), wobei

ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß man sogar bei einem solchen ächt deutschen Volksfeste sich des Hangs nach Ausländerei nicht enthalten kann. Wir sind nicht ganz so arm an deutschen Volksliedern, die allgemein geworden sind, als wir uns selbst weiß machen. Von den vielen hätte wenigstens Vater Haydn's „Gott erhalte Franz den Kaiser" hier eher verdient, von einem patriotischen Schriftsteller umgedichtet zu werden. Betäubt nach Hause gekommen, hatte man kaum so viel Zeit, etwas zu genießen und seine Toilette zu ordnen, denn schon um 4 Uhr waren die Räume des zu einem Concertsaale umgewandelten Zeughauses angefüllt. Gegen 4000 belegte Plätze waren bereits besetzt, als ich verspätet anlangte, und dennoch — so musterhaft war die Ordnung — gelangte ich ohne Mühe, mit meiner Tabelle in der Hand, zu meinem reservirten Sitze. Nicht minder, wie der Anblick, war hier der Effect grandios, den die Aufführung des Händel'schen Alexanderfestes unter Mitwirkung von circa 800 Sängern und 100 Instrumentalisten hervorbrachte. Reich, geschmackvoll und sorgfältig waren Orchester und die fürstlichen Logen erbaut, war der Saal, oder vielmehr die Halle dekorirt. Für den Klang der Instrumente ist die Akustick derselben nicht besonders günstig, aber desto mehr hob sich der Vortrag des Gesanges, namentlich der Chöre, hervor. Räume, die den Klang nicht sehr befördern, sind den feineren Nuancen des Vortrags und der Pronunciation um so günstiger. Es war zum Erstaunen, wie bei einer einzigen Generalprobe Alles so correct gehen konnte. Die Hauptsache war, daß der Dirigent Carl Mangold die nöthige Symmetrie der Stimmeneintheilung beachtete, denn trotz der großen Anzahl von Sängern trat doch keine Stimme besonders hervor. Die Haltung der Chöre war untadelhaft

und wie aus einem Guß; eine Erscheinung, selten bei stabilen Personale's, um wie viel mehr bei so vielen fremden Elementen. Die Soli durch die Herren Breiting, Reichel, Pasque und Dem. Fischer (Mitglied des Darmstädter Dilletantenvereins unter C. Mangold) ließen nur wenig zu wünschen übrig. Breiting und Reichel haben guten Klang im Lande. Herr Pasque scheint noch Anfänger, hat aber einen ausgezeichneten Bariton und trägt mit Wärme vor. Die Stimme der Dem. Fischer ist nicht oratorisch, hat aber einen angenehmen Timbre und bewegt sich mit Leichtigkeit in der zweigestrichenen Octave. Auch der Triller gelingt öfter, und der Vortrag zeugt von Uebung im getragenen und religösen Style. Noch nie aber mochte wohl das Alexanderfest ein so brillantes Finale, wie heute erlebt haben, denn bei den letzten vier Takten des Schlußchors: „Thimotheus entsage dem Preis" erscholl plötzlich eine Stentorstimme: „Ludwig der Zweite lebe hoch!" worauf der Volksjubel in einen donnernden Refrain ausbrach. Die Chöre sangen, die Streichinstrumente spielten indeß fort unter Mangold's unerschrockenen Taktschlägen, während die Harmonie das Vivat des Publikums mit einem schmetternden Tusch begleitete. C. Mangold ist, wie es sich bei dieser Probe und Aufführung zeigte, ein energischer Director, und gewiß den Beßten an die Seite zu stellen, die im Stande sind, solche Massen zusammen zu halten und sie die Religion des Vortrags zu lehren. Die den Eingängen gegenüber aufgebaute Gallerie war für die Deputationen der Landleute bestimmt. Tags darauf sah man sie in der Oper. Man hat dazu gewiß die schönsten Exemplare gewählt, denn unter den Mädchen sah ich die lieblichsten Modelle zu Emmelinen und Zerlinen, obgleich sie nicht in Atlas gekleidet und mit Bracelets geschmückt waren. Noch

verdient bemerkt zu werden, daß zwischen der Inauguration und dem Festconcert der Regen in Strömen fiel, also selbst der Himmel im Bunde mit dem Comité schien.

Der folgende Tag war der Erholung und dem Vergnügen der Sängervereinen gewidmet. Die unerschöpfliche Galanterie des Comité's hatte auch hier für Alles gesorgt. Während wir Sänger (meine schöne Stimme schloß sich der Mainzer Liedertafel an), uns an unsere Fahnen reihend, in langem Zuge durch die Stadt zum Walde bei Kranichstein (einem großherzogl. Jagdschlosse) zogen, standen dreißig bis vierzig Equipagen bereit, die Damen uns dorthin zuzuführen. Zu den Anführern dieser galanten Expedition gehörten unter Anderen der Sänger Cramolini und der Contrabassist Müller, welche aber ihr beneidenswerthes Recht so lange ausdehnten, daß die reizende Caravane zwei Stunden später ankam, während wir armen Teufel von Sängern wie die Lämmer auf einem Fleck zusammengedrängt ihrer harrten, und frierend, müde nach Marsch und Regen, bei Erwartung und gedeckten Tafeln wahre Tantalusqualen ausstanden. In diesem Zustande von den fliegenden Adjutanten durch den Zuruf: „Sie kommen, sie kommen!“ oft getäuscht, griffen wir endlich verzweifelnd zu unsern Gesangbüchern, und Mangolds Plectrum that sein Möglichstes; allein der allmächtige Gesang vermochte uns nicht über den Materialismus zu erheben. Die Poesie hat auch ihre Grenzen und der beßte Sänger besitzt seine Kehle nicht allein zum Singen. — Kurz, unsere Situation war sehr tragikomisch, und hätte Stoff gegeben für eine Saphir'sche Feder oder einen humoristischen Pinsel. — Der zweite Akt dieses Drama's war feierlicher, und dem weitumherkreisenden Publikum ward ein schönes Schauspiel. Die Damen, durch eine Gesandschaft vom

jenseitigen Ufer eines romantisch gelegenen Teiches empfangen, traten in die Ehrenpforte, von ihren armen Rittern mit Mozart's schönem Bundesliede begrüßt: „Brüder reicht die Hand zum Bunde." Daß die Brüder in Schwestern verwandelt werden mußte, entschuldigte die Noth, und mit den folgenden Strophen wurde es nicht so genau genommen. — Der dritte Act entschädigte aber vollkommen für die Entbehrungen des ersten. Der Vorhang rollte wieder auf, und über sechs bunten Reihen froher Sänger an drei endlosen splendid besetzten Tafeln leuchtete die freundliche Mittagssonne. Was jetzt erfolgte, gebar der Augenblick, Toaste und Lieder drängten sich in stets lebendigeren Steigerungen. Quartetten von Mendelssohn, Esser, Mangold, Spamer, und Reichardt's herrliches „Was ist des deutschen Vaterland?" wechselten mit einander ab. Unserem durch alle deutschen Gauen gedrungenen Liede: „Bekränzt mit Laub" (von J. André) war der Text: „Willkommen in des Darmes*) fand'gem Banne" unterlegt, ein recht humoristisch frohes Gedicht, und Cromolini besang mit Emphase die Schönen. In den Toasten zeichnete sich unser Präsident Schott von Mainz aus, der in der That verjüngt, wie ich ihn noch nie gesehen, herrliche Worte über den Fortschritt der Tonkunst sprach. Unter den Bekannten, die in diesem Troubel gleichsam phantasmagorisch erschienen und wieder verschwanden, befanden sich Vincenz Lachner und Conradin Kreutzer. Auch die Sängerin Mad. Pirscher sah ich einmal auftauchen. Weshalb sie ihren Part bei dem Alexanderfest nicht sang, wie annoncirt war, weiß ich nicht.

---

*) Von dem schmalen kleinen Flüßchen Darm trägt bekanntlich Darmstadt den Namen.

In buntem Gedränge zurückgekehrt von dieser piquanten Waldluft, erwartet uns die Oper Ferdinand Cortez, worin die junge Neukäufler die Amazili recht allerliebst gab. Sie hat nicht die Stimme, wie unsere Reuther in Frankfurt, imponirt auch nicht so damit, aber gerade das, ihr feines klingendes und schmiegsames Organ, in Verbindung mit ihrer jugendlichen, fast kindischen Persönlichkeit, dürfte sie vorzüglich zu dieser Partie eignen. Ich sah nur die Scene „Von Allen bin ich nun verlassen," denn Sie können sich denken, daß ich mich nach Ruhe sehnte, und daß ich nicht lüstern war, diese geharnischte Musik vom ersten bis zum letzten Tacte mit durchzumachen. Ich sah das prachtvoll erleuchtete Haus, sah den Hof und viele Hunderte von Damen in schönem Kranze, sah die überfüllten Räume, und fühlte die drückende Hitze. Das war mir genug. Wenn Sie sich übrigens für die übrige Besetzung interessiren: Breiting sang den Cortez, Reichel den Montezuma und Pasque den Telasco. In einem vorhergegangenen Prologe hat Dem. Steck, eine beliebte und talentvolle Schauspielerin, allgemeine Theilnahme erregt. — Den Feierlichkeiten des 28. August konnte ich nur aphoristisch beiwohnen, da mich die Norma in meinen Functionen nach Frankfurt zurück rief. Nur so viel, daß sich dieser Tag in reizende Promenaden der Ludwigshöhe, in ein Volksfest auf dem weiten Exercierplatz, und in Illumination und Bälle theilte, und daß sogar eine Wiederholung des Cortez Statt fand. Von dem Volksfeste sah ich nur das Beginnen, und wie sich allmählig Masse auf Masse zum Rheinthor hinaus wälzte. Hier die langen Reihen von Buden des Freimarkts mit seinen Eintagswaaren, die bunten Pickelhäringe und aufgestutzten Riesen, die plumpen Seiltänzer, verschmitzten Gaukler und ambulirenden Werkstätten; dort die grotesken Aufzüge

die eher an den Fastnachtsdienstag, als an den Kochmonat erinnerten; da wieder die Ring- Spring- Kletter- und Turngerüste, das Wett-Reiten, Laufen und Fallen, und die hochgeschwungenen Freitänze auf gebahnten und schlüpfrigen Planen, und da kein Bild ohne Leben sein darf, die musikalischen Productionen dazwischen! Diese scytische Kirmesmusik, dieses Leyern und Orgeln, dies Harfen, Flöten und Trompeten, dies Pfeifen und Schnarren zu dem Aufjauchzen, Schreien und Wespengesumme vollendete die Romantik des Ganzen. Die Musik hat auch in ihrer Abart poetische Saiten, nnd oft sogar, wenn mir der Kopf schwindelte, glaubte ich mich in einem Finale einer unserer Revolutionsopern zu befinden. Wie mag sich erst die völlige Entwickelung dieses Festes gestaltet haben, als feurige Ballons mit glühenden Gedanken zu den Sternen flogen, als pots à feux und Herzen entbrannten, und Illuminationen in Häusern und Köpfen sichtbar wurden? Aus diesen viertägigen Wirren in den Postwagen, und von da direct in die Jeremiade einer italienischen Musteroper hineingeworfen zu werden, war zu viel für menschliche Nerven; denn noch spät in der Nacht zwischen Schlafen und Wachen mischte sich die alte Spielmannsleier in Bellini's Druiden- und Schlachtgesänge, und vor meinen Blicken schwebten und weheten die Tausende von Bannern, Fahnen, Wimpeln, Rosetten und Schärpen, die einen nothwendig integrirenden Theil dieser Jubeltage bildeten. Oft schon im Leben war es mir grün und gelb vor den Augen, dießmal sah ich nur roth und weiß, (großherzogl. Darmst. Landesfarbe) und dieser Wechsel, möge er meiner Zukunft ein günstiges Zeichen sein! Leben Sie wohl!

Die Schöpfung.

(Oratorium von Haydn; zum Vortheil der Verunglückten der Stadt Pesth, in der St. Katharinenkirche.)

„Es ist ein Maaß in allen Dingen," sagt eine der ältesten Autoritäten für Kunst und Wissenschaft, „es sind gewisse Grenzen;" auch die Mittheilug durch Kunst- und andere Schöpfungen gewonnener Eindrücke hat die ihrigen; sie sind aber längst überschritten; die Berichterstatter haben das Füllhorn der Sprache geleert, und uns für das Erhabenste keine Zeichen zurückgelassen. Wir bescheiden uns also in den Kreis der Simplicität zurück zu treten, und gedenken nicht, den Himmel durch unsere Worte erst zu bauen. Eine Bürgerkrone verdient der Mann, der die schönsten Kräfte aufrief, durch seine Kraft lenkte zu dem erhabenen Ziele, zu einer neuen Schöpfung aus dem Abgrunde der chaotischen Zerstörung. Die kindliche Poesie — und der Kinder ist das Himmelreich — weiß von den Engeln im Himmel weiter nichts, als daß sie Gottes Lob singen, und den Herrn der Heerscharen mit herrlichen Stimmen preisen. Und das ist heute wahrhaft geschehen. Herr Kapellmeister Guhr hat sich in dem Werke dieses Tages verewigt; wir meinen es mit diesem Worte ernstlich, denn wir hoffen,

sein Gedächtniß werde in dem Herzen der Humanität nie erlöschen. Das Gefühl, das den Menschen adelt, die Liebe führte in seltener Harmonie die Besten zusammen, die in weiten Kreisen für das Schöne wirken, und zog in diese Sphäre Perlen, die in andern Räumen des vielfachen Lebens glänzen. Die bekannte Bereitwilligkeit des hiesigen Publikums, wohlthätige Zwecke zu befördern, und sein eben so bekannter Kunstsinn drängte die Schaaren zu dem geräumigen, heute aber zu engen Gotteshause; tausende füllten seine Hallen, tausende setzten sich auf der Straße der rauhen Witterung aus, um einen innern Genuß mit zu feiern, den bei weitem oft eine Kaiserkrönung nicht gewährt. Die hehren Stimmen der Sänger, die immensen Chöre, himmelanstrebend, in weiter Ferne hörbar — die energische Lenkung dieser Masse zu einem harmonischen Ganzen; — wahrlich nur der, welcher die seltene Herrschergabe besitzt, durfte sich eine solche Aufgabe stellen mit der Gewißheit, sie auch zu lösen. Kritische oder bekrittelnde Details sind hier nicht an ihrer Stelle. Von Haydn's Schöpfung sagen wir bloß, daß sie vielleicht nie so großartig aufgeführt wurde, und daß das erschütternde Hallelujah aus Händels Messias die außerordentliche Feier würdig schloß. Erwähnen wir bloß, daß außer bekannten hochgefeierten Notabeln, Sophie Löwe und Mad. Schodel die Soloparthieen übernahmen, und unsere einheimischen Sänger sich heute mit gehobenem Selbstgefühl an die Heroen des Tages anreiheten. Alle hiesigen Gesang- und Instrumentalvereine, wie das k. k. Oesterreichische Musikchor schlossen sich an unser Oper- und Orchesterpersonal an, die Räume der obersten Gallerie füllte eine Masse von mehr als 700 Musikern, und in der untern Gallerie und dem Schiffe der Kirche wogten die Zuhörer. Um so mehr war die

herrschende Stille zu bewundern, denn von den Sologesängen entging uns auch nicht ein Athemzug. Und das alles war innerhalb drei bis vier Tagen bewerkstelligt, und nur einer Probe bedurfte es, um diese verschiedenartigen und grandiosen Mittel alle mit einander in Einklang zu bringen. Wahrhaft erhebend war uns die so seltene Selbstbeherrschung der Zuhörer-Menge. Die zaubergleiche Wirkung der Töne brachte eine Exaltation hervor, welche sich kaum von einem Ausbruche zurückzuhalten vermochte, der zu sehr mit der Bestimmung unseres Zusammenseins contrastirt hätte. Ein Comité hat sich durch die Besorgung des öconomischen Theils dieses Riesenkonzerts ein Verdienst erworben, das allgemeine Anerkennung findet.

Bevorwortung des Händel'schen Oratoriums Belsazer, oder der Fall Babylons.

(Aufgeführt in Mainz.)

Bekanntlich hat die Mainzer Liedertafel zu Ehren der deutschen Naturforscher und Aerzte, welche ihre Versammlung in Mainz halten, ein Musikfest veranstaltet, und zur Aufführung bei demselben die Symphonie in C dur von Mozart No. 4 und das Oratorium Belsazer von Händel bestimmt. Die Symphonie ist allgemein bekannt und gewürdigt, und es ist erfreulich, daß man auch einmal daran gedacht hat, unserm Mozart eine Huldigung zu bringen, da dieser unsterbliche Meister bei musikalischen Festen fast immer seinem Nebenbuhler Beethoven weichen muß.

Das Oratorium ist zwar weniger bekannt als Händels Messias, Judas Maccabäus und das Alexandersfest, aber nichts desto weniger klassisch, aus welchen Gründen wir es nicht für überflüssig halten, durch vorausgeschickte Andeutungen über Historie und über die Musikstücke selbst das Anhören derselben sinnlich faßlicher zu machen, und deßhalb auf einen sichern Standpunkt der Beurtheilung zu führen.

Der Stoff aus der heiligen Schrift, dem Propheten Daniel entnommen, behandelt die Geschichte der Eroberung Babylons durch den Perserkönig Cyrus, nach dem die wunderbare Erscheinung einer schreibenden Hand bei einem schwelgerischen Gastmahle, welches der babylonische König Belsazer, der Unterdrücker der Juden, seinen Großen gibt, das Verderben angekündigt hat.

Der erste Theil beginnt mit einem Chor der Babylonier, welche übermüthig auf die Festigkeit ihrer durch Wälle und Thürme, so wie durch den Euphrat beschützten Stadt, die Bemühungen des Perserkönigs Cyrus verlachen, welcher die Stadt belagert.

Cyrus ermahnt seine Soldaten, die Verhöhnungen der hochmüthigen Babylonier nicht zu beachten, da er durch einen Wink Gottes zu dieser Belagerung berufen, und ihm dabei befohlen sei, den Fluß in sein altes Bette abzuleiten, wodurch der Schutz, den der Euphrat der Stadt gewähre, wegfalle. Voller Jubel ermuthigen ihn die persischen Soldaten in dem Chor No. 2. „An's Werk, an's Werk, nicht zaudert mehr, Gott und Cyrus führen euch!" — Cyrus sagt nun, daß jedes Werk mit Gebet zu beginnen sei; und nun folgt der großartige Chor No. 3, worin alle musikalische Kunst mit der größten Kraft und Klarheit gepaart erscheint. In No. 4. werden wir an den Hof Belsazers geführt, der sich bei einem Trinkgelage so weit vergißt, daß er die heiligen Gefäße der Juden, welche sein Vater Nebucadnezar aus dem Tempel zu Jerusalem mitgenommen hatte, zu irdischen unheiligen Zwecken mißbrauchte. Belsazers Mutter, Nitocris, und die Juden machen ihn auf das gotteslästerliche dieser That aufmerksam und drohen ihm mit dem Zorn des Einigen. Daraus entsteht der Chor No. 7

voll musikalischen Schönheiten Er beginnt mit den Worten: „Allmählig steigt Jehovah's Zorn, bis er die höchste Höh' erreicht" u. s. w. Doch der verblendete Belsazer hört weder auf den weisen Rath seiner Mutter, noch auf der Juden Ermahnungen. Darauf tritt der Prophet Daniel auf und verweiset das trauernde Volk der Israeliten auf die Prophezeihungen, welche ihm eine nahe Erlösung aus der Babylonischen Gefangenschaft verheißen, worauf sie mit freudiger Zuversicht ein Danklied anstimmen, No. 9.

Der zweite Theil fängt mit dem Chor No. 10 der beim Gastmahl versammelten Babylonier an, worin sie ihre falschen Götter für die ihnen verliehenen Gaben: Gold, Wein und frohen Sang, preisen. In dem Chor No. 11 wird dem Gott des Weins Sesach ein Loblied gesungen. So großartig Händel die fromme Würde und den lauten Jubel der Israeliten schilderte, eben so groß zeigt er sich hier in der Erfindung und Zeichnung der bachantischen Chöre der Heiden. Nachdem Belsazer die Warnung seiner Mutter noch einmal trotzig zurückgewiesen und seine Zechgenossen zur Fortsetzung des Festes aufgefodert hat, erscheint eine schreibende Hand und zeichnet die geheimnißvollen Worte an die Wand: Mene, tekel, upharsin. Die Babylonier verstummen plötzlich mit ihrem Jubel und starren voll Schrecken die geheimnißvolle Schrift an, die keiner ihrer Weisen entziffern kann. Da brechen sie in einen wehmüthigen und verzweiflungsvollen Chor aus, No. 15. Doch Nitocris ermuthigt sie und räth dem König, den israelitischen Propheten Daniel rufen zu lassen. Daniel erscheint und erklärt dem verzagenden König die Worte so: „Der Gott, den du so frech gelästert, hat deines Reiches Tage gezählt und geendet; gewogen wardst du auf der Wage und leicht befunden;

dem Reich wird bald zertheilt und wird den Medern und Persern eigen.“ —

Nachdem Nitocris ihren Sohn in einer herrlichen Arie ermuthigt, führt uns der Dichter wieder in das persische Lager, wo Cyrus seine Soldaten zum Kampfe anfeuert. Muth- und kraftvoll stimmen diese in dem Schlußchor der zweiten Abtheilung ein, und preisen ihren tapfern Anführer.

Im Anfang der dritten Abtheilung hören wir die Babylonier, welche dem Flusse Euphrat, den Cyrus von der Stadt abgeleitet hat, seine Treulosigkeit vorwerfen. Die Perser waren bei der Nacht durch das trockene Bette des Euphrat in die Stadt gelangt, in den Palast gedrungen, und hatten den König, der Schreck und Warnung vergessend, beim Mahle schwelgte, getödtet. Die Israeliten aus ihrer Gefangenschaft befreit, preisen nun in dem Chor No. 20 den Sieg des wahren Gottes: „Baal sank dahin, Nabo stürzte und auch Sesach schwindet“ u. s. w. Cyrus tröstet die jammernde Nitocris, und verspricht den Israeliten Rückkehr und die Wiederaufbauung ihres Tempels. Darauf folgt im Schlußchor No. 23. das Danklied zum einigen und wahren Gott. — Händel ist vorzüglich deßhalb zu bewundern, weil er die schwierigsten Formen der Kunst mit einer solchen Leichtigkeit und Klarheit anwendet, (wobei er den geistigen Rapport zwischen Dichtung und Musik nie aus den Augen verliert), daß Künstler wie Laien davon belehrt, erbaut und ergriffen werden, und alle Gebilde seiner Erfindungen, seien sie noch so großartig, dennoch immer klar vor unsern Augen stehen. Händel spricht in seinen Oratorien das wahre Evangelium der Tonkunst. — Schließlich bemerken wir noch eines musikalischen Curiosums in diesem Werke, das zu interessant ist, um es hier mit Stillschweigen zu übergehen. Dieses

besteht aus 2 Stellen, die auffallende Aehnlichkeit haben mit Stellen aus Mozarts Zauberflöte. Diese finden sich in dem Chore No. 3 wie in dem Andante No. 19 und erinnern an den Gesang der geharnischten Männer im letzten Finale und an das Quartett der Pamina mit den drei Genien.

Die Leitung Heinrich Essers (Director der Mainzer Liedertafel und des Damen-Gesang-Vereins) geschah mit der ruhigen Haltung und Sicherheit, welche Vertrauen erweckt und den wahren Künstler bezeichnet.

Die Hugenotten.

Nebst einer Hindeutung auf Transposition.

Ueber Buch und Composition dieser gigantischen Oper habe ich mich in meinen Silhouetten weitläufig beurtheilend ausgesprochen; und ich darf darauf hinweisen, als auf eine nicht gerade aus der Luft gegriffene Kritik. Was eine andere Aufführung dieser Oper auf unserer Bühne betrifft, so gehört sie zu einem der Kunststücke, die Guhr durch seine Energie hervorbringt; denn es will nicht wenig sagen, bei dem fortfahrend fühlbaren Mangel an ersten Sängern, woran das Institut laborirt, eine Oper zu besetzen, worin eine jede der drei schwierigen Sopranpartien (Margarethe, Valentine und Urban) die Kehle einer ersten Sängerin brauchen konnte. Bei den Ansprüchen nur, die unser Publikum bei dem allem macht, nicht allein gute Opern gut, sondern auch viele und neue zu hören, wäre es billig, wenn es auch die Nachsicht verbände, da es die Verlegenheit der Direktion kennt und dabei doch auch wieder Beweise hat, wie sehr sie sich im Schweiße ihres Angesichts abmüht, mit den vorhandenen geschmolzenen Hebeln, dieselben Massen wie früher in Bewegung zu setzen. So war es in der That eine Aufgabe, die Hugenotten allein mit unsern Mitgliedern zu besetzen, da wir so lange Zeit eine Reihe kleinerer und leichterer Operndarstellungen, einer fast eben so

langen Reihe von Gästen verdanken mußten. Aber Undank ist der Welt Lohn. Was in tausend andern Fällen nicht bemerkt wird, weil man entweder nicht davon unterrichtet, oder gerade nicht bei Laune ist, einen besonderen Werth darauf zu legen, machte man heute zum Verbrechen; nämlich, daß die Darstellerin der Margarethe mehrere ihrer Solostellen tiefer transponirte; und wirklich war diese verdienstvolle Sängerin schon verdammt, ehe sie noch zu singen begann, verdammt, während sie den Kenner durch ihren so geschmackvollen als kunstfertigen Vortrag, in hohem Grade befriedigte. Sie hätte aber heute dreist ihre Parthie so singen dürfen, wie sie geschrieben ist; man hätte, in der Meinung, daß sie transponire, sie dennoch verdammt, weil man es sich einmal vorgenommen hatte. Es bleibt immer eine sonderbare Erscheinung, wie sehr zuweilen eine vorgefaßte Idee Wurzeln faßt, und schnell ihr Unkraut weit um sich greifend wuchert. Daß die ersten und berühmtesten Gesangcoriphäen aller drei Nationen zu dem einfachen Mittel der Transposition greifen, um für sich zu hoch oder zu tief liegende Sätze, Nummern und ganze Parthien ihren organischen Mitteln anzupassen und nur so einen durchgreifenden, fesselfreien Vortrag möglich machen; daß z. B. um nur eine jener Coriphäen anzugeben, unsere gefeierte Sabina Heinefetter sich ganze Nummern, oft um eine Quarte herunter setzt und doch drastisch wirkt; daß sie es thut, um dadurch die wahrhafte Sünde melodischer Versetzungen und Zerstückelungen zu vermeiden (wie leider zu oft geschieht, wenn man entétirt ist, nicht zu transponiren, oder es im Ensemble nicht kann); daß der Komponist oft Ursache hat, es dem Sänger Dank zu wissen, wenn auf diese Weise (denn er kann doch nur in einer Tonart schreiben) seine Kompositionen würdig zur Sprache kom-

men; ja, daß die Effekte durch dergleichen Transpositionen, wenn es mit Einsicht geschieht und in Bezug auf die Analogie der benachbarten Tonarten, oft noch erhöht werden; daß in der Kammer unserer Opern-Regimen, was Transpositionen, Punktationen, melodische Versetzungen, Sprünge ꝛc. anbelangt, ganz andere Dinge vorgehen und nothwendig vorgehen müssen; — das alles fällt aus dem einfachen Grunde nicht auf, weil man es nicht weiß; und in dieser unserer Unschuld erscheinen uns dann Darstellungen als abgerundet und senza difetto, die doch Monate lang einer zweifelhaften Operation unterworfen waren! Nur heute war man plötzlich von einem heiligen Kunstfeuer ergriffen, war man durch und durch ästhetisch, klassisch; das crimen laesae der Transposition erfüllte uns mit Indignation. Man hätte vorgezogen, (ohne sich Rechenschaft ablegen zu können, was denn eigentlich Transposition und in wie fern sie zweckmäßig anzuwenden sei), die Partie der Margarethe verstümmelt, ohne Stimme hervorgequetscht zu hören, wenn es nur in der Original-Tonart geschah, und von in jeder Beziehung Illusionwidrigen Personen darstellen zu sehen, als daß man die Transposition dieser Partie und folglich die abgerundete und kunstfreie Repräsentation derselben geduldet haben würde. — Diesen Wahn mußte also eine Sängerin büßen, die uns so lange Jahre hindurch nur Beweise ihres schönen Talentes und schulgerechter Bildung gegeben, und deren Bestrebungen wir manche Oper verdanken, an deren Aufführung unter der nun einmal herrschenden Constellation für unsere Bühne nicht zu denken gewesen wäre. Kurz, unsere Margarethe wurde in jeder Nummer tüchtig gezischt, (eine Warnung für jedes reelle Talent); und das verursacht mir ahnungsvolle Träume! —

Joseph Gersbach's Liedernachlaß.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen: Mehrstimmige Gesänge für gemischten Chor und Männerstimmen. Herausgegeben durch Anton Gersbach." Diese Gesänge, wenn auch nicht vom Volke selbst ausgegangen, aber doch für dasselbe geschrieben, tragen ganz das Gepräge des deutschen Volksliedes an sich: poetische Kraft, Kunstlosigkeit seiner Dichtungen und Weisen, die der melodischen und rhythmischen Veränderungen und Umdichtungen nicht bedürfen, um im Volksmunde zum natürlichen und lebensfrischen Ausdruck zu werden, und metrische Einfachheit der Formen, in welchen Eigenschaften eben die große Familienähnlichkeit mit allen Volksliedern der Erde besteht. Wir dürfen daher erwarten, daß diese Gesänge, worin sich der deutsche Volkscharakter so bestimmt kräftig ausspricht, zur Nation selbst übergehen, sobald sich die ersten Kreise, ihrer Verbreitung, die von Schulen, Privatvereinen und Liederkränzen ausgehen müssen, erweitert haben werden. Ein Blick in die äußere Ordnung dieser herrlichen Sammlung zeigt uns 97 Gesänge. 90 davon sind bald 2 und 3 stimmig, meistens aber für Sopran, Alt, Tenor und Baß geschrieben, und oft auch wieder als Doublette für Männerquartette in den zweckmäßigsten Tonarten umgearbeitet zu finden. 7 melodieenreiche Lieder für eine Stimme mit

Clavierbegleitung, einen mäßigen Umfang nicht überschreitend, sind eine interessante Beilage. Ein Anhang von 8 geistlichen, wie oben in mehrfacher Anwendung gesetzten Lieder beweisen, daß der Herausgeber für Alles gesorgt hat. Des herrlichen Rückert'schen Chorliedes „vom Cölner Dom" aus Nägeli's Gesellschaftsliederbuch allbekannt, erfreuen wir uns mit der Concession jener Verlagshandlung auch in dieser Sammlung. Die Gedichte zu Gersbachs Melodien sind von Uhland, Rückert, Dach, Körner, Schiller, Göthe, Novalis, Otto von Löben, Salis, Voß, Hallersleben, Grisalin, Max von Schenkendorf, Giesebrecht, Claudius, Schmidt von Lübeck, Tiek, Reinhard, Wetzel, Hebel, Justus Kerner, W. Müller, Thorbecke und Klopstock, welche Namen die beste Empfehlung für einen Inhalt sind, der, weit entfernt modernen Geschmack zu girren, oder spitzfindige Moral einimpfen zu wollen, vielmehr eine kernhafte Volkspoesie verbreiten dürfte, und vollkommen entschädigt, für so viele dem Volke verloren gegangene Lieder.

Somit empfehlen wir mit dem besten Gewissen unserm deutschen Publikum den Nachlaß eines vaterländischen Meisters, der schon bei Lebzeiten (er starb im Jahr 1830) überall, wo noch deutsches Gemüth mitsang, den lebhaftesten Anklang fand. Wir verweisen hier auf seine 2 stimmigen Jugendlieder (Singvögelein) und seine 4 stimmigen Reiselieder (Wandervögelein). Das ganze Werk 224 Seiten stark, äußerst correkt und sorgfältig ausgestattet, stützt seinen enorm wohlfeilen Preis auf die Hoffnung, ein Allgemeingut des deutschen Publikums zu werden, und gibt neues Zeugniß von dem Kunstsinn seines Herausgebers und Verlegers.

Das heutige Virtuosenwesen.

Dieses läßt sich vielleicht in 3 Classen eintheilen. Wir wollen es versuchen: Die erste Classe besteht aus solchen, die ihre Instrumente nur als Pflugschar auf steinigem Acker gebrauchen, darum ihre Kunst nie recht genießen, und zuletzt ihren richtigen Standpunkt zur Gesellschaft ganz außer Augen verlieren

Diese aber zerfallen wieder in 3 Unterabtheilungen:

a) in jene einer ewigen Schülerschaar, die ihr Weichbild nie überschreitet, nur schüchtern auftritt, geringe Ansprüche macht, und sich im Grunde nur producirt, um in der lieben Vaterstadt sich mit Stundengeben artig zu ernähren. Sie ist sehr harmlos im Einzelnen, aber gefährlich im Ganzen, da gerade sie die ersten Begriffe über Musik in den sorglosen, noch für Gutes wie für Schlimmes empfänglichen jungen Verstand zu pflanzen hat. Schnell zugestutzte Lehrer schießen hier aus vielen bürgerlichen Ständen wie Pilze aus der Erde, und man weiß nie, wo der Schüler aufhört, und der Professor anfängt. Die eigentlichen Pädagogen der Musik sind sehr rar, werden es mit der Zunahme der Mode- und Occasional-Literatur stets mehr und sind im Ganzen leider nicht anerkannt.

b) In jene frühreifen bedaurungswerthen Wunderkinder, von speculirenden Aeltern auf die Folterbank der Virtuosität unbarmherzig angeschmiedet. Hier wird nicht mehr ehrbar declinirt: „die Kinder des Vaters" sondern „der Vater der Kinder." Diese excelliren nur so lange sie klein bleiben, und mit den Kinderschuhen, die indessen oft das chinesische Maas überschreiten, treten sie auch ihren Treibhausruhm aus. Mitleid und Anwartschaft auf die Zukunft halten uns eine wohlthätige Binde vor die Augen. Wenige wahrhaft Berufene ausgenommen (und wer kennte ihre Namen nicht?) sind noch alle diese Ephemeriden-Künstler in das ewige Chaos zurückgesunken. Wir finden sie meistens in der ersten Unterabtheilung wieder.

c) In jene heimathlosen virtuosi ambulanti, von denen es auch heißen könnte: „durchmißt die Welt am Wanderstabe, fremd kehrt er heim in's Vaterhaus," und die Jungfrau die ihm hier „erröthend mit verschämten Wangen" entgegen tritt, ist seine edle Muse, deren Liebe er in fremden Landen verrathen. Hoffnungsvolle Talente sehen wir hier nicht selten im Modegeschmack verderben. Sie verloren mit dem Muthe auch die Kraft, in's verheißene Land der Tonkunst zu dringen, und bleiben stecken in den Wüsteneien der heutigen Richtung. Nachäffer fremder Originalitäten, treiben sie mit ihrer Kunst völligen Wucher, durchziehen die Länder mit zwei bis drei harmonieleeren Effectstücken im Koffer, die sie überall zum Besten geben, und überblicken bei dem lustigsten Spiel trostlos die leeren Stühle. Trotz äußerer Vornehmheiten, prahlerischer Titelketten, trotz des Salontons ꝛc. sieht's im Innern doch sehr muthlos aus, und es hilft zu nichts, daß, ist unser Virtuos ein Deutscher, er auf seinen Stammbaum ausländische Reiser propft. Ihr ganzes Dasein ist auf Gewinn und Lob gerichtet, und des letz-

tern wegen wird nicht selten der erstere aufgeopfert. Wer nicht uneigennützige Freunde besitzt oder eigennützige erkaufen kann, ist oft zur Selbsthülfe gebildet genug!

Diese dreigetheilte Classe sollte en général die Unvermeidliche heißen, denn sie ist die zahlreichste und füllt die Erde soweit Musik ertönt.

Die zweite Classe besteht aus solchen edeln Geistern, die ihrem Glauben treu geblieben sind. Unbekümmert um Außenwelt und Kritik lebt der schlichte Künstler seinem innern Gott, und seine Virtuosität ist mit seinem Leben erwachsen, wie die Bewegungen eines gesunden Körpers mit den Bewegungen einer gesunden Seele. Seine ungekünstelte, oft derbe Genialität ist die Geburt jenes sich selbst genügenden Bewußtseins, das stets unsere größten Männer auszeichnete. In den glänzenden, wie in den dunkeln Lagen des Geschickes bleibt seine Kunst ihm Mittelpunkt. Sie mildert die Sonnengluth wie den Frost beider Pole. Wollte er auch, er könnte von seiner Kunst nicht lassen, die ihm Geliebte und Lebensgefährtin geworden ist. Er würde sie nicht für Kronen hingeben, obgleich er oft für Kronenthaler musiciren muß. So weit folgt er dem Machtspruch: „Verhältniß,“ aber nicht weiter, denn er darbte lieber, ehe er mit seinem Instrumente zum Kirmeßtanz der Mode aufspielte, oder es zum unterthänigen Diener dieser geschminkten Hofdame herabwürdigte.

Diese Classe ist klein, aber ihre wenigen Anhänger meinen es ehrlich mit der Kunst, und wenn je einmal einer von ihnen in die Regionen des Glückes hinaufgezogen wird, so bleibt er sich dennoch immer gleich, und mehr Liebenswürdigkeit hat man von seiner Galanterie nicht zu erwarten, als er in den untern Regionen beobachtet hat. Er bringt seinen Himmel mit, wo er

weilt, seine Ideenwelt, in der er glücklich ist, selbst da, wo seine Sterne untergegangen. Nach dem Urtheil des großen Haufens nichts fragend, ist ihm der Händedruck des Ebenbürtigen der liebste Sold.

Diese Classe wollen wir die solide nennen.

Dieser ganz entgegengesetzt ist die dritte Classe, die überschwängliche, unantastbare, die nur in höhern und aristokratischen Sphären schwebt. Virtuosen, die hierzu gehören, sind Kinder des Zeitgeistes, von ihm verhätschelt und verzogen. Leider haben wir es mit solchen zu thun, die unter andern Umständen Berufene gewesen wären, die mißbrauchte Kunst zu beschützen, die aber für ein Lächeln der Schlangengöttin Fortuna ihr Seelenheil, oder was bei dem Künstler eins und dasselbe ist, ihre Kunstunschuld verschrieben haben. Ich sagte leider, denn welche Haupttreffer für die heilige Musik gehen durch solche Principien verloren, durch welche die Kunsthallen zu Lotteriebureaus und die geistigen geflügelten Notenköpfchen zu starren Zahlen werden. Durch den Strahl der Glückessonne verblendet, geht von ihnen wieder Verblendung aus, wohin sich ihr Fuß, nein, ihr Siebenmeilenstiefel bewegt, denn durch die dicken Weihrauchswolken des Ruhms, der ihnen vorausposaunt, vermag die innere Wahrheit zu dem ewig kleinen Kinde, dem großen Publikum nicht zu dringen. Selbst der Denker bedarf seiner ganzen Geistesstärke, um unbetäubt, unverführt vom Orkan der verzückten Menge das echte Gold vom Flitter zu unterscheiden. Die Kritik kann ihn nicht bessern, denn er steht über derselben, „wolkenhoch über der Schußweite.“ Welche Pfeile hätte wohl auch ein Held zu fürchten, der mit härteren Metallen als mit Stahl, der mit dem Vorurtheil der Menge gepanzert ist. Wehe dem, der es wagte, auch nur ein Härchen

des Hermelins krumm zu heißen, der die geweihte Person eines solchen Tagesgötzen umschließt. Er würde wie ein Majestätsverbrecher vogelfrei, oder wenigstens als verrückt erklärt werden. Ich hasse ihn nicht, ich bemitleide ihn, wie den um seinen köstlichsten Werth bestohlenen Mann.

Blickt hin auf jenen blassen Gott, wie er mit stolzer Demuth auf die Tribune tritt. Hört, wie den Mann, der noch keinen Ton hören ließ, schon ein Triumpfgeschrei belohnt, das kaum dem Retter des Vaterlandes zu Theil werden kann. Er verbeugt sich nachlässig. Man sieht, daß sich in diese Verbeugung ein Zug des Spottes gegen eine Huldigung mischt, die jeden Augenblick auf dem Sprunge steht, sich statt der Pferde in seine Deichsel zu spannen. Blickt hin, wie die Verdienstorden verschiedener Classen an seiner Brust glänzen, und wie er die Lobsprüche einer sich an ihn drängenden beau monde als schuldigen Tribut hinnimmt. Stört ihn ja nicht, denn er spricht gewiß von wichtigen Dingen. Bist du nur ein Künstler, so wage nicht, dich durch diesen Kreis zu drängen, ihm traulich entgegen zu kommen, oder ihm gar collegialiter deine Rechte bieten zu wollen. Er wird dich fremd anblinzeln, obgleich dein Landsmann, in einer fremden Sprache dich anreden, und dir höchstens die Fingerspitzen des duftenden Handschuhs reichen. Drücke ihm die Hand nicht, denn du könntest ihm weh thun! Bringe ihm dein klopfendes Herz nicht entgegen, wie ein Bruder dem andern thut, denn auch in der Kunst gibt es jetzt eine Scheidewand, eine Heraldik. Siehst du, wie sein Gesicht nicht der Ausdruck heiterer Gemüthlichkeit ist, sondern wie seine ernsten, fein geschnittenen Züge, wie seine ganze Haltung den Diplomaten verkünden? Du fühlst dich beklommen, befangen in seiner Nähe, und hättest gewiß eher den Muth, einem Fürsten

aufzuwarten. Du trittst beschämt zurück, um dich nun an seiner Kunst schadlos zu halten. Jetzt greift er zu seinem Instrument, und in Grabesstille verwandelt sich das wogende Meer der glänzenden Versammlung. Der Virtuos ist eingepreßt zwischen hochbegeisterten Enthusiasten, die jeden Ton bei seiner Geburt zu verschlingen drohen. — So fange endlich einmal an, wackerer Künstler, und entschädige mich dadurch, daß du mich zu deiner Kunsthöhe hinauf ziehst; denn deine sociale Entfremdung von mir kann nur durch deine überwiegende, ästhetische Größe wieder ausgeglichen werden. Still, er beginnt. Ich horche lange und mit zurückgehaltenem Athem, und nehme die ungeheure Mechanik der Finger, womit er das bisher nicht Geahnete möglich macht, für ein Vorspiel des Eigentlichen. Bravo! Eine solche Körper- und Nervenkraft gehört auch dazu, um einen so gewaltigen Genius auszudauern. Ich staune in der That und werde fast verwirrt über die tausend buntfarbigen Kunststücke. Du bist ein Gott, der sich durch Gewitter ankündigt. Aber nun mach' auch fort, bleibe nicht bei spitzfindigen Sophismen oder prahlerischen Tiraden, nicht bei wunderschönen Gemeinplätzen oder dem pot à feu Geräusch des Variationen- und Bravourwesens stehen, das du auf uns herabstreuest; auch nicht bei jenem weichlich affectirten Vortragskampfe, der durch den schönen Ton eines wohltemperirten Instrumentes die Physiognomie tiefer Empfindung annimmt. Höre auf, mit deinen Gesichtsmuskeln mimische Studien zu machen, als vergingst du vor Rührung. Laß endlich auch die Eloquenz einer liebenswürdigen Weisheit von deiner Rednerbühne fließen. Gib uns in deinem Vortrage die goldene Einheit, und die geistige Sympathie irgend einer guten Composition, aber unzerstückt, ununterbrochen durch Bizarrerien, lugubere Leidenschaf-

ten oder Weltschmerz-Symptome. Gib uns — bist du ein Clavierspieler — einmal eine freie Phantasie mit einem elegant und sicher durchgeführten Fugenthema, wie es unsre einfachen Väter thaten. — Aber was höre ich! von dem allen nichts? Und du spielst schon eine halbe Stunde! Ich will dir die lange bunte Vorrede um des guten Inhaltes des Buches willen gern verzeihen. Aber gib uns endlich einen solchen. Beginne endlich, mein edler Künstler. Doch wie? du bist schon zu Ende, wischest dir den Schweiß von der Stirne, und stehst erschöpft auf. Das barbarische Geschrei, das dir die Menge entgegen tobt, kannst du kaum erwiedern vor Ermattung. Wird dir denn die holde Kunst zur Folterbank? Du hast also hiermit dein ganzes Capital an physischen und geistigen Kräften ausgegeben. Ich wollte erst anfangen zu genießen, und du hörst auf. Worin liegt der Zauber, der tausende von Menschen plötzlich in eines und dasselbe Gefühl zwängt. Sollten sie alle so reif sein! und dort steht ein schlichter Mann, der sein ganzes Leben lang die Kunst als sein Höchstes hielt, in der Ecke, verblüfft, entnervt und applaudirt, von der Lawine fortgerissen, wohl auch mechanisch mit, — aber als er nüchtern geworden, ist nur Kopfschmerz und Schwindel, aber nicht beseligender Nachklang zurückgeblieben. Die Männer rufen: „God dam! er ist ein Teufel!" — Die Frauen flüstern entzückt: „Es ist ein Engel!" — Ich stimme dem letztern bei. Ein Engel der Tonkunst, aber — ein gefallener!

Franz Lißt in Mainz.

Unwiderstehlich war der Drang, den Franz Lißt zu hören, denn da dieser Virtuose sich wie Thalberg nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, Frankfurt über die Achseln anzusehen, so blieb uns nichts übrig, als auf den Sehnsuchtsschwingen der Eisenbahn hinab zu fliegen nach dem uns so nah gezauberten, reisebewegten und jovialen Mainz. Es schlug schon halb 5 Uhr, als wir über die Brücke stürmten, und, gleichgültig gegen alle Naturschönheiten, die den Wanderer hier umkreisen, nur unser Kunstziel vor Augen hatten. Gigantische Plakate warfen uns an allen Straßenecken die Worte entgegen: Anfang 6 Uhr; und die Militair-Spaliere nicht achtend, die dem neuen Gouverneur zu Ehren aufgestellt waren, drängten wir uns durch Gaß und Gäßchen, um bei einem der Restore der deutschen Musikverlagshandlungen, dem ehrlichen Schott, unsere Karten zu holen. Hier hieß es nun freilich: Sie brauchen nicht zu eilen, meine Herrn, denn Herr Lißt beginnt erst um 7 Uhr. — „Und Marmorbilder steh'n und seh'n sich an" — so auch wir, da plötzlich die Verheißung, diesen Abend wieder bei den Unsrigen zu sein, zu Nichte wurde, und es wäre die tragikomische Hast, mit der ein Freund unserer Gesellschaft den Besorgnissen seiner Hausfrau durch schnelle Rückkehr zuvorkam, ein willkom-

menes Thema für den Pinsel eines Hogarth oder Teniers gewesen. Auch diese zweite Künstlerlaune verschmerzend, denn dieß war schon eine Vertagung von Lißt's Concert, zogen wir denn um 6 Uhr dem schönen Sale des Hofes zum Gutenberg entgegen. Aber die dahin führende Schwelle war noch unter den Händen der Maurer, und manch lieblicher Fuß mußte über Steine und Lücken schreiten, ehe er die Zaubergärten des Kunsttempels erreichte. Mir aber war es ein sinnig Symbol der Kunst selbst, zu welcher selten nur Blumenpfade führen. Der Saal war und blieb kaum zur größten Hälfte mit Auditoren gefüllt, dafür aber hatte sich auf dem Orchester nach und nach die Elite der Mainzer Notabilität im Halbkreise formirt, in dessen Mitte sich ein nackter Flügel erhob, stumm und isolirt, ein Eiland, das der Virtuose erst befruchten sollte. Ein zweiter Flügel stand seitwärts zur Reserve, und ein alter Stimmer paßte, mit seinem blanken Werkzeug bewaffnet, bedenklich in einer Ecke. Hinter dem leeren Stuhl vor dem Flügel hatte sich ein Corps von Musikern und Literaten postirt, unter welchen auch ich mich bescheiden verlor. Man hatte Muße, das Alles zu beobachten, denn es blieben uns noch volle ¾ Stunden bis zum Erscheinen des Künstlers. Peinlich vornehm, fast unheimlich war die Stille des Harrens, und schwül das Gemüth wie vor einem Gewitter. — Eine kleine Bewegung aber trieb bald die Spannung auf das Höchste, der Flügel wurde geöffnet, der Stuhl noch einmal zurecht gestellt, und geschäftige Adjutanten ließen die Nähe des Feldherrn ahnen. Dieser selbst aber befand sich noch in dem mystischen Versteck eines Conversationszimmers, welches von dem Orchester mittelst Schiebethüren getrennt war. Endlich theilte sich diese Wand, und durch den Halbkreis drängte sich ein hagerer Mann, etwa in

die 30, mit schmächtiger Taille, blaßem, etwas falbem Gesichte und grauen, stechenden Augen. Braungelbe Haare fielen über die denkende Stirne, und liefen im Nacken stumpf zu, nach Art der Bankiva Henne. Die Züge hatten einen fremdartigen, fast slavischen, etwas strengen, aber dabei geistreichen und höchst interessanten Ausdruck, und das Gespenstige dieser Erscheinung erhöhte noch der stereotype schwarze Salons-Anzug. — Dieses mußte Lißt sein, und schon deshalb, weil er, Ueberraschungen liebend, abermals die Zeit nicht abhielt, und 25 Minuten früher erschien, als er erwartet wurde. Nichts desto weniger rauschend empfangen, drückte er beide Hände devotissime vor die Brust, verbeugte sich mehrmal im Kreise so tief, daß sein Körper einen rechten Winkel bildete, faßte mit den weitgespreizten Fingern der rechten Hand in die Haare, mit der linken an den Magen — seine beliebteste Stellung — und setzte sich nieder. — Fing er denn nun an zu spielen? Gott behüte. Erst mußte noch einmal der Stuhl gewechselt werden. — „Geduld, wenn's Herz auch bricht!" — Dann setzte er sich zum zweiten Male zurechte, und nun — endlich ließ er los.... — Wenn ein verwegener Humor diesen Mann jüngst zum Gegenstand einer Carricatur gemacht hat, indem er am Flügel abgebildet wurde, mit dem ungarischen Säbel im Nacken, und an jeder Hand 10 Finger, so liegt darin doch eine ganz ernste Deutung; denn Lißt's Spiel ist allen Hierophanten des Klavierspiels ein ganz gewaltiges Schwert im Nacken, und er besitzt eine so gediegene Technik, daß zu Clementis Zeiten allerdings 20 Finger dazu gehört hätten, seine enormen Schwierigkeiten zu besiegen. Man erwarte nun das Unmögliche nicht, nämlich Lißt's Spiel zu analysiren. Entbehrt unsere musikalische Notation selbst der Zeichen, diese durchaus ungebundene,

alle bestehenden Formen überspringende und rhapsodische Spielweise zu bezeichnen, wie sollte das unmusikalische Wort hinreichen? Ich helfe mir am besten mit einem passenden Vergleich, indem ich Lißt in seinen Haupteigenschaften Paganini zur Seite stelle, dessen Spiel man auch mit eigenen Ohren hören muß, um sich einen lebendigen Begriff davon machen zu können. Es ist hier ebenfalls die Richtung, welche nie eine Schule bilden wird. Folglich stehen beide Virtuosen einzig da, und jeder Nachahmer Lißt's würde auch nur räuspern und spucken. — Das Fantastische und Fabelhafte in Wesen und Form, das Hinaufgeschraubte der Empfindungen, die leidenschaftliche Plastik des Vortrags, der Ausfluß eines überspannten und hypochondrischen Gemüthszustandes — auf der andern Seite auch wieder die ungezügelten Ausbrüche grillenhaften Humor's — in Summa mit dem geduldigen Wort: Romantik benannt — das sind die sympathetischen Pointen beider Virtuosen. Worin sie sich jedoch wieder trennen, ist die seelenvolle Lyrik, die gleich mildes Mondlicht durch Gewitterwolken unwiderstehlich in's Gemüth dringt. Hier ist der Markstein, den Lißt's Genius noch nicht überschritten, und wenn sein Spiel auch Bewunderung, Erstaunen erregt, ja, wenn es sogar hinreißt und begeistert — auch wohl verrückt machen kann .... rühren wird es selten. — Wie sein Spiel eine höchst geniale Auffassung und Repräsentation fremder Schöpfungskräfte ist, so besteht das, was er seine Composition nennt, natürlich auch nur aus kühnen, durch Pikanterien erweiterten und variirten Zusammenstellungen fremder Themata, was auch seine Indere zur Genüge ausweisen, die aller Orten sich gleichen; und es kann nur als eine Anerkennung seiner sprudelnden Genialität gelten, daß er solche Thema meistens unter das Scepter des Mode-

geschmacks stellt. Das muß wegfallen, um verschmerzen zu können, daß Lißt kein selbstständiger Componist ist, und alle seine Reminiscenzen, seine Orgien, seine Galops chromatiques u. s. w. mit noch so räthselhafter Technik, Geist, Weltschmerz oder Kobolderie vorgetragen, reichen nicht hin, ihm eine Stelle in das Pantheon der Aesthetik zu verschaffen. — Zu dieser Technik hinabsteigend, so liegt Lißt's Vorzug weniger in einem markigen und vollen Ton, als in der geschickten Behandlung seines Instruments, in der Donnergewalt des Fortissimo, wie in der reducirten Kraft des Piano und Mezza vor, woraus seine meisten Passagen bestehen, durch welche denn das Hervorheben der Melodieen oder einzelner Töne von einer traumartigen Wirkung sind. — Daß bei der Art, wie er die Tastatur anpackt, wie er mit gigantischem Nerv, namentlich der linken Hand, die Oktaven vor sich her geißelt und peitscht, daß da der Stimmer nach jeder Piece seine Rolle spielt, ist natürlich, und deshalb gereicht es dem Schott'schen Atelier zur besonderen Ehre, daß Lißt blos mit einem Opfer genug hatte, welches an andern Orten, namentlich in Wien, war er in seiner Vernichtungslaune, nicht der Fall gewesen sein soll. — Daß Lißt endlich, sich selbst genügend, in den meisten seiner Concerte jede andere Mitwirkung verschmäht, wollen wir ihm nicht zu sehr als Arroganz vorwerfen, da es seinen enthusiasmirten Auditoren wirklich schwer fallen dürfte, den Zwischen-Vorträgen anderer Künstler die gehörige Aufmerksamkeit und Achtung zu schenken. In dem heutigen führte uns der Zufall in Madame Duflot-Maillard eine Altistin von mehr Schulbildung und Bravour als von Stimme vor. Sie sang von dem Concertgeber begleitet eine Arie aus der Rossini'schen Soiré musicale und das beliebte „grace“ aus dem Robert; die erstere mit

Kunstfertigkeit, bei der zweiten langten die Mittel nicht aus. Diese abermalige Ueberraschung dankten wir der Galanterie des Virtuosen. Beide wurden hervorgerufen, Lißt und Madame Duflot-Maillard. — Wenn ich in meiner Einleitung etwas scoptisch war, so beschwört jeder Künstler selbst einen solchen Dämon herauf, der sich auf den Wogen eines Weltbeifalls als ein Zeus betrachtet, mit dem Publikum umspringt wie eine Kokette mit ihren Anbetern, und so jedes harmonische Verhältniß zu seinen Kollegen stört, die doch auch ihren Gott in sich tragen, wenn er auch keinen Donnerkeil führt. Es sei einem eignen Abschnitt vorbehalten, über dergleichen Apotheosen-Wahnsinn, die den Instituten das beste Mark aus den Knochen saugen, die Blitze eines gerechten Unmuths herabzuschleudern.

Franz Lißt in Frankfurt am Main.

Lißt, von unserer Theaterdirektion gewonnen, gab drei Concerte im Schauspielhause. Der Beifall, der ihm wurde, steigerte sich vom Enthusiasmus zum völligen Paroxismus. Seit dem Paganini und der Löwe hörten wir keinen ähnlichen. Das zweite Concert war verschiedener Privat-Soiréen wegen nur sehr schwach besucht, was übrigens den wackern Künstler nicht genirte, seine reichen Gaben in vollem Maaße auszustreuen. Dafür aber fanden sich beide Theile, Künstler und Direktion, beim dritten Concert wieder entschädigt. Lißt hat uns nun in diesen drei Concerten Gelegenheit gegeben, sein großes Pfund, womit ihn die Musen beschenkten, Granweise zu genießen. Wir haben die strotzenden Vorzüge wie die romantischen Verirrungen seines Geistes nach allen Richtungen verfolgt, und ich darf, ohne mit mir selber in Collission zu kommen, unsre Leser mit gutem Gewissen auf obigen Artikel zurückweisen. Alle Eindrücke seines Spiels, während dieser drei Concerte, so hinreißend sie auch waren, und wie sich dieses Spiel auch mehrseitiger und farbenreicher entwickeln mußte, es nahm mir dennoch nicht die Fassung des ruhigen Zuhörers, und führte mich immer wieder auf das Facit meines Urtheils zurück: daß Lißt's Technik

noch unerreicht ist, daß sein ästhetischer Gehalt in der Repräsentation fremder Schöpfungskräfte liegt, ja, sein Genius ihn zuweilen über dieselben erhebt, und daß in allem, was er auch spielt, ein dramatischer wahrhaft genialer Schwung, und ein hinreißender Zauber liegt; daß er aber bei alle dem, dem Waldstrome gleich, der seine Dämme durchbricht, weder Form noch Gesetz achtet, wenn ihn, was oft geschieht, seine Fantasie überwältigt, daß er auf diesem Wege nie eine Schule bilden wird, und daß er, mit einem Wort, der größte Effekt-Spieler ist, der je gelebt hat, weshalb sich auch alle Welt unter sein Siegespanier stellen wird. — Wer nun mehr Worte machen will, hat allerdings ein großes Feld vor sich. Die Ueberschwenglichkeit eines blinden Enthusiasmus muß man sich bei Zeiten abgewöhnen, will man selbst kritisch durchgreifen, und der wahre Künstler wird sich wahrhaftig nicht dadurch geehrt fühlen. Las ich doch kürzlich in der Wiener Theater-Zeitung Folgendes über den Sänger Duprez: . . . . „Wie auf krystallglänzenden Wellen schwebt seine Stimme, deren metallreicher Wohlklang sich auf den Flügeln des Gesanges zu wiegen, oder sonnend zu ruhen scheint. Es ist etwas Himmlisches in diesen durchsichtigen Lauten. Ist überhaupt der Ton, wie er sanft sich hebt, sich zum Bogen wölbt, und auf siebenfarbigen Silbersäulen wieder verschwindet und unsere berauschte Seele nach sich zieht, nicht vielleicht die Pforte, durch die wir einst in das höhere Sein eingehen werden?“ . . . . Und zürnte doch ohnlängst Jules Janin, daß man Lißt mit Paganini, und nicht Paganini mit Lißt vergliche! — Was soll man dazu sagen? Aber es gibt Leute, denen eine einfache Würdigung

nicht mehr genügt, die eine ruhige Darstellung für Kälte oder Philisterei halten und in ihrem Gemüths-Champagner-Rausche auf die losziehen, die sich in sich selbst zurückgezogen, und mit einer vernünftigen Ueberlegung abgefunden haben. Denn wie in der moralischen Welt, so dürfte es auch in der artistischen immer gut sein, nicht in der ersten Hitze zu handeln, oder gar drein zu schlagen, wo dann gewöhnlich das Kind mit dem Bad ausgeschüttet wird. Seitdem ich aber selbst urtheilsfähige Künstler den Verstand mit dem Herzen in lichte Flammen habe aufgehen sehen, nehme ich mich doppelt in Acht, und bringe so schnell als möglich meinen Kopf in Sicherheit, d. h. in das Asyl vernünftiger Beschauung. Das Mittel war immer probat. Was soll denn die Kritik? Der Welt ein Fieber mittheilen, oder, erhaben über die Bestechlichkeit äußerer Kunsteindrücke, ihr besonnene Wahrheit geben? Die Frage beantwortet sich von selbst, und ich denke, wer mit Sorgfalt zu Werke geht, hebt einigermaßen das Mißtrauen auf, das mehr oder weniger auf dem persönlichen Raisonnement lastet. — Um also wieder auf Lißt zurück zu kommen, so rechtfertigt er in dem Weber'schen Conzertstück, in dem Hummel'schen Conzert H Moll, und in Beethoven's Fantasie für Pianoforte mit Gesang und Chor den Ruhm ächt geistiger Auffassung und Darstellung klassischer Werke, in welchem ein weit größeres Verdienst liegt, als nur immer sein eigenes Echo zu sein, wie das leider bei so vielen „Dutzend-Concertgebern" der Fall ist, die ihre ohnmächtigen Geistesprodukte durch die Spirituosen des Mechanismus vor Fäulniß bewahren müssen. Hierin ist Lißt Poet und Darsteller zugleich, und nur der kann ihm hier den Sieg streitig machen, der es versteht, die Schönheiten fremder Compositionen durch Schönheiten eigner Erfindungen zu bereichern

und zu erheben, wie Lißt es thut, ohne sich aber dabei gewisser Effektmittel zu bedienen, die bei unseren Virtuosen stereotyp geworden sind, als: unausgesetztes Pedalwesen, ferner Donner der Bässe, Wetterleuchten des Diskants, das Wagengerassel chromatischer Läufe, Stakkato's von Oktavengängen in Prestissimo u. s. w. Die übrigen Piecen, die Lißt Solo vortrug, als: Schubert's Ständchen, Ave Maria und Erlkönig, neapolitanische Tarantellen, das Andante aus Lucia di Lamermoore, Galope chromatique, das famose Hexameron, sein ungarischer Marsch und Mazurka's von Chopin enthalten nun ohne Beschränkung alle jene Realitäten und fantastischen Auswüchse, die den eigentlichen Nerv seiner Virtuosität bilden. Und hier tritt Lißt's Vollmaß seiner Technik so sehr in's Leben, hier paaren sich feiner Geschmack und Bizarrerie, gigantische Kraft und süße Schwärmerei, wahnsinnige Begeisterung und Kokette- rie, Grazie und Furie so bilderreich und harmonisch verschmelzend mit einander, daß ihm das Prädicat: vollendet und einzig mit Recht zukommt. Gewinnt er sich in jener wahrhaft klassischen Sphäre den Kennerbeifall, so ist er hier der Allgewaltige, der Alles, was Sinne hat, überwältigt und schonungslos mit sich fortreißt hinauf zum Adlerhorst der kühnsten Virtuosität. — Den Schluß dieser Concerte machte eine Fantasie über gegebene Themata, vom Publikum vorher in eine Urne geworfen. Ich hätte gewünscht, hier zu guter Letzt nicht noch einmal Gelegenheit zu finden, ihm selbstständige Geistesproductivität, als seine schwächste Hälfte bezeichnen zu müssen. Wer die Natur der musikalischen Fantasie kennt, oder wer Hummel — den letzten jener Meister einer gediegenen Zeit — in unsere Mauern hat fantasiren hören, wird wissen, daß trotz der ungebundenen Bewegung in allen einzelnen Theilen, den-

noch Ordnung und Einheit herrschen, und daß dem Geiste ein Ideal vorschweben muß, ohne welches alle Farbenpracht poetischer Malerei, nur ein buntes, zufälliges Kaleidoscop ähnliches Gebilde ist. Lißt's Fantasie war eine leicht geschürzte Folge sich durchkreuzender Gedankenblitze, war durchaus nur subjectiver Gefühlsausdruck aus dem Stegreif in tausend flüchtige Tinten von Schatten und Licht getaucht, wobei dann wieder alle jene Trümpfe ausgespielt wurden, womit er immer sein Spiel gewinnt. Von jener Gedankeneinheit und Logik, oder von der Durchführung einer Fuge war keine Spur zu finden. Jedenfalls war sein schwieriges Argument eine gebundene und keine freie Fantasie, da derselben drei Themata zu Grunde lagen, die mit einander zu einem Ganzen harmonisch verwebt werden sollten! Es waren dies vom Publikum selbst gewählte, und bestanden in Mozart's: Finch'han dal vino und Non più andrai, und im Bellini'schen Duett: Nira, o Norme, tuoi ginochi. Ueber die Zusammenstellung dieser drei Themata wollen wir eben so wenig mit dem Publikum rechten, wie über die Ausführung mit dem Virtuosen. Man kann in Allem nicht gewaltig sein. Worin es Lißt ist, glaube ich wiederholt dargethan zu haben. Die Manipulation wegen der Wahl dieser Thema's war eine Spielerei mit dem Publikum, ganz à la Langenschwarz, hier ohne Reiz der Neuheit und bereits sattsam abgenutzt. Auch hätte es der schlecht beschriebenen Notenblätter nicht bedurft, die sich in der Urne vorfanden, um darzuthun, daß Lißt zu den ersten a vista Spielern gehört. Der Virtuose wurde nach jeder Nummer, die er spielte, gerufen und war, trotz natürlicher Erschöpfung, mehrmal so gefällig, Lieblingspiecen zu wiederholen. Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, jedesmal auch der Instrumente zu geden-

ken, die sich ein Künstler zum Organ gewählt hat. In Lißt's Concerten rivalisirten drei stattliche Flügel von Erard in Paris, von Streicher in Wien und von Greiner in Bockenheim; und es wurde einem ganz bange um's Herz, diese drei tönenden Memnon's nach einander sich drohend aufstellen zu sehen. Weit entfernt, die vortrefflichen Arbeiten Erards antasten zu wollen, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Kraft und das Volumen des Tons immer noch mehr zu verstärken — wodurch nur zu befürchten ist, daß der Virtuose stets mehr verleitet wird, von dem Wege der Natur, Simplicität und Grazie abzuweichen, und stets nur die gewaltige Faust üben muß, um den gewaltigen, orgeltiefen Tastenfall wie einen Feind zu bändigen — so ist es doch eben, was an Streicher so höchst achtungsvoll, daß er seinen bereits seit hundert Jahren in seiner Familie bestehenden Geschäftszweig immer mehr bemüht ist, vor jeder Uebertreibung zu bewahren. Wer es liebt, das Clavier, — (und wer blickte nicht mit lehrreicher Aufmerksamkeit auf die Kindheit dieser Instrumente zurück, auf den rohen Pantalon, den Streicher's Großvater, Anton Stein in Augsburg, durch die wichtige Erfindung der Auslösung erst zum jetzigen Piano umschuf,) — mit einem Wort, zum O r c h e s t e r — I n s t r u m e n t zu machen, der wähle Conrad Graf in Wien, Broadwood oder Pape in Paris, Collard in London, die neuen B. Schott'schen in Mainz und ähnliche. Wer aber m i l d e r e Geister aus diesem Tastenmeer heraufbeschwören will, d. h. in ihrer Purität und Natürlichkeit, wer die schönen Wirkungen eines gesangreichen, mit der edelsten Kraft und Zartheit gepaarten, durchaus egalen, von allem Pochen und jeder Beimischung befreiten Ton liebt, der wähle unsern J. B. Streicher. Ihm wird das Schönheitsgefühl den Preis zuerkennen, wie

jüngst das Beurtheilungscomité der Gewerbsprodukten-Ausstellung in Wien, ihm den ersten Preis der goldenen Medaille unter 17 Chef d'oeuvres zuerkannte. Wohl fühlend, welcher Geist in diesem Corpus wohne, wählte Lißt ihn zu dem Hummel'schen Concert, und es war in der That eine Bewegung des Wohlgefallens im Publikum unverkennbar, als der Virtuose, da kaum die letzten Töne des Erard'schen verklungen, sich unmittelbar zu dem Streicher'schen wandte, worin denn eine Sanction meiner Meinung liegen mag. Die solide Bauart des Greiner'schen Flügels verdient volle Anerkennung, nur war es gewagt, ihn, in dem so weiten Raum, der Vergleichung mit Erard und Streicher preiszugeben. Dadurch mag sich natürlich ein etwas Messingartiger Timbre im Diskant mehr hervorgehoben haben, was sich im geschlossenen Salon, wo ich ihn hörte, sehr verminderte. Dieser Wink möge diesem neuen Atelier von Nutzen sein. Außerdem waren die drei Concerte des Virtuosen würdig unterstützt. Die Ouvertüre von Tell, Euryanthe, Wasserträger, Oberon, der Besuch im Irrenhause (von J. Rosenhain) und Sommernachtstraum gingen den Abtheilungen vor, und die Vorträge der Damen Capitain und Kratky, der Herren Pischek, Dettmer und Granfeld bildeten die Zwischensätze.

Das erste Concert des Herrn Sigismund von Thalberg zu Frankfurt a. M.

Wie jener griechische Priester auf die Frage: „wie sich Neapel zu Konstantinopel verhalte", antwortete: ante questa è una città! (auch dieses ist eine Stadt), so enthalten wir uns gleich vorn herein aller Parallelen, und rufen freudig aus: „Auch dieser ist ein Künstler!" Wir könnten ja eben so gut z. B. sagen: Hummel sei der Göthe, Chopin der Jean Paul, Lißt der Shakespeare und Thalberg der Schiller des Clavierspiels u. s. w., aber haben solche unstatthafte Vergleiche jemals zu etwas mehr, als zu Paradoxen geführt? Wer möchte sich den Genuß der Ananas verkümmern, weil sie nicht nach dem Pfirsich schmeckt, und wer möchte die Rose tadeln, weil sie nicht nach der Nelke duftet? Aber wie der Mensch immer nur in der Zukunft oder Vergangenheit schwelgt, und selten die Gegenwart recht genießt, so extravagant ist er auch in der Kunst. Ihre angestaunten Sterne durften von je her nie allein strahlen, sie sollten auch noch Licht von ihren Nachbarsternen empfangen. Bei der meisterhaften Nettigkeit einer Sonntag wurde der Malibran Tonvolumen vermißt, in der Flöte Drouet's vernahm man die Nachtigall Dulon schlagen, nnd eines Lißt kann man nur froh werden, wenn man gar — nach Paganini schielt u. s. w. Wir haben es aber hier mit Thalberg zu thun, der, weil er eben Thalberg ist, kein anderer sein kann.

Wir können seine Individualitäten eben so wenig einem andern Genius danken, als ihn tadeln, daß ihm Eigenthümlichkeiten anderer Genies mangeln. Von je her war mir der verdächtig, der mit fremder Eigenthümlichkeit prunkte; denn wenn er auch Staunen erregte, so war er doch gewiß nie selbstständig. Und dieses eben, diese Selbstständigkeit ist's, was Thalberg vor so vielen andern Pianisten auszeichnet, die man, wenn auch nur fixer Ideen wegen, unter die Fixsterne versetzte; und wenn unsere Kritik ihn nicht mit Ueberschwenglichkeiten betäubt, wenn sie zur Bezeichnung seines Spiels noch Worte findet, so ist das nur ein Beweis, daß sein Spiel uns selbst nicht betäubt und zu unserm Herzen und Verstande gesprochen hat. Vor Allem ist Thalbergs Spiel Resultat eines geistigen Princips. Vor allem regen sich die Geister des innern Menschen, ehe ihre Zungen sie verkünden, und sein Gemüth wird dabei nicht durch die galoppirende Schwindsucht der Mechanik aufgezehrt. Es ehren ihn die Wahrzeichen des ächten Künstlers: Ruhe und Würde. Ist bei so vielen Neueren der Vortrag die Wirkung der Speculation, sind die Effekte die Ursachen dieses Vortrags, so ist das bei Thalberg umgekehrt. Von einem poetischen Lebenshauche wird sein Saitenmeer bewegt, und zartes Wellenrauschen wie tosende Brandung sind die natürlichen Wirkungen desselben. Sein Cantabile hat er von den Sängern der italienischen Oper in Paris abgelauscht, und Sänger können wieder bei ihm in die Schule gehen. Seine Bravour besteht aus Perlenschnüren, von den Grazien kunstreich zusammengereiht, und logische, nicht zufällige Vertheilung von Licht und Schatten gestaltet das Alles zu einem schönen abgerundeten Ganzen. Thalberg nimmt nicht etwa nur ein Gefühl in Anspruch, er beschäftigt nicht nur momentan, so daß man während seines

Spiels hinaus gehen könnte, und wiederkommen, ohne den gestörten Zusammenhang zu empfinden; Thalberg beschäftigt, so lange er spielt, den ganzen Menschen, und jede Störung in der Zeit, würde auch eine Lücke in seiner Empfindung hervorbringen. Thalberg's Begeisterung endlich ist nicht das Werk einer inneren Zerrissenheit, sondern gebildeter Gefühle und wohlgeordneter Gedanken, jedem verständlich, dem Priester und dem Laien. So soll ein Künstler schreiben und spielen, und so schreibt und spielt Thalberg. Es that mir immer wohl, daß auf die Compositionen unsers deutschen Landsmannes nicht auch wieder Julius Krais treffendes Wort anzuwenden ist: „Was steigen dir für Blasen aus dem Schaum des heißen Sprudelkelchs der Phantasie?" und daß endlich einmal wieder die Effecte reine Wirkungen einer musikalischen Rhetorik sind. Dabei ist Thalberg ein schöner Mann von gesundem und vernünftigem Aussehen, der nach jedesmaligem Spielen nicht etwa erschöpft in die Knie brechen will, und mit interessanter Nervenschwäche kokettirend, sich den Todesschweiß von dem hektischen Antlitz wischt, sondern der, entfernt von aller Fantasterei, die ruhige Haltung des einfachen Künstlers bis zum Schlusse behauptet. — Auf den technischen Theil seines Spiels zu kommen, so besteht sein Hauptvorzug unstreitig in der Großartigkeit des Tons, den er dem Piano zu entlocken versteht, und, umkreis't er mit Passagen, deren Schwierigkeiten an's Fabelhafte gränzen, die mächtig hervortretenden Tonstrahlen seiner Melodieen, so möchte man an seiner Identität zweifeln, so glaubt man zwei Meister an zwei verschiedenen Flügeln spielen zu hören. — Wie nun in Bezug auf jenes geistige Princip, in Verbindung mit dieser hervorstechenden Eigenheit, Thalberg unerreicht, vielleicht unerreichbar

dasteht, so wird es sehr begreiflich, daß man seine Compositionen, um sie ganz verstehen und würdigen zu lernen, nur von ihm vorgetragen hören muß, und viele Verehrer mögen sich ein gutes Muster davon abschneiden, um sie nicht zum Aergerniß der Aesthetik ferner zu radbrechen. — Es ist uns selten schwer geworden, bei den Coriphäen des Clavierspiels auch Schattenlinien herauszufühlen, bestanden diese nun in der Geschmacksrichtung, in der geistigen oder technischen Grundlage; aber hier müssen wir Vollendung zugestehen, und behaupten mit der aufrichtigen Ueberzeugung, daß Thalberg auf Classicität begründeten Anspruch machen kann. Er spielte drei Piecen*) bei vollem Hause, trotz der erhöhten Eingangspreise, was am ersten Weihnachtsfeiertag viel sagen will. Der Beifall war natürlich enorm. Der Flügel, den er spielte, dürfte am ersten den Streit von Streicher's Gegnern beenden, die behaupten wollen, ein Streicher hielte ein nerviges Spiel nicht aus. Im Gegentheil wird man sich erinnern, daß jüngst bei einem ähnlichen Concert eine weltgepriesene überseeische Firma unterlag, während heute unser deutscher Landsmann tonvoll, ungeschwächt und rein gestimmt bis an's Ende allen Angriffen des Virtuosen Trotz bot, und ein Reserve-Flügel von demselben Werkmeister nicht benutzt zu werden brauchte. Daß er ein würdiges Organ Thalbergs gewesen sein muß, beweist am besten dessen Wahl.

*) Fantasie über Motive aus Moses, Ständchen und Menuett aus Don Juan mit Variationen, und Caprice über Motive aus der Somnabula. Beide letzteren Piecen sind bei Schott in Mainz im Druck erschienen.

Eine Martinée musicale aus dem Stegreif bei Wilhelm Speyer.

Am 4ten Oktober, gerade am Tage des heiligen Franziskus kam Franz Lißt auf seiner Reise nach München durch Frankfurt und logirte, wie gewöhnlich im römischen Kaiser. Es war nie meine Sache, mich an die Ferse durchreisender Kunstnotabilitäten zu hängen, damit auch ein Strahl ihrer Sonne auf meine Wenigkeit falle. Auch habe ich mich schon zu entschieden gegen die Abgötterei ausgesprochen, die das Publikum mit den Kunstlaureaten unserer Zeit treibt, um plötzlich in der Antichambre eines Clavierspielers zu stehen, wenn auch mit kerzengradem Rücken. Aber diesmal vereinigten sich Umstände, die mich veranlaßten, mit dem ehrenfesten Schott aus Mainz und Heinrich Esser (ein seltener Fall, daß alte Verleger und junge Componisten Hand in Hand gehen,) nach No. 34 zu steigen. Anstatt aber anzuklopfen und hinein zu gehen, fragte uns ein Kammerdiener draußen, ob er uns anmelden solle. Anmelden, ein Wort, mir so zuwider, wie aufwarten. Es erinnert, daß es auch in der Kunst eine Aristokratie gibt. Ich wäre sogleich wieder umgekehrt, hätte Schott lächelnd die Thüre nicht selbst geöffnet. Was sich ein Verleger nicht alles erlauben darf!

Ich stand vor Lißt, dem Bezauberer aller Herzen, dem Manne, der mit jedem Finger sich vielleicht schon 100,000 Thaler erspielt hat, und zwar in dem Alter, in welchem Mozart nichts hinterließ; vor dem Manne, dem man, hätte er zu Amphions Zeiten gelebt, Schuld gegeben, Steine hätten sich bei seinen Tönen zusammengefügt zum unsterblichen Bau, Stiftungen seien aus der Erde gestiegen, und Bettler Könige geworden.

Mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit trat er uns entgegen, sagte mir herzliche Worte, und bot mir sogleich eine von seinen Cigarren an, die in großer Auswahl in blauen Düten auf dem Tische lagen, zwischen Album und Lektüre neuerer Zeit. Ich traf Pischek und Speier und zu meiner großen Freude auch Lefèvre aus Köln, der Lißt auf seinen Reisen als Freund und vielleicht auch als Geschäftsführer begleitet. Das Gespräch gebar der Zufall, es war nicht von besonderem Interesse. Man reichte uns Kaffee und eau de noyaux. Lißt schien mit Schott Geschäfte abzumachen, und das zerbröckelte unsere Unterhaltung. Die Abrede war aber, uns Morgen bei Speier zu sehen, wo Pischek Esser's Ballade, des Sängers Fluch singen sollte, denn noch kannte Lißt nichts von dieses Componisten Feder.

Am andern Morgen traf ich noch Vollweiler, Aloys Schmitt und dessen talentvollen Sohn dort und einige Fremde. Lißt kann sehr herzlich, ja hingebend sein, das sprach sich in der Umarmung eines Freundes aus, der unerwartet zur Thüre hereintrat. Meine vorgefaßte Idee, das Lißt nur ein berechnender Diplomat sei, war bald verschwunden. Im Gegentheil fand ich in seinem Benehmen jene alles gewinnende Freimüthigkeit und eine Chevalerie in seinem Wesen, die mich über-

raschte. Auch heute wurde stark geraucht, und der freundliche Wirth scheint einigen Werth auf sein Cigarren-Depot zu legen. Um 11 Uhr brachen wir auf, und zu Speier. Ich fürchtete, er würde den ganzen Cometenschweif, der gewöhnlich hochstehende Künstler begleitet, mit eingeladen haben. Aber wir waren ganz unter uns. Speier's Familie, Lißt, Pischek und ich. Lefèvre war schon nach München vorausgereist. Speier ist Gatte, Vater, und als Künstler unabhängig. Ein seltenes Glück. Seine Frau, eine sehr gebildete Dame, ist die Schwester des Fräuleins von Goldner, für welche André seine schönsten Lieder geschrieben hat. Speier bewohnt ein Haus auf dem Wall mit freundlichen Räumen. Fast in jedem Zimmer steht ein Flügel, aber der beste im vierten Stock, in einer geräumigen Mansarde, mit weiter Aussicht über die Dächer weg in's Freie. Das ist Speiers Parnassus, wenn er der Handelskammer entflieht. Auf dem Flügel lagen Werke von Spohr, Mendelssohn, Cherubini, die Bachischen Fugen, und die bei Schott erschienenen und ihm gewidmeten Männerquartette von Lißt. Lißt war gleich zu Hause, und ich bewunderte seinen Redestrom, womit er Altes und Neues, Wichtiges und Richtiges durch einander heraussprudelte. Aber sein Redestrom ist klar, denn man sieht auf dem Grunde gleich hellen Steinen, viele gesunde Gedanken. Auch ist er im Ganzen ruhiger geworden, denn er versinnlicht nicht mehr, wie früher, die Sprachenverwirrung Babylon's. Nun ging's zum Flügel, aber Pischek, von dem thurmhohen Steigen fatigirt, wollte noch ausruhen. Lißt präludirte in ganz gewöhnlichen Gemeinplätzen. Wir spitzten die Ohren, gruppirten uns, und dachten: es würde losgehen. Aber es ging nicht los, und so mußten wir ihn ersuchen zu spielen. Er versicherte aber ganz unschuldig: er könne nichts, — und

Pischek, fast verdrießlich, nahm nun seinen Sängerfluch — etwas à propos — zur Hand. Ich freute mich heimlich, daß Lißt nun in Verlegenheit kommen müsse, denn die Begleitung ist enorm schwierig, und schon der poetischen Auffassung wegen möchte ich niemanden rathen, sich so mir nichts dir nichts hinzusetzen, als ob er „sul margine d'un rio", oder „blühe liebes Veilchen", vor sich hätte. Aber nun fehlen mir die Worte. Ich hielt es bis jetzt für unmöglich, daß man, gänzlich unvorbereitet, so vollendet auffassen und produciren könne. Ich kannte die Ballade bei ihrer Entstehung und vom Museum her, aber so kolossal ist sie mir nie erschienen. Wie einen Feuerstrom wälzte Lißt die Masse seiner Töne über die Tasten hin, Mechanik, Tempo und Undulation gleichzeitig gebärend, den Sänger begeisternd und von ihm begeistert. Das war die Wechselwirkung echt poetischen Fluges. Vor einem tausendköpfigen Auditorium hätte Pischek nicht ehrgeiziger singen können. Eine Steigerung erzeugte die andern, und bei den Worten des Fluches: „Weh' euch!" ergoß sich Schauer durch unsere Glieder. Wäre doch Esser dabei gewesen, oder dessen ehrwürdiger Vater, der Oberhofgerichtsrath in Mannheim. Als die Ballade zu Ende war, blieb alles eine Zeitlang ganz stille, denn es gibt Eindrücke, die sich nicht anders kund geben können. Pischek's Wangen brannten und gedankenvoll ließ er das Blatt sinken. Lißt blätterte noch lange nach, einzelne Schönheiten citirend, dann mengte er Chocolade unter Kaffee, ließ es kalt werden nnd meinte: das sei gut gegen Echauffement. Er gestand, daß solche die wahren Schäferstunden der Kunst seien; in den Concerten sei er zu Hause, und Salon-Musik mache ihm Migräne. Aber wenn der Genius sich frei ergießen könne nach allen Richtungen hin, und verstanden werde

von ein paar tüchtigen Köpfen, dann schwebe er in seinem Elemente. Ich sah ihm an, daß das sein Ernst war, denn einmal angestochen vom Spiritus der Kunst, brauchte man ihn nun nicht mehr zu bitten, daß er spiele. Er gab uns Polka's, Mazurka's und ungarische Tänze in den pikantesten Verwickelungen der Chromatik zum Besten, und jauchzte dazu die Jubelstellen ihrer Nationalgesänge; dann sprang er auf und imitirte stampfend einige ungarische Pas mit dem ganzen Uebermuth eines wie in Opium getauchten Humors. Lißt kam mir vor wie der scharf geladene Conduktor einer Elektrisirmaschine. Wenn man ihn berührt, sprühen Funken heraus. Wir fühlten uns selbst mit elektrisirt. Wir saßen und standen um ihn herum, und ließen ihn gerne gewähren. Es ist doch etwas Erhebendes um einen Künstler, der sich frei fühlt, und in diesem Gefühl sich gehen läßt, wenn er auch zuweilen ausschlägt. Ich glaubte früher zu bemerken, daß Lißt, saß er am Flügel, mit seiner Mimik affectire. Es ist aber nicht so. Es liegt in seinem Wesen, daß seine Züge während des Spiels sprechen, gleich denen eines Menschen, der lebhaft denkt, oder ein interessantes Buch liest. Lißt gab sich hier so ganz natürlich, daß jener Vorwurf ihn nicht trifft. Nun wurden Lieder von Speier vorgenommen. Die „Retraite" und die „drei Liebchen" waren für Lißt beide unbekannt. Zuerst begleitete eine Tochter des Componisten, schüchtern zwar im Angesicht des Maestro, aber von dem Gedanken: es muß, und von dem Bewußtsein der Sicherheit ermuthigt. Es bleibt doch eine ausgemachte Sache, daß die Gegenwart wahrer Künstler encouragirt. Dann begleitete Lißt, und wieder mit der ihm eigenen Totalität, die geistiges und mechanisches Prinzip zusammenschmilzt. Doch spricht er mit Emphase von Rossini's Begleitung. Speiers Lieder

sind in melodischer, wie in rhythmischer Beziehung vortrefflich, und es ist kein Wunder, daß sie, wenn auch nicht volksthümlich, doch publikumsthümlich geworden sind; denn für das Erstere sind sie zu kunstreich gebaut, und erfordern zu viel Gesangsbildung. Sie haben aber dabei das für sich, daß sie durch den Sänger nicht leicht verdorben werden können, weil ihre Melodieen unter allen Bedingungen leicht in's Ohr fallen und von mäßigem Umfang sind. Trotz ihrer Complicirtheit liegt viel Natur in ihnen, weßhalb sie eben gesucht und gerne gesungen werden. Auch hier ging Lißt wieder auf die Perlenfischerei, und unsere Beschäftigung dabei wurde am Ende lehrreich. Die „drei Liebchen" sang Pischek mit so viel Glut des Vortrags, daß Lißt den Componisten und den Sänger beim Kopf nahm und beide abküßte. Nun war der Humor losgelassen. Lißt war unerschöpflich im Erzählen von seinen Reisen und Anekdoten, deren er eine frappante Sammlung hat. Sein Urtheil ist allerdings nach dem Geist unserer Zeit, aber er trifft meistens das Rechte, und hat mich in der That aufmerksam gemacht, daß unter 199 deutschen Liedern sich wenigstens 99 an langsamer Sentimentalität gleichen. Unsere Antigone hat ihn in Beziehung auf Darstellung, größtentheils gepackt, wie er sich ausdrückt, aber er habe nicht Ursache, von unsern Darstellern blind eingenommen zu sein, wie wir, und glaubt, zu griechischem Spiel und Kostüm gehören auch griechische Formen und vorzüglich Organe. Er habe noch nicht gelernt, so wesentliche Eigenschaften zu abstrahiren. Von Guhr meint er, der paßte gar nicht für Deutschlaud, der hätte Quecksilber in den Adern. Das Tempo seines Lebens sei strepitoso, hinter welchem der deutsche Sänger immer wie am Schlepptau zurück blieb; aber er hätte noch deutschen Sinn genug übrig, um

französische Uebereilung zu zügeln und zu regeln. Mit der Kritik hat Lißt abgeschlossen. Er fühlt sich berufen, seinen begonnenen Weg zu verfolgen, und er müßte irre an sich werden, wenn die Kritik im Stande wäre, ihn davon abzuhalten. Er glaubt sich fest zwischen dem Zuviel des Lobes und einseitigem Tadel. Er sucht nun ein französisches Libretto oder auch ein deutsches, wenn es pikant ist. In diesem Falle würde er es in's Französische übersetzen lassen, da in Deutschland mit einer neuen Oper aufzutreten nicht der Mühe werth sei *). Das Nomaden-Leben endlich scheint er satt zu bekommen, und nach und nach mit dem reellen Genuß des bleibenden Schaffens, des Componirens, vertauschen zu wollen. Solche und viele andere Dinge, direkt aus dem Munde eines berühmten Mannes immer interessant, wechselten dann wieder mit musikalischen Impromptus, wobei sich auch Pischek als geschmackvoller Clavierspieler zeigte. Endlich fing Franz Lißt sogar an zu singen. Manche können von ihm lernen, wie man ohne Stimme vorträgt. Denn die lebhafteste Sprache der stechenden grauen Augen, bald freundlich, bald düster, wie es der Inhalt des Textes erfordert, und der verführerische Mund, etwas Röthe dabei auf den blassen Wangen, machen bald den mangelnden Timbre des Organs vergessen. Man fühlt in der That, daß der sprechende Geist der Züge, und nicht die Regelmäßigkeit blühender Gesichtsbildung liebenswürdig macht. Da nun einmal alle Götter der Unterhaltung losgelassen waren, wurde ich selbst so verwegen, meine Monodie „ach ihr Leutchen, laßt euch sagen, daß ich nicht bei Stimme bin" (ein Lied auf einen Ton) zum Besten zu geben, was bei so aufge-

*) Wir bedanken uns für dies Compliment.

regter Stimmung viel Spaß machte. Etwas aber fiel auf, und schien besonders für Pischek empfindlich. Schon im Hotel hatte nämlich Lißt diesem Sänger eine Melodie über ein bekanntes Gedicht aufgeschrieben, und hier von ihm a vista singen lassen. Die Melodie ist anmuthig und hat neue Modulationen. Pischek hätte sie sicher in Ehren gehalten. Da, plötzlich von einer bizarren Idee erfaßt, ergriff Lißt das Blatt, zerriß es, und warf die Stücke zum offenen Fenster hinaus. Wenn das zur Zeit seiner Apotheose in Berlin geschehen wäre, es hätte zu einem Volksauflauf Anlaß geben können. Ich schaute auch besorgt zum Fenster hinaus; aber es blieb ganz ruhig, es ging ohne Blutvergießen ab. Andere fallende Papiere haben hier schon mehr Aufsehen erregt.

Concerte der Schwestern Theresa und Maria Milanollo.

Diese lieblichen Kinder geben Anlaß zu großen künstlerischen und psychologischen Betrachtungen. Freudige sind: daß die Natur in die Seele des Menschen so ganz eigne Richtungen der Denk- und Gefühlskräfte legt, daß eine Welt davon bezaubert und belehrt werden kann. Schmerzliche: daß sich der denkende Künstler mit den unerschütterlichsten Anstrengungen eines ganzen Lebens, am Ende von puren Kindern besiegt und beschämt sieht. Also kann der Geist dieselben Atome unserer Seele zur öden Tiefe und zur schwindelnden Höhe umschaffen. Ich sah tüchtige Männer mit gesenktem Blick aus dem Concerte dieser Wundermädchen gehen. Auf ihren gerötheten Wangen war eine Schrift zu lesen, die ihr Tagebuch überflüssig machte. Als ich mich aber diesen beiden Betrachtungen hingegeben hatte, überfiel mich auch wieder eine Art humoristischer Schadenfreude, die für den Schmerz schadlos hielt. Zerbrecht nicht eure Instrumente, ihr edlen Männer, mit eurer echten Kunst wie mit eurem Gott in der Brust, für euch sind diese Kinder keine Dämone. Nur für jene sind sie es, deren Stolz sich nur auf ein mechanisches Prinzip basirt, denn jedenfalls wird die phänomenartige Erscheinung dieser beiden Mädchen zu wohlthätigem Nachdenken veranlassen, und den Hochmuth so mancher musikalischen Monstres brechen. Ich sagte es oft: der kleine Raum auf dem Theater-Podium, dicht am Soufleurkasten, ist mir ein gar bedeutungsvolles Plätzchen geworden. Da zog Bernhard

Romberg die gemüthvollsten Töne aus seiner Tenorgeige; da rauschten Hummel's reiche Gedanken durch das Saitenmeer des Flügels; da mischte in bezaubernder Einheit Paganini Liebliches und Barockes zur unnachahmlichen Vollendung; da auch standen seine zahllosen Nachtreter und desoriginalisirten sich mit aller Gewalt; da hauchte Drouet in seine Zauberflöte; da riß eine Sonntag hin, und eine Sophie Löwe; da donnerte Jupiter Lißt; da — doch wer zählte die Virtuosen-künstler alle, die diese Bretter-Oede zu einer geistigen Oase machten? Und hier stand nun auch dieses holde Schwesterpaar. Wir haben durch die Repräsentanten der verschiedenartigsten Schulen, die alle hinter einander hier auftraten, die Tugend und den Tand dieses schwierigen Instrumentes kennen gelernt; wir dürfen uns gerade jetzt ein Urtheil erlauben: deßhalb will es viel sagen, daß sich die ältere 13jährige Schwester Therese mit allen ihren Vorgängern nicht allein messen darf, sondern viele derselben sogar übertrifft, denn wir finden hier nicht allein durchgreifende Reinheit, Tonfülle, perlende Scala, präcise Fertigkeit in den feinsten Nuancen des Staccato und der Doppelgriffe, Kraft und Grazie im leichten Bogen und edle Körperhaltung — gar Manchen als Muster zu empfehlen! — sondern auch das Gefühl im gesangreichen Adagio, und ein einfacher und nobler Styl, der alles Moderne, Manierirte und Bizarre verschmäht, oder vielmehr gar nicht kennt. Es ist, als wäre sie dazu bestimmt, uns erst klar zu machen, daß, wie Forkel sagt, die Musik wie die Sprache ein eben so nothwendiger Theil unsers Wesens sei, denn man liest in des Mädchens sinnigschwärmerischen Augen, daß ihr Instrument mit ihrem Dasein in innigster Verbindung steht. Hier ist nichts Unschönes, nichts Forcirtes, Geziertes, und wie aus

der angehenden Jungfrau sittlichem Anstand die Unschuld der Seele spricht, so spricht aus ihren unentweihten Tönen die Reinheit der Tonkunst, und man wird von Liebe und Verehrung zugleich erfüllt. Man glaube nicht, es sei die Seltenheit der Erscheinung, die unser Ohr besticht. Man schließe die Augen, und die Wirkung bleibt dieselbe. Theresa tritt mit einer Mischung von Anspruchslosigkeit und Selbstgefühl auf, welche sich auch gleich in den ersten Strichen kund gibt; und die mit ihrer Haltung sympathisirende Bewegung des schön geformten bogenführenden Armes lassen durchaus vergessen, daß das Instrument selbst für Frauenzimmer ein unpassendes ist. Aber auch in dem, was sie spielt, zeichnet sie sich aus, da sie nicht etwa harmonieleere Occasional-Produkte, sondern die gehaltvolleren Compositionen eines Beriot (ihres Lehrers, der ihr sein herrliches drittes Concert im Manuscript dedicirte), eines Lafont, Vieuxtemps, Artot u. A. mit dem eigenthümlichen Geiste jeder Composition vorträgt. Von dem ersten Erstaunen noch gefangen, erwartet uns ein neues, sobald die kleine neunjährige Schwester Maria auftritt. Hier wird das psychologische Räthsel noch schwerer zu lösen, da das, was sie leistet, mit der nothwendigen Zeit des Studiums und ihren Jahren noch weniger im Verhältniß steht. Hier wirkte die Gewalt des Genies so schlagend, daß wir uns unwillkürlich der Wundergeschichten eines Mozart erinnern, der auch in einem Alter von 7 Jahren durch sein Spiel die Welt in Begeisterung brachte. Als das liebliche Kind, diese braungelockte Elfe auf den Tritt stieg, die kleinere Geige an den Hals setzte, das geistreiche Auge auf den Notenpult gerichtet, da sah man sich doch etwas ungläubig an; als sie aber die ersten Töne begann mit sicherem, keckem, männlichem Striche, bis in die höchsten Chorden hinaufwirbelte, mit

der größten Reinheit bald diese, bald jene Schwierigkeit nicht überwand, sondern übertändelte, und das Alles, als geschehe es bewußtlos, von dem Räderwerk eines inneren Instinkts getrieben — da lös'te sich dies Erstaunen (Alles hat ja seinen Wendepunkt) in verwunderungsvolles Lachen auf; denn was zu arg ist, ist zu arg. Fast noch erstaunenswerther als die korrekte Fertigkeit der kleinen Finger ist die Sicherheit des Gefühls, womit Maria schwierige Rhythmen und Accente in ein Metrum bringt, und am Ende gar das Doppel-Concert von Dancle mit ihrer Schwester auswendig spielt. Es verwirrt den Zuhörer vollkommen, daß sich in einem so kleinen Köpfchen alle die massenhaften und spitzfindigen Verhältnisse einer complicirten Musik vereinigen und ordnen können; Verhältnisse, für deren Verständniß für die reifere Intelligenz schon Jahre erfordern! Ihre Schwester, zugleich ihre Lehrerin, steht ihr dann wie eine kleine Minerva zur Seite, sie mit der Geige begleitend, mit den Augen sorgsam überwacheud. Ein unvergeßliches liebliches Bild. — Ich habe gesehen, wie alten, im Feuer der Kunstbatterien ergrauten Veteranen, die in Bezug auf Kritik unerschütterlichen Resonanz- oder vielmehr Raisonnir-Boden haben, wie ihnen, nach dem sie sich satt gelacht haben, die Zähren der Rührung von den Wangen gelaufen sind. Dieß mag auch uns Andere von dem Verdachte eines übertriebenen Enthusiasmus bewahren. — Welches Furore diese Kinder machten, läßt sich denken. — Ich schließe — denn die Kritik steht wirklich macht- und rathlos da — mit dem Wunsche, daß die glücklichen Eltern die genialen Götterfunken, die aus den Tiefen dieser kindlichen Seelen so wunderbar hervorblitzten, durch sorgsame und planmäßige Erziehung unentweiht erhalten mögen.

Franz Prüme aus Lüttich im Frankfurter Museum.

...... Nun aber, wie aus den Wolken herab erschien, wovon das Programm nichts verkündigte, ein Herr Prüme aus Lüttich mit seiner Geige unter dem Arm. Violin spielen, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan, wenn wir es hören, wie eben heute. Es ist wahr, daß jeder letzte Eindruck einer außergewöhnlichen Erscheinung über die vorhergegangenen dominirt. Aber dennoch erinnere ich mich keines ähnlichen Eindrucks von einem früheren Violinspieler, selbst nicht von Paganini, auch keines ähnlichen Enthusiasmus auf ein ganzes Auditorium, namentlich eines, das seinen Beifall nicht so leicht durch hohle Hände äußert. Prüme's Spiel ist so einzig in seiner Art, daß jeder Vergleich mit demselben nicht Stich halten würde. Sein Ton ist nicht großartig, aber so allgewaltig in seiner Zartheit, so schmelzend und seelenvoll, daß nach dem Ausspruch des gedrängten Kreises von Kennern, die ihn anstaunten, noch nichts Aehnliches da war. Sein Vortrag ist wahrer Ausfluß eines poetischen Prinzips, und Schwierigkeiten sind ihm nur Mittel, mit welchen er tändelt, dasselbe geltend zu machen. Bei seinem Bogenstrich können Sänger in die Schule gehen. Von seiner eminenten Ausdauer zeugt, daß er die von ihm komponirten Etudes=Variationen, nach enthusiastischem Begehren auf der Stelle wiederholte, ohne auch nur eine Spur von Erschöpfung zu zeigen, und auch zum zweiten Mal eben so be-

zauberte und hinriß. Seine geniale Persönlichkeit trägt nicht wenig dazu bei, den Eindruck seines Spiels zu erhöhen, denn das dunkle, schwärmerische Auge, das über jugendfrische Wangen hinweg während seines Spiels in die Ferne schweift, oder dann wieder auf sein Instrument haftet, wie auf eine Geliebte, bekundet hinlänglich, weß Geisteskind er ist. Aber ich will dem Urtheile nicht weiter vorgreifen, das man über dieses jungen Künstlers Spiel fällen wird, da er ein öffentliches Konzert zu geben gesonnen ist. Nur noch was Museumhistorisch ist, daß, als er geendet, auch die noch zu folgenden Vorträge (z. B. Mosengeil's Egmont mit den Beethovenschen Entreacts) bis auf die nächste Sitzung verschoben wurden.

Nachdem Herr Prüme im letzten Museum jene außergewöhnliche Sensation erregt, gab er im hiesigen Schauspielhause in Verbindung mit der Theaterdirektion, Konzert, und spielte darauf nach der Oper Blaubart, ses adieux von Frankfurt. Prüme's Spiel excellirt bei leichtem Siege über die halsbrechendsten Schwierigkeiten, die sich seine Feder selbst schafft, durch eine eminente Reinheit — des Violonisten erste und schwierigste Aufgabe — durch brillante und dabei sichere Fertigkeit, durch die Elasticität und Nettigkeit der Bogenführung, durch die Harmonie seiner Doppelgriffe und, was ihn eigentlich in's Innere des kunstheiligen Tempels führt, durch seinen, die Fibern des Herzens ergreifenden, wahrhaft ferlischen und geschmackvollen Vortrag. Der hervorragende Charakter seiner Manier ist nicht die Freude oder gar der Jubel, sondern eine gewisse Wonne der Wehmuth, eine Schwärmerei und Sehnsucht, die nicht wie bei dem fabelhaften Paganini oft in wilden, jede innere Harmonie zerreißenden Schmerz ausartet, sondern sich in Innigkeit und Anmuth öfter wohlthuend auflöst. Daß er übrigens An-

lage hat, sich Paganini mehr zu nähern, als allen jenen Coryphäen, welche ihr Spiel einer freundlichern Göttin weihen, ist unläugbar, denn davon zeugen schon die häufigen Spielereien mit den Flageolet- und Harmonika-Tönen, mit dem dämonischen sul ponticello und dem Kunststückchen des Pizzicato, davon zeugt auch der Werth, welchen er auf die G Saite legt, obgleich er darauf mehr wie auf den andern ein tonvoller Sänger ist; vorzüglich aber eine gewisse Koketterie der äußeren Manieren, so viel Mühe er sich auch gibt, sie hinter einer gleichsam frommen Ruhe zu verstecken. Wir wollen dieß jedoch einer Jugend zu Gute halten, die sich ja meistens gerne im Seltsamen und Romantischen gefällt, namentlich wenn man fühlt, daß schon die äußere Erscheinung Interesse erregt, besonders bei den Damen; wollen aber auch hoffen, daß diese Richtung, welche keiner bildenden Schule angehört, sich mit zunehmender Intelligenz in ein richtiges Kunstmaß auflöse. Seine Compositionen voll Pikanterien gleichen ausläudischen Blumenbeeten. Sie sind fremdartig wie sein Spiel. Auch hier tauchen hin und wieder kleine Dämont in Gestalt der Piccolo-Flöte, große Caisse u. s. w. auf; sie (die Compositionen) sind aber größtentheils originell, effektvoll und zeugen von Talent, namentlich in Erfindung reizender Thema's, in deren einfachem Vortrage er einem lieblichen Sänger gleicht. Mit Verletzung der Formen, vorzüglich des harmouischen reinen Satzes, dürfen es die Kunstrichter nicht so genau nehmen, da die Vollendung solcher praktischen Virtuosität bei einem Jünglinge von höchstens 20 Jahren schon allein zu den seltenen Erscheinungen gehört. Wenn Prüme die nöthige künstlerische Ruhe gewonnen haben wird, werden auch seine Compositionen, die bis jetzt nur geistreiche Aphorismen sind, logischen Zusammenhang erhalten. Unter den Concertinen

und Variationen, die er spielte, wird eine Melancholia — Pastorale nennt er sie irrthümlich — überall so gut ein Schooßkind werden, wie es z. B. Paganini's „Caramama" oder Spohr's „Gesangsscene" oder Beriot's „Tremo" u. s. w. geworden; wie denn iedem Virtuosen sein Steckenpferd wohl zu gönnen ist, auf dem er sich seinen Hauptlorbeer erbeutet. Ich beurtheile Prüme nur nach dem, was ich von ihm hörte, und stelle ihm nach diesem das Prognosticon, daß er überall, wohin er geht, ungemeines Furore machen wird. Er ist jedenfalls ein Stern am Firmament der Geiger, und wirft als solcher einen blitzenden Strahl in das produktive Jahrhundert der Violinisten, dessen Anfang mit Corelli und Veracini begann. Ob nun Prüme auch die Fähigkeit besitzt, in den Geist anderer Compositionen einzudringen, denn bis jetzt spielte er nur seine eigenen, ob er im Stande ist, ein Quartett a vista vorzutragen, weiß ich nicht, will es aber hoffen.

. . . . Der Geiger Prüme scheint sich hier zu gefallen. Er geigte noch zweimal zwischenaktlich und machte gedrängt volle Häuser, welches der „gefährlichen Tante" von Albini, wie dem „Barbier von Sevilla" gut zu statten kam. Dießmal trug er ein Concert von Beriot, wohl im Geiste, doch nicht im Ton dieses edlen Meisters vor, und eine Phantasie? d. h. ein Adagio mit Tema con Variationi nebst einem allerliebsten Rondo aus der Oper: „Der Zweikampf," und wiederholte seine alles bezaubernde „Melancholie," von dem Dichter Feodor Löwe — einem Bruder der gefeierten Sängerin, in ein Gedicht poetisch versinnlicht, und von demselben im letzten Museum mit außergewöhnlichem Beifall vorgelesen.

Das deutsche Sängerfest in Würzburg.

Wohl war dies ein deutsches und allgemeines Sängerfest, denn aus 88 Städten und Städtchen der vier Weltgegenden, selbst aus Wien, Holstein, Dessau, Dresden, Cöln, München und Frankfurt strömten die Sänger herbei, gegen 1900 an der Zahl, wie Flüsse, die sich in ein Meer vereinigen.

Den Feierlichkeiten des Empfanges wohnte ich nicht bei, da ich erst in der Nacht vom 3. zum 4. August gegen zwei Uhr in Würzburg eintraf, zu welcher Zeit noch ein reges Leben in den Gassen herrschte. Alle Gasthäuser waren überfüllt, in den Straßen schwärmten die fremden Sänger und Gäste ihren Wohnungen zu und aus den erleuchteten Fenstern erschallten Klänge des Frohsinns und der Freude.

Die eigentliche Gesangesproduction, die Grundbasis des Festes, fand am 4. August um ein Uhr Statt. Ueber den soliden Bau der Festhalle im Hutten'schen Garten vor dem Sander Thore (sie faßte über 5000 Menschen) ist schon lange in öffentlichen Blättern gesprochen worden. Nur so viel noch, daß an den Seiten des Portals die lebensgroßen Figuren der beiden Meistersänger Walther von der Vogelweide und Abbe Vogler, Beide von Würzburg stammend, wohlgetroffen angebracht waren (zwei Dioskuren einer älteren und neueren Musik-Aera); daß die Tribune so gebaut war, daß die Blechmusik die Sänger und die Sänger das Auditorium beherrschten, und daß die Akustik nichts zu wünschen übrig ließ. Wer in diese Halle trat, als die Menschenmasse beisammen war, und

wer von oben herab das Ganze überschaute, wird gewiß noch lange dieses imposanten Anblicks gedenken. Aber nicht minder imposant war die Wirkung der Gesänge selbst. Kopf an Kopf gedrängt, bis weit vor das Portal hinaus, saßen und standen die Zuhörer, — der Tausende nicht zu erwähnen, die außerhalb der Halle im Garten sich gelagert hatten, den Humpen im Arme —, Kopf an Kopf gedrängt die Sänger und Instrumentalisten. Als endlich der erste Chor aus Gluck's Iphigenia in Tauris „Leih' aus deinen Himmelshöhen" mit colossaler Einheit und verständlicher Pronunciation begann und so fest als sicher durchgeführt wurde, da wurde mir mehr als jemals Zweck und Nutzen dieser Vereinigung deutlich: „stets allgemeiner werdende Gesangscultur unter den Mittelständen; Bekanntschaft mit den Meistern der Tonkunst und mit der lyrischen Poesie; veredeltere Lebensbegriffe durch eben den moralischen Einfluß dieser Poesie; die Vereinigung so vieler heterogenen Elemente zu einem Brennpunct, und die damit verbundenen Berührungen und Sympathieen." Das ist es. Weitere Tendenzen mögen mehr in der Phantasie enthusiastischer Redner liegen, als in der Wirklichkeit. Abgesehen aber von allem dem, war dieses einmal ein Gesangfest, wobei der Gesang und nicht das Fest die Hauptsache war; ein Fest, wobei Gesang nicht blos ein Vorwand war, hinter welchem sich so oft der Hang nach Plaisir versteckt. Die Ordnung der Nummern war folgende:

Chor aus „Iphigenia in Tauris" von Gluck (G dur). „Deutschland" Festcantate von Eisenhofer (G dur)*). Gedicht von Keller „Meeresstille und glückliche Fahrt" von C. L.

*) Mit Halbchor vermischt; geht dann in das Festlied von drei Strophen über (Es dur); die erste Strophe besingt

Fischer, Musikdirektor in Würzburg (As dur). „Hymne", nach einem Psalm, von Reissiger (E dur). „Hymne an Jehova", nach der heiligen Schrift, Doppelchor von Friedr. Schneider (C dur). „Macht des Liedes," Doppelchor von V. E. Becker (C dur), Gedicht von Caprez. Der „Bacchuschor" aus Mendelssohn's Antigone. „Hymne an Jehova, "nach einem Psalm, von C. J. Otto aus Dresden (E dur). „Das deutsche Lied und seine Sänger" von Reeb (B und Es dur), Gedicht von Dr. Lucae. „Te deum laudamus" von Neukomm.

Jede dieser Nummern zu analysiren, würde zu weit führen, auch zu gewagt sein, da deren Eindrücke zu schnell und verschiedenartig auf die Seele wirkten, und jeder letzte durch den folgenden wieder verwischt werden mußte. Nur so viel im Allgemeinen, daß die nothwendige Popularität bei Allen im Auge behalten wurde.

Die Tonkünstler, welche eigene Sachen für das Fest componirt hatten und ihre Nummern selbst dirigirten, waren Eisenhofer, Otto, Fischer und Reeb. Die Nummern aber, deren Schöpfer nicht anwesend waren, dirigirte der Direktor der Würzburger Liedertafel, Friedrich Brand (zugleich Comitémitglied), der, ein vielseitig gebildeter Künstler, sich als Virtuos auf dem Violoncello, hauptsächlich aber auf der Guitarre, einen bedeutenden Ruf erworben hat.

Wenn ich unparteiisch Compositionen der jüngeren Festautoren hervorhebe, so ist es Fischer's „Meeresstille und glückliche

---

das deutsche Land, die zweite die deutschen Fürsten, und die dritte das deutsche Volk, immer verwebt mit Halbchor und Solo. Darauf Gebet und Schlußfuge; strenger Styl.



Fahrt," weil sie einfach und, bei Melodieenreichthum, doch am Poetischsten und Charaktergetreuesten gehalten ist. Sie nähert sich dem Style Mendelssohn's, ohne daß sie ihn suchte, denn überall tritt der freie und in der That geniale Fluß des Gedankens hervor. Die Aufführung dieses Tongemäldes war besonders gelungen, denn noch nie hörte ich einen Männerchor so nuanciren, ein wogendes Crescendo so genau herausheben. Dafür aber rief auch die allgemeine Stimme den noch jugendlichen Componisten hervor. Nicht weniger Beifall erregte der Hymnus von Otto, dessen Mittelsatz (A dur) von dem Nürnberger Verein ausgezeichnet schön vorgetragen wurde.

Wenn bei den Vorträgen des heutigen Tages manche Eintritte in den Fugen schwankten, so ist das bei einer Dilettantenmasse und einer einzigen Hauptprobe wohl zu entschuldigen. Aehnliches hat man auch schon bei Künstlervereinigungen erlebt. Erheblicher auszustellen war die Besetzung der Soli, worin sich größtentheils die nöthige Einheit der Stimmen nicht zeigte. Bei solch' ausgezeichneten Gelegenheiten sollte man mit mehr Umsicht verfahren und unter einer solchen Menge von Sängern, ohne Rücksicht auf einzelne Vereine, die beßten Stimmen auswählen. Die Größe und Wichtigkeit des Unternehmens ist wohl dieser Bemühung werth, und das Resultat würde diese Mühe lohnen.

Das Te deum Neukomm's wurde mit obligaten Böllerschüssen begleitet, und ich muß gestehen, daß diese musikalische Artillerie sich so gut auf's Pausiren verstand, als nur irgend ein Tympanist in einer Halevy'schen Oper.

Die Aufgabe nun, die Halle zu räumen und in einen Speisesaal umzuwandeln, war nach zwei Stunden glücklich gelöst, und das mit Festons geschmückte Dirigirpult ragte nun

als Rednerstuhl, wie ein Fels, hoch über das unabsehbare Meer weißgedeckter Tische. Man erlasse mir die Beschreibung der Freuden und Qualen eines Festessens. Daß hier, wie überall bei solchen Gelegenheiten, Jedermann zum Redner wird, und daß neben kräftigen und erhebenden Gedanken auch viel Spreu von den Lippen floß, versteht sich von selbst. Man ging aber weiter hinaus über die gewöhnlichen Metaphern, womit die Cicero's unserer Festessen ihre Rhetorik schmücken; man sprach von Olympischen Spielen, man nannte Würzburg das Jerusalem und Zion des Gesanges, und citirte den heiligen Dominicus und Jodocus. Wenn es aber für jeden einzelnen Menschen unpassend ist, sein eigener Lobredner zu sein, um so unpassender ist es, wenn es Nationen sind. Man sollte das anderen Nationen überlassen! — Was die Militärmusik bei der Tafel betrifft, so war dieselbe vortrefflich einstudirt, und führte unter Anderem eine Ouverture von Brand auf, welche den Jubel rechtfertigte, der ihr nachhallte. So viel über den ersten Tag, den Kern und die eigentliche Bedeutung des Festes.

Der 5. und 6. August theilte sich in dem wahrhaft pompösen Zug, in Wettgesänge der verschiedenen Liedertafeln *),

---

*) Diese Wettgesänge wurden von folgenden Vereinen vorgetragen: 1) Liederkranz Bamberg: „Freude am Dasein" von Reissiger. 2) Liedertafel Lohr: „Auf der Wanderung" und „Rheinweinlied." 2) Liedertafel von Augsburg: „Sängergruß" und hierauf: „Wer ist unser Mann" von Zöllner. 4) Liedertafel von Lengfurt: „Sängergruß" von Muck. 5) Liedertafel von Nördlingen, mir unbekannt. 6) Das Doppel-Quartett von Schweinfurt: „Liedesfreiheit" von Marschner „Heiterer

in Bälle, wobei große Noblesse herrschte, in das Volks- oder vielmehr Völkerlager auf der Aumühle, in Gasthausjubel, in Arretirungen einzelner Ungezogenen, und in die Rückfahrt zu Land und Wasser, welches Schauspiel nicht minder merkwürdig war. Das Alles ist bereits zur Genüge bekannt geworden. Der auf dem Hof- und Marktplatze aufgestellte Zug stimmte eine Dankhymne an Ludwig von Baiern (God save the king) und Arndt's „Deutscher Trost," von Gollmick componirt; an; zwischen den Wettgesängen trug der Frankfurter Sänger Herr Conradi mit einer wahren Stentorstimme Lieder vor: Speier's „Rheinlied," Lindpaintner's „Fahnenwacht" und Fischer's Ballade: „Hakons Abschied," welche Vorträge eine so enorme Begeisterung hervorbrachten, daß man den Sänger fast im Triumphe von der Tribune geholt hätte. Die „Fahnenwacht" mußte er wiederholen. Auch nicht vergessen darf ich der vortrefflich geleiteten Militairmusikcorps, welche den Zug in drei Sectionen trennten, bei den Festproductionen, wie

---

Lebenslauf" von Mangold. 7) Liederkranz von Ansbach: zwei Chöre aus „Ernst und Scherz." 8) Die Holsteiner ihr Nationallied: „Wanke nicht, mein Vaterland." 9) Die Liedertafel von München: „Der gefangene Jäger" von Schubert, arangirt von Kunz, und noch ein „Rheinlied." Am Schlusse noch ein Quartett des Nürnberger Singvereins und Quartett von Conradin Kreutzer. — Die Sieger waren die Liedertafeln von Augsburg, Nürnberg und Holstein. Letztere erregte einen solchen Enthusiasmus, daß man jetzt noch nichts Anders hört, als: „Wanke nicht, mein Vaterland." Sie mußten dieses Lied mehrere Male singen, wonach der ganze Chorus der Anwesenden, selbst die Damen, mit einstimmten.

bei der Tafel beschäftigt waren, und mithin alle Freuden und Strapazzen der Sänger redlich theilten. Sie gehörten zum Artillerieregiement Zoller, zum Infanterieregiment König Otto, und zur Landwehr, doch erschollen außer ihnen hier und da noch kleinere Musikchöre, welche den Festzug von Balkonen herab begrüßten. Ganz Würzburg glich einem einzigen Musikmeere, das bald leise wogte, bald stürmte, und worin ganze Völkerstämme in Kriegsschiffen und Kähnen schwammen. Eine Episode aber, die, obgleich sie zur Seite stand, für den Künstler dennoch einen wesentlichen Theil des Festes bildete, war des alten ehrenwerthen Professors Fröhlich Pflanzschule im akademischen Musiksaale. Um so mehr interessirten mich diese Uebungen, da ich selbst als Akademiker im Jahr 1812 bei Fröhlich einmal Collegium über Schwingungen gehört, — seit jener Zeit aber freilich so manchen Umschwung in der Tonkunst erlebt habe. Diese Schule aus circa 160 Zöglingen, wobei ich 11 Violoncello's, 7 Contrabässe und etwa 60 Geigen zählte, wird bei Produktionen oder größeren Proben von dem fähigsten Eleven dirigirt. Fröhlich mischt sich dann unter die Zuhörer, und es ist in der That interessant, zu beobachten, wie Aller Blicke getheilt sind zwischen dem Dirigenten und ihrem Maestro, der an der Spitze des Auditoriums zu einem Gegendirektor wird und die Nuaneen seines Orchesters durch Ausrufungen ermuthigt, wie ein alter General an der Spitze seiner jungen Garde. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, mag Methode darin finden. Für Fremde ist dies Verfahren sehr störend. Wir hörten Beethoven's C moll Symphonie, die Ouverture zum Freischütz und den Chor aus Haydn's Schöpfung „Die Himmel erzählen". Vom ästhetischen Standpunkt aus beurtheilt, wäre natürlich manche Ausstellung zu machen; vom pädagogischen aber mußte

man befriedigt und überrascht sein. Das Orchester, exact einstudirt, spielte mit Feuer und Sicherheit, und hat jedenfalls viele Proben durchmachen müssen, bis es zu einer solchen Aufführung gekommen ist. Wenn aber das Ensemble zuweilen auseinanderklang und dadurch harmonische Verwirrungen entstanden, so mag dreierlei daran Schuld sein: der Mangel jener Ruhe, welche nur bei einem Künstlerorchester zu finden ist, der getheilte Blick der Zöglinge, und das Tactiren mit dem Violinbogen, welcher die nothwendig bestimmten Bewegungen nie so genau angibt, wie der kürzere Stab. Der gemischte Chor, nur von Knaben und Jünglingen gesungen, konnte nur genügen, sobald man die Sänger in's Auge faßte, denn das helle Sopranmetall fehlte hier gänzlich, und kann durch die höchste Knabenstimme nicht ersetzt werden. Der junge Akademiker, der das Sopransolo vortrug, war dazu noch im Mutiren, und so mußte die Wirkung verfehlt sein, obgleich man den Bestrebungen und der Tendenz eines solchen Chores seinen Beifall nicht versagen kann.

Von dem Festalbum mit den wohlgetroffenen Portraits der Herrn Brand und Fischer geziert, von den gedruckten Festreden, Gedichten, Sängergrüßen und Akrostichon's, die an der Tafel herumgereicht und dem Publikum käuflich überlassen wurden, und von all' dem Zufälligen und Episodischen eines Volksfestes haben literarische Blätter ebenfalls schon zur Genüge berichtet.

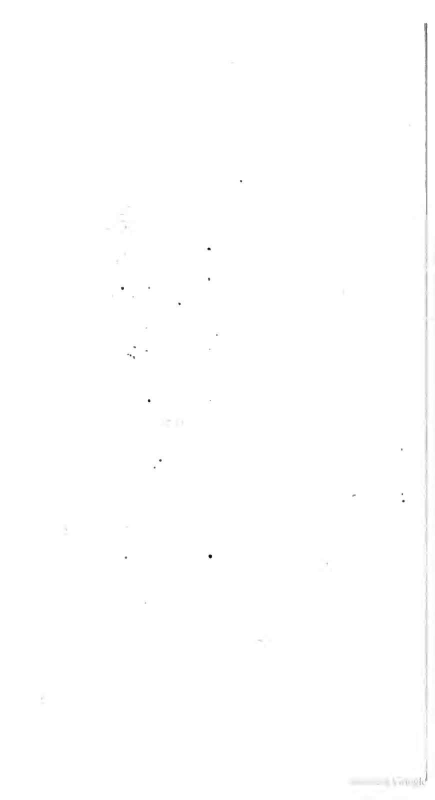
Ich schließe diese Skizze daher mit der Erwähnung unserer unglücklichen Heimfahrt auf dem Dampfschiffe, da sie mir einen Begriff gab von dem Zustande aneinandergefesselter Negersklaven unter der Linie. Man denke sich ein von Männern, Weibern und Kindern überfülltes Wasserhaus diese Masse eng aneinandergedrängt, und diesen Zustand unter mephitischen Dünsten, bei Nahrungsmangel und Gewitterstürmen. Kaum ein paar Stunden von Würzburg saß unsere Arche, die bis an die Fenster im Wasser wogte, auf einer Sandbank fest, und konnte nur durch Vorspann wieder flott gemacht werden, wenn man das Rutschen auf dem Grunde und das Holpern auf den Steinen so nennen kann. Dennoch empfingen uns an den Ufern von Hanau, Offenbach und Frankfurt Freudengesänge, Musikbanden und bengalische Feuer, was für unsern abgespannten Zustand zur bittern Ironie wurde. Aber die in dieser Martercajüte zugebrachten 17 Stunden vermögen doch die Erinnerung an ein Fest nicht zu vertilgen, das so viele zersplitterte Stämme zu einer Nation vereinigte.

Inhaltsverzeichniß.

Der Unsterbliche.

Von

Carl Gollmick.



Der Unsterbliche.

Ein Roman

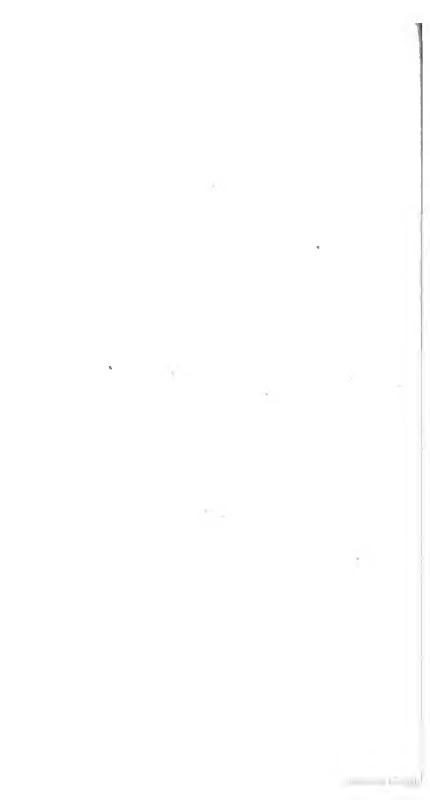
aus dem Künstlerleben.

Von

Carl Gollmick.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1848.

Der Unsterbliche.



Erstes Kapitel.

Ein deutscher Mäcenas. Der Bankerott. Achilles und Apollonia. Prädestination des Genies.

Der alte Zeitmann galt in der ersten Periode seines Lebens für einen der reichsten Leute in der Provinz, in der zweiten für einen Zurückgekommenen, und in der dritten, d. i. die, mit welcher unsere Geschichte beginnt, für einen zwar Tafel- aber nicht mehr Börsen- und Wechselfähigen — oder mit mercantilischem Terminus: der Mann war nicht mehr gut — im Ganzen aber galt er für einen Sonderling und wunderlichen Kauz. Wir müssen sein Leben schon recapituliren, wenn auch in nuce, da dasselbe einen zu wesentlichen Einfluß auf die Erziehung und den Charakter unsers Unsterblichen hatte. Zum

Kaufmann erzogen, war er doch nicht dafür geboren, denn statt in seinem Hauptbuche las er Comödienbücher, statt der Börse besuchte er Sängerinnen, statt Rechnungen schrieb er Trauerspiele, und statt seine Comptoiristen dirigirte er Liebhaber-Concerte. Da es andere nicht thaten, so hielt er sich selbst für einen schönen Geist und setzte Alles daran, sich den Namen eines deutschen Mäcenas zu erwerben. Deshalb galt auch sein Haus für einen Parnaß, worauf Priester und Laien, Meister und Schüler — delicat aßen und tranken.

Die Hoffnungen aller, die nach der Provinz reisten, um sich bewundern zu lassen, wußte Herr Zeitmann zu erfüllen; er war der Kanal zu Concert, Theater und Kritik, und wen er nicht protegirte, oder wer zu groß dachte um sich protegiren zu lassen, — das fiel aber nur selten vor — dem konnte man sein Grablied in Zungenheim singen. Herr Zeitmann war eines jener Originale, die mehr oder weniger bornirt oder reich jede Stadt und jedes Städtchen in Deutschland aufzuweisen hat. Sich selbst täuschend, daß er auf dem Altar der Kunst opfere, verschwendete er nur Geld und Credit auf dem Vulkan der

Eitelkeit, und während er glaubte, die Welt huldige seinem Protektoratssinn, lachte sie den Egoisten aus. Madame Zeitmann, die in trüber Vorahnung deshalb mit ihrem Gatten in tägliche Conflicte kam, schwieg endlich, empfing mit gramvollem Lächeln die Signori aus Neapel und Judenburg, schwieg immer mehr, und am Ende schwieg sie für immer. Ihrem kostbaren Leichenzug folgten alle Virtuosen der Stadt mit vollem — Magen und die leeren Equipagen der Haute volée fuhren theilnehmend hinterdrein. Acht Tage besuchte der sorgenschwere Gatte weder Concert noch Oper, dann aber glaubte er sich der Kunst nicht länger mehr entziehen zu dürfen. In schönem Enthusiasmus brachte er den Musen sogar seinen Schmerz zum Opfer, und um seine Hingebung zu vollenden, heirathete er in sechs Wochen darauf eine Tänzerin, welcher er persönlich die Stumme von Portici einstudirt hatte, und in Folge der geistigen Wechselwirkungen, welche aus diesem Unterricht entstanden, ihre schöne Seele ganz kennen gelernt hatte. Madame Paviana-Zeitmann verstand es besser sich in die Intentionen ihres Gatten zu schicken, denn unter ihrer Schule gingen ihm nach zwei Jahren die Augen so

weit auf, daß er ohne Anstrengung den Boden seiner Kasse erblicken konnte. Als er daher an einem trüben Sonntag emsig in einem neuen Trauerspiel, d. h. in seinem alten Hauptbuche gelesen und sein welkes Haben mit dem blühenden Soll verglichen, nachdem Wechsel auf Wechsel auf ihn trassirt in das Protest-Bureau verwiesen wurde und ihn an den Wechsel aller Dinge mahnte, kurz, nachdem alle die Wetterleuchten und Zeichen vorausgegangen waren, die ein mercantilisches Donnerwetter zu verkündigen pflegen, — da kamen an einem heitern Montag-Morgen, nicht wie sonst die jovialen Sänger und Virtuosen zum stets bereiteten Dejeuner, sondern die finstern Herren Beamten vom Handelsgericht und hingen große Siegel an Pulte und Schränke. Wie gerne hätte Zeitmann bei dieser schönen Gelegenheit auch die Lippen seiner Ehehälfte versiegeln lassen, allein diese Operation lag nicht in dem Bereich der Handelsjunta, und so blieb ihm denn Nichts übrig, als den Strom von Vorwürfen auszuhalten, die ihm blühten. Herr Zeitmann war eine jener Farniente-Naturen, die allem Fatale ausweichen, und es nicht sehen wollen, auch wenn es wie schwere Wolken

über ihrem Haupte hängt. Sorgenlos schlenderte er daher in seiner unverwüstlichen Gemüthsruhe dem Abgrunde zu, pflückte noch mit Entzücken die letzte Blume, die an seinem Rande blühte, und — lag darin, ehe er sich's versah. Sein Lieblings-Sprichwort „Kommt Zeit, kommt Rath" blieb diesmal aber ohne Erfolg, denn die Zeit war gekommen und der Rath blieb aus. Wäre seine Frau nicht gewesen, deren Charakter ein prägnantes Gegenstück zu dem seinen bildete, er würde während dem Actus des Versiegelns wahrscheinlich die Augen zugedrückt, und an irgend ein allerliebstes Thema gedacht haben. Es gibt Menschen, die nur in der Gegenwart und in der Erinnerung leben, und deshalb fiel es dem würdigen Herrn Zeitmann auch nicht im Entferntesten ein, seine Gattin auf das drohende Unwetter vorzubereiten. Wie Alamontade schlief sie in vollem Sonnenlicht des Glückes ein, um, von Dunkel und Schrecknissen umgeben, wieder zu erwachen. Und so kam ihr Gatte doch etwas außer Contenance, als er in ihr Boudoir trat, dessen Mahagoni-Schränke mit den großen Verdienst-Medaillen des Handelsgerichts behangen waren. Von Madame Paviani-Zeitmann

selbst sah er jetzt nur das, was ihn vor drei Jahren zuerst bezauberte, ihre Cendrillon-Füßchen, denn sie hatte schluchzend ihren Lockenkopf in die Kissen der Ottomane versenkt, und lag nun so reizend da, daß ihr Gatte nach acht Tagen zum ersten Male wieder schmunzelte. Eine Erklärung suchend und zugleich fürchtend, umkreiste er die zierliche Gestalt, aber sein erkünsteltes Hüsteln war nicht im Stande, sie ihrer Lethargie zu entreißen. Endlich fiel ihm ein Mittel ein, das er schon öfter mit Erfolg angewendet hatte. Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, hob das dem rechten Fuß entglittene Pantöffelchen von rothem Saffian auf, drückte es an sein Herz, darauf an seine Lippen, und gab dadurch seine zerknirschte Gegenwart zu erkennen. Er hoffte Alles von diesem Coup de pied, und verweilte deshalb in dieser drastischen Stellung. Da schien neues Leben in die Ohnmächtige zu zucken, denn ein leiser Hauch, in die dramatische Form eines: „Wo bin ich?" gehüllt, entglitt dem Rosenmunde. Dann drehte sie mit unvergleichlicher Anmuth das Haupt, schlug die matten Augen auf und richtete den Blick auf den Knieenden. Eine Gruppe für den Pinsel eines Pariser Genre-Malers! Allein kein Blitz-

strahl kann schneller sein Opfer erreichen, als in dem nächsten Augenblick der Pantoffel die rechte Backe des Paladin, kein Auge basiliskenartiger leuchten, als das der Erwachenden. Ohnmacht, Krämpfe und Thränen waren vergessen, und sie stand nun im Vollmaß der Kraft und des Bewußtseyns dem armen Ritter gegenüber, ihren Pantoffel zu einem zweiten Schlage erhoben. Aber „Schlage nur zu, sanfte Apollonia," sprach Zeitmann demüthig, „schlage und sprich Dich aus, aber wenn Du fertig bist, dann höre mich auch an."

„Achilles! Unglücklicher, sprich, was hast Du gemacht?" und die Fäustchen Apolloniens ballten sich gegen die Stirne des noch immer Knieenden.

„Ich habe banquerott gemacht," sprach Achilles gutmüthig — „das ist Alles, aber ich bin noch glücklich und reich . . ."

„Wie? Du bist noch reich?" sprach das drohende vis a vis in einer weit sanfteren Tonart, und der Krampf der Fäuste schien nachzulassen . . .

„Ja, reich in Deinem Besitz! Laß uns Vergangenes vergessen, und wenn uns auch kein Eldorado mehr blüht, so kann doch ein Arkadien —

„Ein Tollhaus für Dich, und für mich Unglückliche ein Kloster!" und das von Zorn entstellte Antlitz bedeckte sie mit beiden Händen.

Der Ex-Banquier, von dem Einfluß ihrer Blicke befreit, stand auf, nahm vom Kamin eine Bürste, reinigte sein Knie vom Staube, und sprach nun, als ob gar Nichts vorgefallen wäre: „Ah! Lassen wir diese theatralischen Aufregungen, und denken wir an die nächste Zukunft, siehe . . .

„Eine Zukunft mit Ihnen, Bösewicht! Nimmermehr! Ich trenne mich von Ihnen — auf ewig — sogleich!" und sie schritt mit tragischen Schritten zur Thüre, hielt auch in der That schon die Klinke in der Hand. Achilles sprach kein Wort und blickte gegen den Lüstre. Apollonia blieb stehen und machte die Thüre nicht auf.

„Und wenn ich nun wieder bliebe!" sprach sie nach einer General-Pause, „was hättest Du mir zu bieten?"

Achilles zuckte die Achseln. „Was mir der Himmel und meine Gläubiger übrig lassen werden."

„Und das ist?"

„Wahrscheinlich gar Nichts; aber laß es gut

sein, und mach' es wie ich, nämlich faire bonne mine à mauvais jeu. Wenn die Welt sieht, daß wir verzweifeln, so lacht sie uns aus. Merkt sie aber, daß wir uns über unser Schicksal erheben, so spricht sie höchstens noch vier Wochen davon. Ein Banquerott gehört zum Geschäft. Ich wäre nicht der einzige, der sich aus der Asche wieder erhoben hätte. Und ein solcher genießt deshalb nur ein größeres Vertrauen, weil er die Erfahrung für sich hat. Bin ich auch kein Capitalist mehr, so kann ich doch andern zu Capitalien verhelfen, und glaube mir, Geschäfte für andere machen, ist heut zu Tage das beste Geschäft für sich selbst. Unser Leben soll fortan — fuhr er sehr kleinlaut fort — entfernt von allen Einflüssen und Intriguen des Theatertreibens ein still häusliches, bürgerlich eingezogenes sein. Bald soll unser Wohlstand sich wieder erheben, denn wir haben ja keine Kinder"... „Ach!" — seufzte Madame Zeitmann bedeutungsvoll. Betroffen blickte der Redner seine Gattin an. „Was bedeutet dieses Ach?" Apollonia wendete ihr Gesicht ab. Ein Ehemann sieht nie einfältiger aus, als wenn er ahnet, daß er Vater ist, so auch Achilles Zeitmann. „So wäre es möglich?"

lallte er, raubte mit zarter Gewalt die rechte Hand der Gattin, preßte sie in die seinige und suchte ihr fragend in's Auge zu blicken.

„Es ist!" lispelte Apollonia, und barg ihr verschämtes Haupt in die offene Weste ihres Gatten. Zartes Bild, schöne Gruppe. Da erhob im Uebermaß der Seeligkeit Achilles wie zum Schwur die linke Hand gen Himmel, und rief, von einem plötzlichen Gedanken begeistert, aus: „Gewonnen — zwei — drei Hundert Procent! Dank Dir, Apollo! Der Junge muß ein großer Virtuose werden!"

Zweites Kapitel.

Die neue Agentur in Zungenheim. Der 5te December und ein Wunderkind.

Ohngefähr acht Monate nach jener Scene befindet sich Herr Zeitmann allein in einer kleinen Stube, und geht, die Hände auf dem Rücken, unruhig auf und ab. Es ist Nacht und ein schneidender Wind rüttelt an den Fenstern. Nur spärlich glimmen noch einige Holzkohlen im Ofen, und das einzige Licht brennt düster um einen langen Docht. Aber Zeitmann friert nicht, denn auf seinen Wangen brennt ein fieberhaftes Incarnat, und so eben hat er seinen Hals von der lästigen Binde befreit. Zuweilen schleicht er zur Nebenthüre und horcht am Schlüsselloch. Aber kopfschüttelnd verläßt er jedes Mal

wieder diesen Platz. Dann wirft er sich ungeduldig in einen alten Lehnstuhl, vor sich hinbrütend, und schreckt zusammen, wenn die Schwarzwälder Holzuhr aushebt. Er blickt hin und murmelt dann verdrießlich: „schon ein Viertel nach eilf Uhr . . . und immer noch nicht? . . . Will denn das ewig dauern?" —

Vor einem Jahre noch prahlte Achilles Zeitmann mit den Attributen seines Einflusses und seiner Herrlichkeit; es strahlten die seidenen Tapeten und türkischen Teppiche wieder von den Reflexen zahlloser Wachskerzen und in seinen Sälen wogte ein Meer von Eleganz, Sternen und Ordensbändern. Heute finden wir ihn in der Stube einer bescheidenen Miethwohnung wieder, allein, wie es scheint, in banger Erwartung.

Zeitmann hätte, wie er selbst sagte, ein neuer Phönix aus der Asche seines gesunkenen Glückes hervorgehen können, denn die Welt ist überall geneigt, die reelle Thätigkeit zu unterstützen. Das Bureau der neuen Agentur für die merkantilische Welt von Jungenheim wurde deshalb mit lucrativen Aufträgen überhäuft . . . allein . . . unser Held Achilles konnte von der süßen Gewohnheit, zu protegiren und sich in

Kunstverhältnisse zu mischen nun einmal nicht lassen, und weil er dieses frühere Metier nicht mehr en gros betreiben konnte, so befaßte er sich jetzt mit dem Ausschnitthandel desselben. Aus dem zudringlichen Einlader wurde jetzt ein zudringlicher Schmarotzer. Wer kennt nicht die Naturgeschichte dieser ästhetischen Blattläuse? Es gibt in Deutschland kein großes und kleines Abdera, in dem nicht wenigstens eins dieser Exemplare genirte.

Ein solcher Mensch ist Schatten und Privatsecretair der Theaterdirectionen, er hilft Contracte abschließen, ist hier vermittelndes, dort intriguirendes Princip, Jedermanns Vertrauter, am liebsten aber Chargé d'affaires von Schauspielerinnen und Sängerinnen. Gastrollanten besorgt er die chambres garnies, begleitet sie zu den Recensenten loci und interessirt sich für die Claque. Bedeutend Ignorant, dennoch absprechend und immer wichtigthuend, fühlt er aber nie seine Nichtigkeit. Ueberall helfend, ist er doch überall im Wege. Er weiß Alles früher und besser, als andere Menschen, ja oft schon vor dem Ereigniß selbst, nimmt es aber sehr übel, wenn man ihm nicht glaubt. Sein Wissen schöpft er aus Wolff's

Theateralmanach, aus der Wiener Theaterzeitung und aus Schillings Tonkünstlerlexicon. Außer dem Hause ein Ohrwürmchen, im Hause ein knurrender Tiger, ist sein Gemüth im Ganzen doch unschädlich.

Seine Atmosphäre ist der Dunstkreis der Künstler; sein Ehrgeiz fremder Ruhm, sein Geschäft, Jedermanns Serviteur zu sein, sein Lohn befriedigte Eitelkeit und ein Freibillet. Gewiß eine noble Race von Geschöpfen und zugleich das Conterfey Zeitmanns, der so eben in dem frostigen Stübchen hin und her wandelt wie ein Varibal in seinem Käfige. „Will denn das ewig dauern?“ wiederholte er, und seine Schritte verdoppelten sich, dann steht er wieder still und spricht für sich: „Vielleicht noch ein Moment und das Medium ist gegeben, mich aufzuschwingen wie ein Aar — daß ich nicht mehr in fremdem Ruhme vegetire, sondern in eigenem athme, lebe, schwelge! . . . Da liegt's noch hinter dem großen Schleier der Zukunft. Vom traurigen Loose des Cretin bis zum Geiste des Universalgenie, von gedrückter Lakaienfurcht bis zur Thatkraft des Weltreformators . . . welche Gradationen! . . . und eine jede kann sich daraus entwickeln? Armer Mensch mit deinen Erfindungen,

mit deinem Hochmuth! Keinen Regentropfen hält deine Weisheit auf, nicht die dünnste Breterwand durchdringt dein Blick. Du berechnest im Voraus entfernte Dinge, die dich Nichts angehen, und hast doch nicht Ahnung von Deinen wichtigsten Interessen" — er horchte . . . „wieder Nichts! Wenn ich nur wüßte, ob's ein Bube oder ein Mädchen würde. Soviel Recht hätten doch die Eltern, damit sie wenigstens vorher ihre Dispositionen treffen könnten. Was bezweckt diese eigensinnige Verschwiegenheit der Natur? . . . Aber es muß ein Bube werden — es muß" und er stampfte gewaltig mit dem Fuße, — „alle meine Pläne laufen ja darauf hinaus . . . Nero und Napoleon haben die Natur ihrem Willen unterworfen, weshalb sollte ich nicht?" und er lief zum Wandkalender. „Wir haben heute den 5ten December . . . Sein Monolog wurde hier unterbrochen, denn im Nebenzimmer ließ sich ein Ton vernehmen, einem Weihnachtstrompetchen ähnlich. Achilles wurde zur Salzsäule. Noch ein solcher Ton — und all' seine Kräfte zogen ihn krampfartig zur Thüre, obgleich er kein Glied rühren konnte. „Verhängnißvolle Würfel, was habt ihr gebracht?"

„Ein Knäbchen, ein Knäbchen, Herr Zeitmann. Ich gratulire," — mit diesen schrillenden Worten steckte sich eine Nachthaube durch die halbgeöffnete Thüre und verschwand auch im nächsten Augenblick wieder.

„Gewonnen!" rief Zeitmann, und schwang seine fette Mütze, und unbekümmert um die Mysterien dieses Moments lag er auch schon auf den Knieen vor seinem Kinde.

„Achilles, mein Gatte!" — flüsterte zart und schwach die neue Mutter . . .

„Eine Prachthand!" jubelte der zärtliche Vater, indem er das Aermchen des Säuglings in seiner Bärentatze hielt und mit Kennerblicken musterte.

„Welch eine Stunde!" lispelte die vorige Stimme, vom zärtlichsten Blick begleitet.

„Welche lange Finger!" rief Zeitmann, „für jedes Instrument tüchtig."

Das Kind schrie.

„Hörst Du, mein Gatte?"

„Ha, dieser Fond — dies Korn — diese Modulation . . . der Junge ist zum Rubini geboren."

„Das Kind ist gesund — danken wir dem Allmächtigen."

„Ja, der Junge bekommt Ausdauer, davon zeugt seine breite Brust. Alle Anlagen zur Unsterblichkeit.“

„Sie vergessen ja ganz Ihre Frau!“ tadelte die Wärterin.

Zeitmann erwachte mit einem: „Ja so!“ — aus seinen speculativen Träumen — setzte sich auf den Rand des Bettes und küßte die Hand seiner Gattin.

„Apollonia!“

„Mein Achilles!“

Das Kind fuhr fort zu schreien und die Wärterin that ihre Schuldigkeit . . . Schöne Gruppe! Süßes Glück der Liebe!

Drittes Kapitel.

Die erste Erziehung. Häusliche Collisionen. Eine Reflection über Flitterwochen und Ehestand.

Beitmann bewachte das Kind von diesem Augenblicke an mit krampfhafter Aengstlichkeit, denn Tag und Nacht war er mit Beobachtung des neuen Gastes auf der Lebensbühne beschäftigt und all' die ehrgeizigen Gebilde seiner Phantasie machte er auch sogleich zu glänzenden Gaben und Eigenschaften — des Geistes. Nicht dem klugen Gärtner glich er, welcher die Pflege seiner jungen Pflanze nach ihrer Natur und dem Landesklima bestimmt, er glich dem thörigten Knaben, der durch zu häufigen Gebrauch des Düngers und der Gießkanne das Bäumchen zugleich ertränkt und verbrennt.

Ohne Rücksicht auf die Entwickelung, welche Mutter Natur veranstaltet, war es in dem eraltirten Gehirn des alten Zeitmann beschlossen, daß der Knabe ein großer Künstler werden müsse. Alle seine Hoffnungen concentrirten sich in diesem einen Brennpunkte; er kannte, er dachte Nichts weiter und war fest überzeugt, daß er nur zu säen brauche, um Reichthum, Ehre und Unsterblichkeit zu ernten.

Sieben ganzer Jahre lang war diese Idee sein Schatten; mit einer Art von Hohn sah er auf den sinkenden Wohlstand seines Hauswesens herab — und in seinen zusammengeklemmten Lippen, in den tückisch kleinen Augen las man deutlich die Worte: „Schlage nur zu, Schicksal, ich schlage wieder! Warte nur, Welt, nur noch eine kleine Weile warte, und ich will Dir zeigen, was fester Wille ausrichten kann."

Das Knäblein lag in seinem Bettchen und schlummerte. Glückliche Unschuld! Noch ist die Wiege Dein Arkadien, jedes Auge, in das Du blickst, scheint ein offener Himmel und alle Gestalten, die Dich umgeben, gleichen Engeln. Dein Traum ist spielender West und jedes Erwachen eine neue Wonne. Du bist ein kleines, mit Blüthenstaub bedecktes Länd-

chen, worauf Isis ihren Saamen streut. Sie beugt sich über Dich, küßt Dir die Stirn und verschwindet. Gewiß, Du bist geboren, um glücklich zu werden. Weshalb aber liegt es nicht im Plane der Schöpfung, daß jeder Keim erkannt und ausgebildet wird, daß jeder Geist sich als das entwickle, wozu er geboren ist? Wenn die Welt nicht vollkommen sein darf, weshalb gibt es einzelne Götter unter den Menschen? Die Natur zeigt uns in ihrem Guckkasten die Vollendung, läßt dann aber rasch wieder den Deckel zufallen und spricht: Ihr könntet wohl, wenn ich nur wollte!

Das Knäblein lag in seinem Bettchen und schlummerte, ahnungslos und deshalb glücklich. Madame Zeitmann saß am runden Kaffeetische, mit wichtiger Miene ihren braunen Sorgenbrecher aus der Untertasse schlürfend — und ihr Gatte umkreiste die Stube, die Hände auf dem Rücken, die Finger in spielender Bewegung — zuweilen entfuhr seinen Lippen ein dumpfes Grunzen. Madame Zeitmann blickte auf, nachdem sie, von ihrer Arbeit erschöpft, Athem geholt hatte: „Willst Du denn nicht frühstük-

ken, oder soll ich Dir den Kaffee auf die Kohlen stellen?"

„Ich trinke nicht."

„Soll ich Dir ein Butterbrödchen schmieren?"

„Ich esse nicht."

„Du bist heute wieder sehr liebenswürdig."

Achilles zuckte die Achseln.

Madame Zeitmann griff nach dem Schnupftuche in ihrem Schlüsselkörbchen und fuhr damit unter ihre Nase, die in diesem Augenblicke etwas röther wurde. „Man hat sich sehr verändert!" seufzte sie. Herr Zeitmann trat einen Schritt näher, musterte sie einige Secunden lang und sagte mit einem ironischen Zucken um den Mund: „Ja wohl."

Apollonia war allerdings nicht mehr dieselbe, die früher in ihrem Salon glänzte. Sie verstand es leider eben so wenig, wie manche andere Frauen, durch Zierlichkeit und Anmuth die Abnahme von Jugend und Taille zu ersetzen. Die knappanliegende Nachthaube war seit gestern Abend nicht gewechselt, nichts desto weniger blitzten lange Ohrgehänge unter ihr hervor, die Füße, sonst der Gegenstand allgemeiner Wonne, stacken jetzt in weiten abgetragenen Schu-

hen, und ach, die hin und wieder klaffende Wäsche konnte mit dem Schnee der Alpen nicht mehr wetteifern.

Das Auge des Mannes darf verlangen, den Gegenstand seiner täglichen Umgebung — wie Bürger sich ausdrückt — „mit Lust zu schauen.“ Die Augen des Mannes sind die Fühlhörner seiner Liebe, und muß er jene einziehen, dann löscht auch gewiß Cupido seine Fackel. Sorge für die tägliche Toilette, Anmuth und Freundlichkeit sind wie Salpeter; sie bewahren die Liebe vor Fäulniß.

Zeitmann drehte sich nach dem Bettchen des Kindes, bog sich mit halbem Körper über dasselbe und betrachtete es mit gierigen Blicken.

„Du wirst mir das Kind aufwecken,“ schalt Apollonia, und setzte die Tasse unsanft auf den Tisch.

„Desto besser, es soll auch nicht mehr schlafen.“

„Nur noch ein halbes Stündchen,“ bat die Mutter. „Zur Belohnung! Cäsar hat ja gestern Abend so lange gespielt.“

„Belohnung? Gerade deswegen soll er aufwachen und spielen,“ versetzte der Vater hart, nahm das Händchen des Kindes und schüttelte es derb.

Da sprang Madame Zeitmann auf und versuchte, den Arm ihres Gatten zurückzuziehen. „Ich leide es aber nicht. Du untergräbst mir die Gesundheit des Knaben. Du bist ein Rabenvater!"

Zeitmann ließ die Hand des Knaben los, verschränkte seine beiden Arme in einander und blickte seine Gattin durchbohrend an. „Höre, Apollonia, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so mische Dich nicht in meine Angelegenheiten. Ich habe den Jungen zum großen Virtuosen bestimmt, folglich muß er früh in's Joch. Seiltänzer und englische Reiter fangen noch weit früher an. Oder willst Du ihn in Wolle einwickeln und in ein Glasschränkchen setzen? Thue es meinethalben, aber dann nimm auch die Folgen auf Deine Kappe. Unsere Umstände sind zerrüttet, oder — sind sie es nicht, he? — Wer soll uns retten, wenn wir aus dem Kerl da keinen großen Mann machen?"

„Aber sein zartes Alter?" — erwiderte Madame Zeitmann.

„Darin steckt's eben. Nur die jungen Bäumchen lassen sich biegen, denn wenn einmal die Gliedmaßen steif geworden sind, so wird's in Ewigkeit Nichts.

Die Milanollo, Franz Lißt, früher die Gebrüder Piris, der unsterbliche Mozart und so viele Andere — was haben die für Geld eingetragen als Kinder? Hätten die gewartet, bis eine einfältige Mutter sie aufgeweckt hätte, sie schliefen noch."

„Das sind und waren auch Genies!"

„Genies, so? Und meinst Du, unser Cäsar wäre kein Genie? Woher weißt Du denn, daß er keines ist? Oder soll sich das Genie im Bette oder auf der Gasse entwickeln? Du hast's ja mit angesehen, wie der Junge, kaum ein Vierteljahr alt, aufmerksam horchte, als ich ihm die ersten Töne zu hören gab. Griff ich stark in die Contra-Octav hinein, so machte er ein Schippchen und runzelte die Stirn, spielte ich in den Mitteltönen, so erheiterte sich sein Gesicht, klimperte ich aber oben in der zwei und dreigestrichenen Octav lustig herum — wie dann, lächelte er da nicht? — Und endlich — als ich den Jungen auf den Schooß nahm und ihn gar an die Tasten setzte, schlug er da nicht rechts und links herum wie begeistert und jubelte dazu in lauten, harmonischen Tönen? Schrie er aber nicht bitterlich, als ich ihn wieder entfernte?"

„Mein lieber Himmel," meinte Madame Zeitmann, „das thun alle Kinder, und was seinen harmonischen Jubel betrifft, so hörtest Du nur falsch."

„Es ist nicht wahr," eiferte der beleidigte Gatte, „das sind die ersten Zeichen einer tiefinnersten Seelenintention, das ist der heilige Instinkt der Sympathie, der geheime Zug des reinsten poetischen Genies. Und glaubst Du denn, der Junge wäre so ganz vergebens am 5ten December geboren? Meinst Du, darin läge nicht ein Fingerzeig, daß Mozarts Geist in ihn übergegangen ist? Das ist der geheime Accord verwandter Geister, das ist Prädestination oder gar eine Art Seelenwanderung."

„Warum nicht gar!" erwiderte Madame Zeitmann, und lächelte ungläubig vor sich hin.

„Ja, Seelenwanderung; und ich glaube jetzt um so mehr an eine solche, als Du — eine dumme Gans bist, die von alle dem Nichts versteht."

„Nun, das alte Lied," höhnte Apollonia — „aber," fuhr sie heftig fort, „wenn Du ein egoistischer und überspannter Thor bist, der aus dem Jungen eine Citrone ziehen mögte, um sie hinterher auszu-

pressen — so lege ich mein Muttergefühl in die andere Wage."

„Muttergefühl? Dummes Zeug! Vom Muttergefühl ist noch keine Symphonie entstanden und noch kein Virtuose, wohl aber von philosophischer Vaterstrenge. Ich sage Dir, Frau — daß es nicht anders sein kann! . . . Im Uebrigen" — setzte er bitter hinzu — „bist Du selbst daran schuld, wenn ich nur auf diesen Einen meine ganze Sorge und Strenge häufe."

„Ich?" fragte Apollonia betroffen.

„Ja, Du — warum hörst Du auf, mir weitere Genies zu gebären, wenigstens noch eine Prima Donna, die ich so nothwendig brauchte."

„O, mein Gott!" und unter krampfartigem Schluchzen sank die arme Frau auf einen Sessel.

Aber Zeitmann hatte kein Gefühl mehr für die Leidende, und es war höchstens Aerger, was er bei diesem Anblick empfand. Es klingt wie Mährchen, aber es ist eine traurige Erfahrung, daß die kleinsten und oft liebenswürdigsten Eigenheiten der Geliebten später zu den häßlichsten Dämonen des häuslichen Heerdes werden. Was der Geliebten Reiz und Pi-

kanterie verlieh, macht in unseligem Wachsthum später die Frau zur Antipodin des Mannes. Die Angebetete wirft dem Geliebten scherzend eine Rose in's Gesicht und jedes reizende Dörnchen wird ihn dabei entzücken. Die Frau wage es nach zwanzig Jahren nicht mehr, denn die Dörnchen sind zu Disteln herangewachsen, wenn die Angebetete sich nicht schon in den Flitterwochen davon befreit hat. Ich habe eine schöne Braut gekannt, in deren kleinen neckenden Widersprüchen der Bräutigam den geistigen Zauber, in deren eigenem Sinn er die Bürgschaft von Charakterfestigkeit fand. Für den Ehemann wurde dieser neckende Genius nach und nach zur Harpye, dieser eigene Sinn zu einem unerträglichen Pantoffel. Es ist eine Kleinigkeit, die Liebe des Mannes zu erwerben, aber eine große Kunst, sich dieselbe zu bewahren. Und doch ist's auch wieder keine. Die moralischen Reize einer Frau dürfen nur in dem Grade wachsen, als ihre körperlichen Reize abnehmen. Ich verstehe nur darunter: liebenswürdig bleiben, und wenn das ohne Kunst geschehen kann, so ist's die wahre Liebenswürdigkeit. Apollonia mogte wohl oft gefühlt haben, daß ihr Gatte solche Reflexionen

anstellte. Nichts desto weniger liegt's in der menschlichen Natur, gerade über einen Tadel am meisten gekränkt zu werden, den man sich doch bewußt ist, am meisten zu verdienen.

„Da haben wir's," seufzte Achilles, — „da liegt sie mir wieder in Krämpfen und ich habe doch nur die Wahrheit gesagt" . . . er trippelte hin und her . . . „der Junge schläft wie ein Todter und gleich wird Leander kommen — wenn der aber diese Wirthschaft sieht, so kehrt er mir am Ende wieder um und dann ist wieder eine Stunde verloren — und eine Stunde Zeit ist für mich ein unersetzlicher Verlust. Zeit ist Geld und Geld ist Lebensluft."

Viertes Kapitel.

Der Typus eines modernen Clavierlehrers. Herr Leander und seine Grundsätze. Das Erwachen des Wunderkindes.

Indem sich Achilles nun in einer Art von Verzweiflung zwischen Auf- und Niedergang seiner häuslichen Freude setzte, wollen wir uns nach Herrn Leander umsehen.

Dieser ist der Typus eines modernen Clavierlehrers. An früheren hochfliegenden Planen gescheitert, von Ehrgeiz und Dünkel zernagt, über Undankbarkeit der Welt klagend, mit Rache und Vergeltung drohend, fühlt er am Ende doch das Bedürfniß wie andere Menschen, das irdische Leben zu fristen.

Er läßt sich also von dem Olymp seiner Entwürfe herab, und gibt der Welt statt neuer Ideen — Cla-

vierunterricht. Die neue große Zeit, die er gründen wollte, zerbröckelt sich jetzt in alte kleine Stunden. Er hätte damit beginnen sollen, womit er nun aufhört, so wäre etwas Ganzes daraus geworgen. Aber leider kommen diese Herren nur spät zur Besinnung. Alle ihre Studien reichen am Ende doch nur für Clavier-Etuden und moderne Literatur aus. Wohl ihnen, wenn sie mit ihrem Drang nach persönlicher Auszeichnung auf diesem Felde pflügen; wehe ihnen, wenn sie diese auf dem Felde der Oper suchen. Ich will die Hunderte von Tonkünstlern nicht näher bezeichnen, die schwingenverbrannt herabsanken, und statt dem geträumten Lorbeer nur die Myrrhe fanden. Nichts desto weniger suchen sie ihren Stolz auch in der niederern Kammersphäre zu behaupten, denn sie geben den Ton an, bilden eine Autorität, und Carl der Große konnte in der Mitte seiner Paladine nicht prächtiger einher wandeln, als es heut zu Tage ein Pianist unter seinen Schülern thut. Obgleich er es nicht glaubte, so schwamm doch Leander in diesem seinen eigentlichen Element. Nicht etwa, als ob er dieses Element von einem höheren Standpunkte aus betrachtete, als ob er gegen den

Strom des Zeitgeschmacks ankämpfen oder nur die Würde des Talents bewahren wollte. Behüte! Er war klug genug, hier nicht vernünftig zu sein. Im Gegentheil war es sein Stolz, daß man von ihm sagte: Leander braucht keinen talentvollen Kopf um einen großen Virtuosen daraus zu machen — und wie Roland rief: „Schafft mir Mohren her!" so rief Leander: „Schafft mir nur Finger!" Sein Schluß war: Hab' ich Finger, so hab' ich Virtuosen und Talente; ergo schaffe ich aus Fingern Talente. Und in der That, er bewies, daß man auch ohne Talent ein großer Virtuose werden konnte. Was Wunder also, daß Alles, was aus Leanders Fabrik hervorging, gepriesen wurde. Ein Schüler Leanders zu heißen war genug, um nach zwei Jahre genossenen Unterrichts sogleich selbst als Meister aufzutreten. Zwei Jahre und nicht darüber, das war der Normaltermin, dann gab er seinen Jüngern den Segen und sprach: „gehet hin in alle Welt und lehret" — und die Jünger gingen in alle Welt und lehrten. Aber sein Einfluß war noch ausgedehnter, denn er brachte es endlich dahin, daß alle Flügel, Piano's und Spinette in Zungenheim nach der Gabel des dortigen

Opern-Orchesters gestimmt wurden, ja — und das will viel sagen — daß sogar die Hackbreter der Institute in erträglichen Zustand gesetzt wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß dies Verfahren allein einen entschiedenen Einfluß auf die solide Gehörbildung der Einwohner Zungenheims hatte, und um so mehr eine allgemeine Nachahmung verdiente, da dieser wichtige Zweig musikalischer Würde wunderbarer Weise noch niemals und nirgends beachtet wurde. Dies tief empfindend, verlieh ihm deshalb auch der kunstliebende Landesherr, Graf Anselmus von Zungenheim den Orden des goldenen Künstlersporns erster Klasse. So zu neuer Thätigkeit angespornt, wollte Leander noch weiter gehen und selbst das Gekreische der Angeln an Haus-, Zimmer- und Ofenthüren in einen harmonischen Emoll Akkord bringen. Allein hier scheiterte er an dem Ausspruch der Schlossermeister, welche bei einem zu diesem Ende veranstalteten Zweckessen die Theorie aufstellten, daß die dem Rost ausgesetzte Construction der Angeln dem Schicksal mancher Kehle gleiche, die ebenfalls nie rein zu stimmen sei.

Es war also kein Wunder, daß unser Zeitmann

in einen sauern Apfel biß, und sich, koste es, was es wolle, an diesen allgesuchten Coriphäen wandte. Aber Leander war auch großmüthig, denn sich erinnernd, daß er vis à vis de rien nach Zungenheim kam, und sein ganzes Emporkommen der Protection des reichen Banquiers zu danken hatte, biß auch er in einen sauern Apfel und sprach: „Herr Zeitmann, obgleich ich 12 bis 13 Stunden täglich zu geben habe, und mir die Stunde mit einem Thaler und fünf Groschen honorirt wird, so nehme ich von Ihnen doch kein Geld. Ich habe manche Auster mit Ihnen und auch sonst manche Vortheile von Ihnen genossen, deshalb will ich meinerseits auch ein Opfer bringen, und Ihr Söhnlein umsonst — verstehen Sie mich — ganz umsonst unterrichten, und zwar jeden Sonntag von 8 bis 9. Nur mache ich zur Bedingung" — fügte er mit edelmüthiger Bescheidenheit hinzu — „daß die Sache ganz unter uns bleibt. Es ist nur anderer Zumuthungen wegen."

Am folgenden Tag aber wußte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Stadt.

Mit dem Gratis-Unterricht ist es aber eine eigene Sache. Er scheint nicht in der pädagogischen

Natur zu liegen. Unmuth, Langeweile, Verkürzung und Versäumniß (welche man in Deutschland mit dem Terminus „Schwänzen" bezeichnet) sind die unvermeidlichen Trabanten dieses großmüthigen Vorsatzes. Ich habe das noch immer gefunden — und deshalb Ehre den seltenen Ausnahmen!

Leander gehörte leider nicht zu diesen Ausnahmen, denn obgleich er wohl fühlte, hier dankbar sein zu müssen, so kam er doch nur höchst selten zur gesetzten Stunde, und unter drei Mal wurde das arme Kind sicher zwei Mal fortgeschickt. Und doch machte er die strengsten Anforderungen an die aufgegebenen Lectionen! So verlangen gewöhnlich — sonderbarer Contrast — pflichtvergessene Menschen nichts desto weniger die exactesten Pflichterfüllungen von ihren Umgebungen!

Zeitmann biß sich in die Lippe, mogte aber doch den Vortheil des Renommées nicht aufgeben, Leander zum Lehrer des kleinen Cäsar zu haben. Industriöse Köpfe wissen sich immer zu helfen. Sich für Leanders Vernachlässigung schadlos zu halten, suchte er andere Musiker zu gewinnen, und so hatte der kleine Cäsar beinahe für jeden Finger einen be-

sonderen Tyrannen, wovon jeder einzelne wiederum in des Vaters mercantilischem Gegendienste eine vortheilhafte Equivalenz suchte. Manus manum lavat. Versäumte der Eine, so kam doch der Andere, nur der Vater fehlte nie — denn dieser war ganz der Mann dazu, jede Lücke auszufüllen, die verschiedenen Methoden zu verbinden, und das so gepeinigte Kind mit den Argusaugen der Speculation und Habsucht zu bewachen.

Das Princip hieß, — wir Deutsche haben ein herrliches Wort für unausgesetzte geistlose Thätigkeit — o c h s e n . . . auf dieses gründete der arme Mann alle seine phantastischen Hoffnungen, und: „Caesar aut nihil“ war sein Wahlspruch.

Leider erblicken wir in der Erziehung Cäsars das Spiegelbild manches hochmüthigen Nihilisten!

Wir verließen Herrn Zeitmann in peinlicher Stellung. Während ich aber diese Episode erzählte, ist Apollonia wieder erwacht und schlürft eben die dritte Tasse Kaffee. Es hat so eben acht Uhr geschlagen, und der Alte blickt ungeduldig durch das Fenster, als sich des kleinen Cäsars Stimme vernehmen läßt.

Das arme Kind hat einen schweren Traum; es sieht alle seine Lehrer um sich versammelt, zürnend, drohend, und der Vater, da es zu weinen anfängt, langt mit einem Arm, der sich riesenhaft erstreckt und immer länger und länger wird, hinter den Spiegel, wo sein mächtigster Hebel der poetischen Entwickelung steckt: die Ruthe.

„Will ja geschickt sein — will ja folgen, lieb Papachen — nur nicht schlagen" — lallt das Kind in seinem Traum, und fügt nun in großer Hast hinzu: „cis oder des . . . fis oder ges . . . ais oder hes... Ach! nein, nein! ais — oder . . . oder . . . kann nicht behalten — aber nicht schlagen . . . nicht . . . O weh, weh, weh!" und laut weinte das Kind und hielt sich beide Händchen vor's Gesicht.

„Um Gott!" rief die Mutter, „das Kind träumt, es bekommt Schläge. Siehst Du, das sind die Folgen Deiner Zucht." Und schnell saß Apollonia am Rande des Bettchens, nahm den Knaben in ihre Arme, und küßte ihm die Thränen von den Wangen. „Weine nicht, Cäsarchen . . . Du bist ja bei mir."

Das Kind erwachte, — begegnete dem Antlitz seines Vaters, und hüllte erschreckt und aufs

Neue schluchzend sein Gesicht in das Busentuch der Mutter.

„Diese verdammte Sentimentalität hat der Bursche von Dir," zürnte Zeitmann, „und Du wirst ihn mir noch ganz verderben. Aber — zum Glück da kommt Leander, und dann hat hoffentlich die Comödie aufgehört."

„Das Kind zittert!"

„Das ist das geistige Räderwerk angehender Begeisterung. Du hast's ja gehört, sogar im Traum gibt er sich mit seinen Studien ab. Daß er die Ruthe sah — nun — das ist freie Phantasie. Componisten lieben die Geißel. Du wirst sehen was aus dem Jungen wird," . . . er näherte sich dem Knaben, und fuhr ihm mit der Hand gleichgültig über die schweißige Stirn. „Nun wie steht's, Cäsarl! Bist Du jetzt geschickt?"

Der Knabe sah scheu auf, — aber da er merkte, daß der Vater nicht zürnte, lächelte er unter Thränen, und lallte: . . . „bin geschickt, Papachen!" dabei nahm er die breite haarige Hand und küßte sie.

„Und wirst Du jetzt brav lernen?"



„Brav lernen . . . o weiß wieder ais oder b...
Nicht wahr — bin wieder geschickt?"

„Siehst Du, Apollonia, welch ein Talent in
dem Knaben steckt? Ein wahrhaft chromatisches!"

Leander trat in die Stube. Sein erster Blick
fiel auf den Knaben, der noch im Bette lag. Fragend
sah er die verlegenen Eltern an.

„Sie entschuldigen, Herr Leander," sprach Madame
Zeitmann erröthend, während sie schnell mit
ihrer Schürze alle Spuren des letzten Moments vom
Angesichte ihres Kindes wischte. „Sie verzeihen —
aber mein Mann — er —"

„Aber meine Frau — sie —" erörterte Zeitmann
nachspottend — „sie verdirbt uns den Jungen ganz
und gar — sie hat keinen Begriff von weiser Strenge
. . . aber in der That, lieber Herr Leander, — es
ist schon so lange her, daß wir das Vergnügen nicht
hatten . . . daß ich wirklich —"

„Ihren Besuch nicht vermuthete," ergänzte Leander.
„Ja, sehen Sie, lieber Mann — es ist ein
Unglück . . . ich darf mich nicht blicken lassen, so
läuft man mir nach und verlangt Unterricht — da
passirt es denn wohl einmal, . . . daß man . . .

allein sein Sie außer Sorgen, eine Lection von mir gegeben, ist haltbarer, als zehn andere . . . und Sie, werther Freund, helfen ja so vortrefflich nach, daß ich oft erstaunt bin."

Der alte Fuchs lachte in sich hinein.

„Nun, Madame Zeitmann, war unser kleiner Mozart recht fleißig?"

„O bitte — spazieren Sie gefälligst in dieses Zimmer" — bat Apollonia statt aller Antwort, öffnete es, und die Männer traten in die aufgeräumte Clavierstube.

Fünftes Kapitel.

Die Folterkammer der Pädagogik.

Gleich den Marterinstrumenten, Schrauben und Ketten in den Folterkammern des Mittelalters, hingen und lagen hier herum die Bildungsapparate des Clavierspiels. Drohend schauten von der Wand herab die doppelte Fingerleiste, Kalkbrenners Handleiter und das Chiroplast, nicht unähnlich Götzens eisernem Handschuh. An ein Piano geschraubt war das furchtbare Dactylion mit seinen acht Schnappgalgen, Drähten und Ringen, wodurch der Eleve die Finger stecken muß, um mit Mühe zur Claviatur zu gelangen. Eine sehr weise Vorrichtung von Stahlfedern, um — wie der Gebrauchzettel besagt — sich einen

schönen Vortrag anzueignen. Deshalb aber auch „gut geheißen durch das Institut Frankreichs und in ganz Frankreich, England und Deutschland patentisirt. Erfunden von Henri Herz." Auf einem Tischchen lag der Chirogymnast, eine Erfindung von neun gymnastischen Apparaten für die Finger, nicht unähnlich der Daumschraube, um aus kurzen Fingern lange zu machen und aus kleinen Händen Riesenfäuste. Eine prächtige Turnanstalt für hoffnungsvolle Finger. Die Ehre dieser Prokustes-Erfindung gebührt Herrn Bertini, dem genialen Schnellsegler auf dem Gebiete musikalischer Disciplin. Für Dactylion und Chirogymnast sind von den Erfindern einige tausend Extra-Qualübungen geschrieben. Auf einem andern Tischchen steht das stumme Clavier, das zweckmäßigste Erzeugniß des ganzen Instituts. Der Eleve kann es mit sich herumtragen und überall, auf Reisen, beim Essen und sogar im Bette benutzen. Es sind nur 27 schwer fallende Tasten, in einer Art von Papagenokästchen, die aber keine Töne von sich geben. Welch ein Bildungsmittel für Phantasie und Gehör! Welch ein Vortheil für die Umgebung! Diese kann den ganzen Tag Clavier spielen sehen, ohne in Verzweiflung

zu gerathen. Es muß ein erhebender Anblick sein, ein kleines, schwaches Kind mit Hinzufügung des Dactylions wie einen durch Räderwerk getriebenen Automaten, der Pianisten des Jaquet Droz ähnlich, an solch einem stummen Claviere sitzen zu sehen. Und welche Zeitersparniß! Das Kind kann während der Ruhepause mit der einen Hand sogar schreiben und rechnen, während die andere doch immer der Kunst pflegt. Weshalb dehnt man aber diese Erfindung von stummer Musik nicht aus und hat für gewisse Opern nicht auch schon ganze stumme Orchester erfunden? Ueber der Lehne eines Sessels hängt das Corjupion — auf deutsch Zwangsjacke, und auf einem andern Stuhle liegt das Carcan oder Halsband. Das erste ist ein Panzer von Draht mit Bretellen von Fischbein, das zweite wird unter dem Kinn festgeschnallt, damit der Blick stets auf die Noten gerichtet bleibt. Beide, Corjupion und Carcan, geben eine recht martialische Haltung.

O, ich mögte die Erfinder dieser scharmanten Vorrichtungen küssen, wenn mir auf dem Wege zu ihrem Munde zufällig nicht etwas Anderes einfällt.

Außer diesen furchtbaren Requisiten der Pädago-

gik hängen an der einen Wand einige kleine Geigen, das Vergion oder die Ruthe und ein anderes Instrument zur Beförderung eines erhöhten Fortschrittes; das Disciplinium, eine Art von Gerte mit Knoten versehen, ganz gemacht, um den ermatteten Fingerchen im Nothfalle einige humane Andeutungen zu geben. Dieser Wand gegenüber hängen die Bilder von Haydn, Beethoven, Mozart, Cherubini, Sebastian Bach, Alfred Jaël und Leander.

In der Mitte des Zimmers prangte ein wohl conditionirter Graff mit 82 schwerfälligen Tangenten. Wenn alle jene Vorbereitungsgrade glücklich überstanden sind, wird dem kleinen Virtuosen gnädigst gestattet, (natürlich als Belohnung), hierauf seine modernen Studien zu erecutiren. In Schränken ringsum liegen in Schichten paragraphirt die Quellenstudien von Fur und Clementi und die mehr oder weniger daraus hergeleiteten Gradi ad Parnassum der Czerny, Herz, Hünten, Bertini, Hummel, Diabelli, John Cramer und Aloys Schmitt: alle der kleinen, größtentheils überflüssigen Duodez-Schulen und Opuscula gar nicht zu gedenken, die fast täglich aus Un-

kenntniß der Stammwerke in großen und kleinen Winkelverlagen erscheinen.

Zeitmann hat den Druck seiner gegenwärtigen Lage größtentheils den Opfern zuzuschreiben, welche ihn dieses Institut kostete. Dennoch ging er mit heimlich triumphirender Miene darin herum, und eines Indiers Träume können nicht wollüstiger sein, als unsers Zeitmanns, wenn er sich hier in seinem staubigen Sanctuarium einschloß und über zukünftige Hofrathstitel und Orden brütete.

Als er mit Leander eingetreten war, übersah dieser mit wohlgefälligem Lächeln alle Gegenstände.

Sechstes Kapitel.

Wichtige Debatten über Unsterblichkeit und Genialität.

„Ich muß gestehen, lieber Mann," sprach Leander, „daß Sie ein exemplarischer Erzieher sind und daß es Ihre Schuld gewiß nicht ist, wenn Cäsar als Clavierspieler nicht eben so groß wird, als sein Namensvetter es in Rom war;" er glaubte etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben und blinzelte deshalb vertraulich mit sich selbst in den Spiegel.

„Große Geister begegnen sich überall," entgegnete Zeitmann. „Jener Cäsar war ein Herrschergenie. Er spielte die Welt wie ein Clavier und die Menschen waren seine Tasten. Auch mein Cäsar wird ein Held werden."

„Daß er die Tastatur beherrschen wird, dafür garantire ich, aber ob er ein Genie ist“ —

Zeitmann sah ihn erschrocken an. — „Nun, was wäre mir denn das? Wozu hätte ich denn alle diese Apparate angeschafft? Ich bitte Sie“ —

Leander wiegte den Kopf, lächelte und schnalzte mit der Zunge. „Lieber Mann — wozu der unnöthige Eifer? Sein Sie froh, wenn der Junge kein Genie ist. Beten Sie zu allen neun Musen, daß er ja keines werde. Die Genies der alten und neuen Welt sind fast alle verhungert, weil sie entêtirt ihren eigenen Weg gehen und sich weder um Publikum, noch um Zeit und Geschmack geschoren haben. Nur die Nachwelt reicht ihnen den Lorbeer, weil das bequem und wohlfeiler ist. Dagegen beherrschen die Speculanten der Kunst das Universum und werden mit Gold überschüttet, ohne den Gewinn der Genies zu entbehren: die Ehre. Das Genie, sagt man, geht nie unter. Verba sunt! Kennt man denn alle die Genies, die untergegangen sind? Weil sie untergegangen, weiß man Nichts von ihnen, und die Welt spricht nur von Denen, die mit der flatternden Hungerfahne in der Linken und mit

dem Schwert des Geistes in der Rechten den Wall der Unsterblichkeit erstiegen haben. Die Welt klammert sich mit ängstlicher Erinnerung an diese Kämpfer und setzt ihnen Monumente, um — sie ja nicht zu vergessen."

„Aber dieser Ruhm über den Sternen — dieses Fortleben in der Geschichte — dieser Platz im ewigen Pantheon?" fiel Zeitmann mit Pathos ein . . .

„Oder im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon, wollen Sie sagen? — Pah — Phrasen, Nichts als Phrasen!" Und Leander stellte sich dicht vor ihm hin und betrachtete ihn mit verächtlichem Sarkasmus:

„Und Sie, Herr Zeitmann, radotiren von Sternen, — Ruhm und Pantheon, Sie, der Sie nur auf Mittel speculiren, aus Cäsar einen Crösus zu machen? Armer Mann! Wo die Kunst schon auf dem Halm verkauft wird, da hört alle Unsterblichkeit auf. Und was ist dieses Hirngespinnst, Unsterblichkeit? Wie lange dauert sie? Was ist die Spanne Zeit von einigen Hundert Jahren gegen die Ewigkeit, von der man träumt? Wie viele große Männer — Könige, Weise und Künstler — haben auch Anspruch auf dieselbe Unsterblichkeit gemacht und — sind doch ver-

gessen — wie Viele sind gar nicht bemerkt worden? Das Glück verwaltet das Amt eines Pförtners am Palast der Unsterblichkeit und besitzt allein den goldnen Schlüssel dazu. Jedes Jahrhundert ist ein Gemach in diesem Palast. Bei dem Pförtner aber kann man sich einschmeicheln, kann sein Protegé werden. Es hängt also ganz von ihm ab, in welches Gemach er seine Clienten einsperren will. Die klassischen Geister des Alterthumes hatten das Glück, in die hintersten Gemächer eingelassen zu werden. Andere, die es nicht minder verdienen mögen, müssen sich mit den vordersten begnügen, andere werden an der Schwelle wieder fortgeschickt. Aber auch diesen Palast wird die Zeit zertrümmern und er muß einem neuen Platz machen."

„Und wir Menschen wollen dem Genuß der irdischen Güter entsagen, um ein so baufälliges Phantom zu gründen, um einem bloßen Irrlicht nachzujagen?"

Zeitmann kratzte sich, wo es ihn nicht juckte, und sprach: „Aber diese Leute sind doch glücklich. Ihr Geist, ihr Gemüth macht sie die Entbehrungen nicht empfinden. Das Genie erhebt sie über alles Fatale."

„Aber wir Kunstspeculanten sind glücklich, ohne zu entbehren. Wir genießen die Ehre sammt den Freuden irdischer Güter. Wir greifen dabei nur nicht in's Unendliche, Blaue hinein — das ist Alles. Deshalb danken Sie Gott, daß Cäsar kein Genie ist. Den Virtuosen kann man machen, wie man einen Tisch oder einen Stuhl macht. Sie kennen mein Principium. Eigensinnige Concentration aller Kräfte auf einen Punkt, ununterbrochenes Ochsen — mehr braucht es nicht. Mit diesem Princip nehme ich den dümmsten Bauernjungen von der Straße weg und mache in zwei Jahren einen Matador aus ihm. So treiben und stacheln auch wir diesen Burschen hier, und was gilt's, in Kurzem ist er ein gemachter Mann, das heißt für diese Welt, nicht für die andere. Uebrigens kenne ich Ihre Schwäche. Machen Sie immerhin die Welt glauben, Cäsar sei ein Genie, es kann nicht schaden. Die Welt macht ihn ohnedem dazu, wenn er glücklich ist. Und er wird glücklich sein, wenn er sich selbst vertraut und ihr zu imponiren versteht. Ha, ha! Sie sind ein kluger Mann, denn Sie wollen Alles auf einmal, Genialität und Lebensgenuß, Reichthum und Unsterblichkeit!"

In den Worten Leanders spiegeln sich die Grundsätze der meisten seiner Collegen, wenn sie dieselben auch nur dunkel fühlen, oder gar für Bekenner der reinsten Lehre gelten wollen. Leander ist ein eitler Geck, welches ihn aber nicht hindert, ein Virtuose und ein Sophist zu sein. Zeitmann hörte ihm mit offenem Munde zu. Da aber des Redners Unglaube an Cäsars Genie ihm doch nicht die Aussicht auf Ruhm und Reichthum raubte, so ließ er die unschädliche Zunge walten und dachte fest bei sich: „Schwatze, was Du willst, mein Cäsar ist doch ein Genie!"

Siebentes Kapitel.

Der Unterricht mit seinen Stufen zum Parnassus.

Die Mutter brachte das Kind, welches sich ängstlich umsah, dann zu Leander lief und demselben sein kleines Händchen reichte.

„Gib doch auch Papachen die Hand," mahnte Apollonia mit einem vorwurfsvollen Blick, und Cäsarchen nahte sich nun zögernd dem Vater.

„Zu mir will die kleine Kröte nie," zürnte Zeitmann, „er fürchtet mich wie einen Popanz. — Aber das thut Nichts, wird mich schon lieben, wird schon einsehen, wenn er einmal groß dasteht. Kinder sollen überhaupt ihre Eltern nicht lieben. Um glücklich zu werden, müssen sie sie fürchten. Liebe verhätschelt, Furcht erhält die Ordnung und den Fleiß."

„So laß uns die Stunde beginnen," sprach Leander, indem er nach der Uhr sah und gähnte. Das Kind nahte langsam und die Mutter schlich mit einem Seufzer zur Thüre hinaus. Aber ich will das Gefühl meiner schönen Leserinnen — die vielleicht alle mit Lust und Neigung zu ihrem Piano schweben — nicht mit der Beschreibung der Torturen quälen, die der kleine Cäsar als „Präparations-Studien" durchmachen mußte, ehe er an das Piano, den Sitz der „Real-Studien" selbst, gelassen wurde. Wir haben das Arsenal der Erziehung überblickt und uns einen Begriff von den Graden und Stufen gemacht, die zum Parnaß des Herrn Zeitmann führen.

Das Kind, obgleich bis zum Umfallen erschöpft,*) finden wir in Jacke und Halsband geschnürt, das Antlitz mit einem hektischen Roth überzogen, endlich am Clavier. Der Schraubstuhl, worauf es sitzt, bringt die Händchen in diagonale Richtung zu den

*) Ich habe jüngst meine Hände den Uebungen des Chiro-gymnast längstens nur 5 Minuten unterworfen und wurde so nervös angegriffen davon, daß ich einen zweiten Versuch gern unterließ.

Tasten, und die kleinen Füße stehen auf einem Schemel mit Einschnitten, den man der Consequenz halber „Escabellum" nennt.

Leander sitzt mit ausgestreckten Beinen bequem in einem Lehnstuhl neben Cäsar und blickt über die Brille hinweg, wir hoffen gedankenvoll, zur Decke des Zimmers hinauf. Die linke Hand präludirt auf den Obertasten herum, die rechte mit einem Spazierstöckchen um die Pantalons vom edelsten Schnitt, und Herr Zeitmann geht mit raschen, kleinen Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, wahrhaft napoleonisch. Bald nähert er sich dem Kinde, sieht ihm über die Achsel auf die Finger, wechselt einen bedeutungsvollen Blick mit Leander und setzt seine Wanderung wieder fort. Apollonia aber macht sich dann und wann im Zimmer Etwas zu schaffen, um nur wie von ohngefähr an dem Knaben vorüber zu gehen und ihn beobachten zu können. Der kleine Cäsar selbst aber hat so eben seine 24 Scalen abgespielt und ist nun mit den Donnerläufen der chromatischen Tonleiter beschäftigt, worauf er zu doppelten Terzengängen übergeht. Man sieht es, das Chirogymnast hat seine Schuldigkeit gethan, denn die

Hände sind weit ausgebildeter, wie bei andern Kindern dieses Alters, und bereits machen sich schon die Sehnen, Muskeln und Adern darauf bemerkbar. Rührender, kunsterhebender Anblick! Endlich sind die Terzenläufe beendigt, das Kind läßt die Händchen sinken und blickt Herrn Leander traurig fragend an.

„Nun die Terzengänge, mein Söhnchen, schnell, schnell!“ spricht dieser.

„Hab' ja eben gespielt,“ antwortet das Kind.

„Wie, Du willst mich Lügen strafen, naseweises Bürschchen, willst Deinen Lehrer schon corrigiren?“ —

„Hab' aber doch gespielt,“ sprach das Kind halb weinend, „und bin so müde.“

„Aber in der That,“ erinnerte Zeitmann, „Cäsar hat seine Terzen wirklich losgelassen und dazu wundervoll, Sie haben nur überhört . . .

„Ich und überhört? Verbitte mir das, Herr Zeitmann,“ entgegnete der würdige Lehrer erröthend — „wenn Sie es aber besser verstehen, so unterrichten Sie Ihren Jungen selbst,“ und Leander stand rasch auf und stieß hart mit dem Stuhl auf den Boden . . .

„Nu, nu, . . . man kann sich irren,“ begütigte

der Vater. — „Aber daß der verdammte Junge auch immer widersprechen muß! Gleich spiel' die Terzen, oder" — und damit langte seine Hand nach dem Disciplinium.

„Nicht schlagen, lieb Papachen, will ja spielen" — und von Neuem griff das Kind in die Tasten und ließ seine Terzen wie Wagenräder darüber rollen. Man hörte ihr Rauschen in der ganzen Nachbarschaft, zugleich fielen aber ein paar helle Thränchen auf die kleinen Hände, die Niemand bemerkte.

Achtes Kapitel.

Fix und Fertig.

Da klopfte es plötzlich an die Thüre, und herein traten die Herren Fix und Fertig, ein junger Herr mit Brille und suffisanter Miene, und ein ältlicher mit aristokratischem Plie, feinen Zügen, sehr weißer Wäsche und einer Brillantnadel. Ersterer war der Herausgeber des Hinterbringers, Letzterer ein Sänger.

„Sie entschuldigen, meine Herren, daß ich diese Schäferstunde der Kunst unterbreche," sprach Fix, „allein ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen hier meinen Freund, den primo uomo della Scala in Mailand vorzustellen. Dreißig Jahre lang und noch immer die Zierde der italienischen Theater,

wird er jetzt ganz Deutschland durch seine Kunst bezaubern. In Italien heißt er Signor Fatti, für Deutschland ist er — fertig."

„Und was verschafft mir diese Ehre?" fragte Zeitmann. „O, spiele nur immer fort, mein Söhnchen! Die Herren erlauben doch — denn die Zeit ist edel, zugleich stelle ich Ihrem Freunde den Lehrer meines Cäsars vor, Herrn Leander, den ersten Virtuosen dieser Stadt und Ritter des Künstlersporns erster Klasse."

Nach gegenseitiger Verbeugung nahm Fix wieder das Wort: „Was Ihnen diese Ehre verschafft?" . . . er deutete auf den spielenden Knaben . . . „und im Angesichte eines solchen Wunders können Sie diese Frage stellen? Herr Fertig, von dem Ruf desselben angezogen, beabsichtigt, seine europäische Reise mit Zungenheim zu beginnen und . . . o, Sie errathen ja wohl schon?"

„Wenn ich Ihre Anspielung deuten darf," sprach Zeitmann, „so wünschen Sie, daß mein Cäsar in Signors Concert spiele?" —

Fix und Fertig verbeugten sich . . . „Und was

meinen Sie dazu?" fragte der Erstere Leander mit leichtem Schlag auf die Achsel.

„Doctor Fix weiß zu gut," antwortete dieser mit vielsagendem Blick, „daß man ihm Nichts abschlagen kann, und — wenn Herr Zeitmann" . . . Dieser aber wurde scharlachroth im Gesicht vor Freude, doch ermannte er sich politisch und sprach mit bescheiden gesenktem Blick: „Ich fürchte nur, daß mein Cäsar . . . vis à vis eines großen Auditoriums — und der Kritik."

„Ohne Sorge, Freundchen," lachte Fix, „wollen das Alles schon machen, wenn das Kind nur Muth hat."

„Muth?" erwiderte Zeitmann . . . „Wenn das Uhrwerk richtig aufgezogen, so geht es auch richtig. Jetzt wäre es noch zu früh, denn die Furcht kommt mit dem Verstand." . . .

„Also abgemacht," triumphirte der Andere, „Cäsar spielt künftigen Montag in Fatti's Concert und bekommt dafür eine Düte Bonbon."

Herr Fertig verbeugte sich vornehm und radbrechte die Worte:

„Signor, io werden mich bezeigen dankbar, wenn

das kleine Maestro kommen nach Italia . . . abber was executiren er für Concerte? . . . dal quel maestro sein der Composition?" . . .

Zeitmann nahm das Wort: „Ich denke, er spielt Beethoven — o der Bube hat eine wahre Passion für Beethoven — er schwärmt nur so für ihn . . . und dann, lieber Leander, was meinen Sie, Etwas von Emil Prudent, oder sonst was Klassisches?" . . .

„Ich denke," fiel Leander ein, „er spielt meine Phantasie über Themas aus Nebuco von Verdi, sind Sie's zufrieden, lieber Fatti?"

„Jo sono contento parfeito . . . aber wollen der kleine Mann nicht eine kleine Repetitione machen von sein Talent?" . . .

„'s ist ja auch wahr," rief Zeitmann. „Allons, mein Cäsarchen, mein süßes Kind, — hör' 'mal auf mit Deinen Etuden und spiele uns eines Deiner Concerte vor. Komm, steh' auf, und gib dem Herrn da ein Patschhändchen."

Und Herr Zeitmann — vor Leuten immer der zärtlichste Vater — hob den Knaben von seinem Sitz, küßte ihn, daß es knallte, und stellte ihn vor die

Angekommenen. Das Kind, froh, einen Augenblick erlöst zu sein, lief schnell zu den Fremden, reichte Jedem sein Händchen hin und blickte sie mit einer Mischung von Wehmuth und Freude an. Fix beugte sich über den Knaben, Fertig analysirte ihn durch die goldene Lorgnette . . .

„Welche Chopin'sche Elegie in diesem Blick," sprach der Erstere — „und betrachten Sie diese Hand, ganz nach der Antike geformt. Eine Hand des Plutarch. Hab' aber auch die Welt auf ihn präparirt, nicht wahr, Freundchen?" und dabei blinzelte er aufblickend vertraulich gegen Zeitmann.

„Ja," sprach dieser im Tone eines Cicerones . . . und dabei wird er nie angestrengt, ein paar Stündchen höchstens, denn Alles fliegt ihm nur so an. Ein Gedächtniß, sag' ich Ihnen, wie Mozart und Dase. Ich bin zwar sein Vater, aber es ist ein massenhaftes Genie. Und doch weiß er von Allem Nichts, die Kunst steckt in ihm wie das Mark in der Eiche und treibt von innen heraus. Deshalb ist aber auch athmen, leben und Clavierspielen bei ihm eins und dasselbe. Man raube ihm sein Clavier und er wird absterben wie die Pflanze ohne Licht und Luft. Von

Jugendlust, Kinderspielen, Sonnenschein und Blumen weiß er durchaus Nichts, denn hier ist sein Laboratorium, ist seine Welt, und seine Tasten ersetzen ihm Alles. Nur eine Leidenschaft hat der Junge, und diese ist sein Steckenpferdchen — von diesem eilt er zum Piano und wieder zurück."

„So macht sogar die Natur ihre Witze," lachte Leander, „denn sie deutet dadurch an, daß die Kunst sein Steckenpferd ist."

„Bravissimo!" lächelte Signor Fertig vornehm, und schlug dabei mit den drei bloßen Mittelfingern seiner Rechten in den linken Glacéehandschuh hinein . . .

„Geistreiche Bemerkung!" rief Zeitmann, und Fir zog sogleich seine Schreibtafel hervor und notirte sich dieselbe, sprechend: „Freundchen, den Witz handle ich Ihnen ab und sende Ihnen Ihr Antheil Honorar dafür."

Neuntes Kapitel.

Die Feuerprobe des Genies.

In diesem Augenblick trat die Mutter in die Stube, und der Knabe lief auf sie zu, schmiegte sich an sie, und rief: „Mamachen, mich hungert.“ ...

„Die Herrn verzeihen,“ sprach Apollonia, die sich mittlerweile traitabel gemacht hatte, „aber das Kind hat noch nicht gefrühstückt.“

„Ei was Frühstück,“ polterte Zeitmann, und gab dabei seinem Grimme einen Anstrich von Humor... „Die Musen frühstücken auch nicht, und Cäsarl kann's nachher einbringen ... stell' die Milch auf Kohlen, damit die Herrn hier nicht darauf zu stehen

kommen. Nicht wahr, mein Söhnchen, — Du willst jetzt nicht essen?"

Das Kind, diesen Ton instinktmäßig verstehend, ließ den Arm seiner Mutter los, und lief zum Flügel.

„Aber vorerst das Corsupion und Carcan herunter," sprach der Vater, „denn wie der Geist von der Zwangsjacke der Schule, muß auch der Körper von seinen Fesseln befreit sein, wenn es gilt zu executiren. Vestris hat des Morgens in Holzschuhen getanzt, um am Abend wie ein Vogel schweben zu können . . . Sie werden sehen, wie federleicht dem Jungen jetzt das Schwierigste wird" . . .

Während dem hatte die Mutter schweigend und kopfschüttelnd dem Kinde die Bande abgenommen, und seine Fantasie über Rebuco auf den Pult gelegt, Stuhl und Schemel geordnet. Der kleine Cäsar dehnte seine Gliederchen behaglich aus, blickte den Vater scheu an, und da dieser ihn mit freundlichem Nicken auf den Stuhl hob, und ihn wieder küßte, athmete er freier, und machte sich mit den üblichen Coquetterien, die dem Clavierspielen vorausgehen, bereit, das Werk zu beginnen. Fix und Fertig postir-

ten sich dicht hinter den Knaben, ihm über beide Achseln mit bewaffneten Gläsern zuschauend, Leander saß mit dem Stäbchen ihm zur Rechten, des Vaters Argusaugen bewachten ihn gegenüber, und Apollonia stand in einer Ecke am Ofen gelehnt. Unter solchen beengenden Auspicien sollte sich das freie Genie entwickeln — aber was dieses unterließ, that Gewohnheit, und als nach einem Moment allgemeiner Spannung Leander rief: „Laissez aller!!"

Da rollten, sprangen, hüpften, glitten und schlugen die losgelassenen zehn Springfedern über die Doppelfläche weißer und schwarzer Tangenten, so daß es brauste und sauste, zirpte und girrte, brummte und donnerte. Es war außerordentlich, was das Kind leistete, es war außer der Ordnung! Wenigstens außer der psychologischen. Leander hatte Recht, wenn er sagte: „Eigensinnige Concentration aller Kräfte auf einen Brennpunkt, ununterbrochenes Ochsen — mehr braucht es nicht." . . . So war es auch hier gelungen, zu beweisen, wie früh sich eines Menschen physische Natur zu entwickeln vermag. Ein Hebel mehr, das innere Gemüthsleben, die Un-

schuld und Reinheit der Tonkunst vernichten zu helfen, das war Alles.

Weit entfernt, das Gigantenspiel des kleinen Liliputaners zu verfolgen, — denn wir werden ja Fixens Kritik darüber lesen — gehe ich lieber gleich zum Schluß dieser Sitzung. Wer hat nicht schon die riesenmäßige Ausdauer eines Virtuosen-Papas zu bewundern Gelegenheit gehabt, der nicht fertig werden kann, den Zuhörer wie den Spielenden gleichzeitig zu peinigen, und ich weiß nicht, welche Arroganz größer ist, die seinige oder die eines Dichters, der sein Trauerspiel vorliest, oder auch eines Componisten, der nach und nach ganze Aktenstöße hervor holt. Es ist dies eine Verletzung des Gastrechts, wie sie nur die Civilisation hervorbringen kann. Schon ist der Flügel mit alten und modernen Classikern bedeckt, die alle schon herunter gespielt worden sind, und noch immer greift zu neuen Opfern die nicht zu stillende Eitelkeit der beiden Erzieher. Sie sehen nicht oder wollen es nicht sehen — denn der Fanatismus des Ehrgeizes täuscht sich immer selbst mit offenen Augen — wie Fix und Fertig verzweiflungsvoll hin und her trippeln, wie das spielende Kind schon mehr-

mals die Farbe wechselte, und die Mutter auf dem Sprunge steht, ihm beizustehen. Eine zehnseitige Etude ist so eben geendigt, schnell wollen Fix und Fertig von folternden Bedürfnissen gequält entfliehen. Aber Zeitmann, glühend vor Vaterwonne, wirft sich ihm entgegen, und fleht: „nur noch diese variirte Polka — der Glanzpunkt Cäsars!" . . . und das arme Kind muß aufs Neue die abgespannten Springfedern in Bewegung setzen — — da, zur Erhöhung seiner Qual, läßt sich unten auf der Gasse Trommelschlag vernehmen. Fröhliche Knaben mit Fahnen und hölzernen Säbeln ziehen jubelnd hinaus in den frischen Wald — dicht am Hause vorüber, und die rothen und gelben Läppchen streifen an den Fenstern an; in des Kindes kleiner Brust erwacht plötzlich eine nie gefühlte Sehnsucht, und von einem natürlichen Instinkt getrieben, breitet es beide Aermchen nach dem Fenster.

„Ist der Junge toll geworden!" schreit Leander. „Spielen, gleich spielen!" Aber das Kind hört nicht und blickt wie versteinert das schöne neue Wunder an. Da reißt der zornige Vater unter den Worten: „wart', ich will Dich lehren, mich so blami-

ren!" das Disciplinium von der Wand, aber — der Schlag trifft Apollonia's Arm, die herbei geeilt war, und in diesem Augenblick sinkt das Kind erschöpft in den Schoos der Mutter. Fir und Fertig aber stürzen zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Zehntes Kapitel.

Eine bescheidene Recension.

Das Concert des Signor Fatti war vorüber, und schon am folgenden Morgen las man im Hinterbringer Folgendes:

„Es gibt jetzt nur zwei Gegenstände der Aufmerksamkeit für Europa, die Verbindung des atlantischen Oceans mit dem großen Weltmeer, und — das Clavierspiel des kleinen Cäsar Zeitmann. Die Gottheit hat nur auf diesen geblickt, als sie das Samenkorn in die Furche legte, woraus der Stammbaum dieses Geschlechts emporblühen sollte, und wenn Montesquieu sagt: der Zeit fehlt es nie an dem rechten Mann, so hat er schon die Zeit ge-

ahnet, die einen solchen Mann, einen Zeitmann schaffen würde. Nomen et omen! Der römische Cäsar sprach sein veni, der Cäsar des 19. Jahrhunderts darf es mit größerem Rechte ausrufen, denn jener bedurfte Tausende von Schwertschlägen, um eine Welt von Körpern zu besiegen; dieser Held bedarf nur eines Fingerschlages, um eine Welt von Geistern sich zu unterwerfen. Gäbe es ein Land der Tauben, wie es ein Land der Blinden gibt — Deutschland — so sende es nicht zu Doctor Turnbull, nein, es sende zu unserm Cäsar, und es wird auf der Stelle genesen. Aber sein Zauberspiel — bald kosmisch, bald kosmetisch, hier Donnerton, da buhlende Winde, dort wieder Thränenwellenschweifender Kocytus — spricht nicht blos zu den Gehörnerven, nein, es dringt in die innersten Fibern der Seelenkammer, und eine Norma, die vorher Johann Michel Zimmermanns mimische Schrift studirt, kann nicht drastischer wirken, wie das Spiel Cäsars. Ach! Weshalb hat der würdige Revisator der Kreisfinanzkammer in Ellwangen, Herr Näher, statt seiner Schnellschreibmaschine nicht auch eine Notation für die Geistersprache erfunden? Aber mir versagen Zunge und Fe-

der ihren Dienst, das Unbeschreibliche zu beschreiben, ich zittre wie ein Französischer Feuilletonist, wenn er überschwenglich wird, und taumle wie jener Clarence, der ein Glas Wein forderte, und in ein ganzes Faß Sekt getaucht wurde. O du deutsches Publikum, glaube nicht, daß mich Kunstfanatismus verrückt gemacht, hier ist ja keine Prima Donna, in die man sich erst verlieben muß, ehe man radotirt; ich bin ja noch Wassernüchtern gegen die Spanier und Holländer, aus deren encomiastischem Lexikon jeder deutsche Kritiker seine Worte entlehnen kann, wenn seine Sprache nicht mehr ausreicht. Spanien und Holland, Zenith und Nadir — und doch macht euch der Enthusiasmus zu einem siamesischen Zwillingspaar. Ich könnte stehlen aus fremdem Geistergebiet wie ein deutscher Operncomponist der Neuzeit, und auf Cäsar beziehen, was uns die Iberia musical von dem großen Franz Lißt schreibt. Diese schreibt: Lißt ist ein Planet, der Alles, was ihn umgibt, verdunkelt . . . eine größere Phrenesie haben wir noch nicht beobachtet . . . Sei gegrüßt, Du von den Göttern und Menschen geliebkoseter (Mimado) Künstler! oder was der Globo inhaltschwer ausdrückt: „Nie-

mand glaubte, daß ein Mensch am Clavier säße." Oder was der Heraldo schwärmt: „Sein erhabenes Spiel läßt keine Analyse zu . . . welch ein Delirium!

Ferner könnte ich bestehlen das Amsterdamer Echo dramatique, das den Alexander Dreyschock, den Fürsten der Clavierspieler, den weisesten und brillantesten Virtuosen nennt, oder welches da sagt: Unter seinen Händen wird das Clavier geheiligt . . . oder . . . um von großen Wunderwerken zu reden, muß man eine Sprache erfinden, dem Gegenstande ähnlich . . . wir fühlen unsre Ohnmacht, um würdig über einen Virtuosen zu sprechen, der mehr als europäischen Ruf besitzt u. s. w. Ich könnte Ivan von Villergas bestehlen, der ihn mit Napoleon zusammenstellte, oder gar jenes philadelphia'sche Blatt, das, um Alles in Allem zu sagen, einen andern Virtuosen mit unserm lieben Herrgott vergleicht; denn es spricht: Im Himmel ist ein Gott, und auf Erden ein Leopold von Meyer. Ich könnte dies alles auf Cäsar anwenden, allein wozu mich mit fremden Federn schmücken, da ich mit Bestimmtheit behaupten kann: Cäsar vereinigt alle Tugenden dieser Virtuosen, ohne ihre Laster zu besitzen, und folglich muß sich auf ihn auch

alles Lob concentriren, welches jene einnahmen. Cä-
sar ist gerade deswegen der größte Künstler, weil er
der kleinste ist. Ne quisquam Caesarem possit supe-
rare nisi Caesar!

Kann ein Brunnen wohl noch Wasser geben,
wenn die Quellen versiegt sind? Deshalb verzeihet,
ihr übrigen Planeten, wenn ich von der Sonne ver-
blendet Euch nicht bemerkte — tritt diese zurück, dann
will ich Eure Bahn beschreiben.

Olivier Anastasius Fir.
Doctor der Philosophie.

Elftes Kapitel.

Eine Mutter an der Wiege des Virtuosen. Der nächtliche Besuch. Vaterfreude. Eine Catastrophe.

Es ist Nacht und der Vollmond wirft sein falbes Licht durch die rothen Gardinen in das Zimmer, worin Cäsar schläft. Diese röthliche Dämmerung fällt auf das zarte Antlitz des Schlummernden, und erhebt zugleich die kummervollen Züge Apolloniens, die mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen am Fuß des Bettchens sitzt. Man sieht ihr an, daß ihre Gedanken auf einen ernsten Gegenstand gerichtet sind, denn sie erhebt ihr Auge, das mit ängstlicher Theilnahme den schlummernden Liebling bewachte, nur dann, um es von einem Seufzer begleitet gen Himmel zu richten. Ihre braunen, noch immer vol-

len Locken sind aufgelöst und fallen Magdalenen artig über Brust und Nacken. Apollonia zeigt uns, ohne es zu wollen den Wechsel des menschlichen Geschicks. Die Zahl ihrer einstigen Anbeter, als von verrätherischem Schimmer umgeben ihre elastischschwellenden Glieder und ihr Auge voll schalkhafter Glut noch Alles bezauberten, hätten sie heute nicht wieder erkannt — auch nicht durch die anziehende Schärfe des Opernglases. Und doch gewährt sie dem ruhigen Beobachter ein ehrwürdiges Bild, denn er erblickt nicht mehr die leichtsinnige Circe, er sieht nur die Mutter. Das Muttergefühl absorbirt alle Schwächen und Laster. Der Anblick einer Mutter mit ihrer Liebe und ihren Schmerzen ist immer schön. Ich benutze das beste Vorrecht des Schriftstellers, indem ich in das innerste Heiligthum des Menschen dringe, in sein Herz, und seinen leisesten Pulsschlägen Worte gebe.

„Du armer kleiner Schelm," so denkt Apollonia — „was wird man aus Dir machen?" . . . Ohne Rücksicht auf Dein inneres Wesen, auf Deine Neigung und Deine erwachenden Gefühle, folgt man nur den Eingebungen der Selbstsucht. Du warst

schon vor Deiner Geburt an den Meistbietenden verkauft, und jeder neue Schritt, den Du thust, ist nicht mehr die freie Bewegung eines freien Menschen. Ach! wärst Du als ein Sclave geboren, Du könntest Dich nach Arbeit und Geißel doch zurückziehen in Dich selbst, und im Gemüthe Dich entschädigen. Aber man hat nicht blos Deinen Gliedern Fesseln angelegt, nicht blos zu Zwangsarbeiten bist Du verurtheilt, das entsetzliche T. F., das Cainszeichen der Civilisation ist auch Deinem Geiste eingebrannt. Mit unsichtbaren Fäden haben sie Dein inneres Leben umsponnen, Deine kleinen Gedanken geleitet, und ach! es wird ihnen auch gelingen, Dich ganz zu verderben, denn schon bemerke ich Spuren, daß Dein Herzchen höher schlägt, und daß Deine brennenden Augen leuchten, wenn Dir vornehme Leute schmeicheln. Ich habe bemerkt, daß sich Dein Blick verdüstert, wenn sich Dir ein Bürgersmann nähert und Dir die rauhe Hand darbietet. So wirst auch Du, mein Knabe, ein Opfer des Dünkels werden, der jetzt die Welt beherrscht. Auch ich war einst ihm unterthan, und weiß nun, wie lächerlich und verächtlich er uns macht. Je näher dem Ruhme, desto

weiter entfernte ich mich von der Natur, entfernte ich mich mit sinnverwirrendem Hochmuth von dem edelsten Menschenziel, von Selbsterkenntniß. Wo lebt der sogenannte Illustrator einer Kunst, der unverblendet so viel eiserne Weisheit besäße, daß er nicht zum Egoisten oder zum Gecken würde? Nur der Sturz vom Gipfel gibt die Besinnung wieder. Mich hat er gereinigt, obgleich ich unglücklich bin, unglücklich, Dich mein Glück zu besitzen. Darum klammere ich mich an Dich mit unsäglicher Mutterangst. Denn noch gehörst Du mir — noch lächelst Du meinen Liebkosungen entgegen, noch zieht Dich ein heiliger Instinkt an mein Herz. Aber wie lange wirst Du dieses kindliche Gemüth noch besitzen? Ich sehe es ja schon mit jedem Tage schwinden — sehe es Schritt vor Schritt der Kultur zum Raube werden . . . Kultur und Kunst! Ach, die Thoren bilden sich mit gewaltsamer Selbsttäuschung ein, sie wollen Dein Glück gründen — und doch fehlen Dir die Stoffe, die Dich als Künstler wahrhaft beglücken könnten. Das kann nur ich, die Mutter wissen, die Deine ersten Empfindungen erforscht, die Deine Träume belauscht hat. In Dir, Du Armer, pulsiren nicht

die Atome, woraus Mozarte werden! Sie wollen Dich unsterblich machen . . . den Todtgeborenen! Und doch wirst Du, wie so viele, ein Kind des Sturms werden, das in seiner Wirbelexistenz untergeht. Und schon fühle ich, daß ich wieder Mutter bin — ich mußte ja Mutter werden — um ein zweites Opfer zu gebären! Denn solltest Du fallen — muß nicht Ersatz da sein für die verfehlte Speculation? Mit Jubel wird man die neue Prima Donna begrüßen!

O Herr mein Gott! Welch ein sündliches Spiel wird mit unsern Gefühlen getrieben! Nach den Satzungen herkömmlicher Gebräuche wird über die Geschöpfe verfügt, die wir unter unserm Herzen getragen, mit unserm Herzblut nähren, und auf die nur wir allein Anspruch haben; über den schönsten Theil unseres Daseins, kaum dem Mutterschooße entsprossen, disponiren kalte mathematische Menschen, und was wir berechtigt sind, ewig liebend zu besitzen, was uns nur allein angehört, stößt ein uns fremder Tyrann hinaus in das Chaos, weil — ihm eine conventionelle Uebereinkunft, die uns gleichgültig ist, die Gewalt dazu gab . . .

Und gibt es keine Hilfe, keinen Beschützer gegen diese Tyrannei? Die Welt voll strenger Gesetze — sie bestraft den Unglücklichen, der, um den Hunger seiner Familie zu stillen, nach verzweifeltem Kampfe mit seinem Gewissen ein Brod entwendet — hat sie kein einziges Gesetz für den moralischen Kindermord, und für den frechen Raub am Mutterherzen? . . .

Diese Gedanken wurden durch ein heftiges und anhaltendes Schluchzen unterbrochen . . . Da bewegte sich das Kind, und regte seine Arme. Der leiseste Athemzug des Lieblings weckt eine Mutter — und läge sie in tiefer Ohnmacht — „Horch!" lispelt sie — „Er erwacht — mein Kummer erweckt Sympathie in seiner kleinen Brust — er träumt von mir — und streckt sein Aermchen nach mir aus? O wohl mir" . . . Aber als sich die Mutter über den Knaben beugt, bemerkt sie erst, daß nicht ihr diese Bewegung gilt . . . Der Knabe träumt, er spiele Clavier, und seine Finger bewegen sich schnell und convulsivisch in der Luft, und hart getäuscht, mit bitterer Wehmuth starrt Apollonia diesem grausamen Spiele zu. Da poltert es plötzlich die Stiege herauf,

und Zeitmann, ihr Gatte stürmt in's Zimmer, berauscht von Wonne und Champagner. Mit der Rechten umschlingt er die Trauernde, und mit der Linken schwingt er ein Zeitungsblatt hoch in die Höhe. „Endlich" — triumphirt der Seelige — „endlich der Anfang zur Unsterblichkeit! Da lies. Cäsar ist von der Academie Demensia zum Doctor ernannt, und das Patent liegt schon auf der Post. Die Nachricht brachte mir Freund Fir in unser Casino, wo, wie Du weißt, heute große Sitzung der Fackelfreunde war. Doctor Cäsar Zeitmann — ha, ha! gratulire, Frau Doctorin! Sieh mal da, wie's in dem Jungen gährt und treibt. Er virtuosirt sogar im Schlafe! Ist das nicht Genialität? Und dabei riß er das Kind aus seinem Bettchen, küßte es mit seinen noch moussirenden und nach Tabak duftenden Lippen so oft, daß der Knabe sich heftig sträubte und laut aufschrie, und tanzte mit ihm in dem kleinen Zimmer umher. „Siehst Du, mein Apollon'chen, was ich von Miß Paviana profitirt habe. Les beaux restes der Tage von Aranjuez. — Ha, ha, ha! Vivant alle Tänzerinnen, die solche Kraftgenies zur Welt bringen! Vivant alle vernünftigen Recensionen, denn unstreitig

hat Firens Kritik im Hinterbringer uns den Doctorhut in's Haus gebracht" . . .

Und Apollonia? . . . Sie sprach kein Wort, und sah mit stierer Apathie dem tollen Treiben der Vaterfreude zu — aber der Mond beschien ein leichenblasses Gesicht, das von innern Schmerzen krampfhaft aufzuckte. Noch ein Blick unaussprechlicher Wehmuth auf ihren Knaben, und sie wankte zur Thüre hinaus.

Aber schon in der nächsten Stunde mußte schnell ein anderer Doctor gerufen werden, und am Abend waren zwei Menschen weniger auf der Welt: Eine Mutter und eine Prima Donna.

Zwölftes Kapitel.

Der Löwe des Tags. Vater und Sohn. Im Hotel d'Asie.

Kühn darf ich nun einen Sprung von 18 Jahren machen, ohne daß ich riskire, etwas Wesentliches zu versäumen, denn man werfe nur einen Blick auf das Räderwerk unsers heutigen Musikwesens, man beobachte die Sitten seiner Träger, man lese die öffentlichen Feuilletons — und die Carriere unsers Helden, dessen Erziehung nach obigen Principien nun vollendet war, ist bezeichnet. Wie Cäsar Zeitmann unter den Schutzflügeln seines Vaters, der ihm Major-Domus, Clavierstimmer, Privatsecretair, Auslaufer, Tyrann und Unterthan zugleich war, den Globus durchkreuzte von den Shetlands-Inseln bis Messina, vom

schwarzen bis zum adriatischen Meer, von Krakau bis Paris und von Malta bis Sondershausen ... wie er Barbaren civilisirte und civilisirte Völker wieder zu Barbaren machte — wie er Hofrath, Ritter und baronisirt wurde — wie er überall seine Phantasieen über Nebuco und Columbus, seine Polka mystique, sein Gremillet passioné mit stets erhöhtem Feuer und Eingangspreis vortrug — wie hier sein Spiel zum Mosesstab, seine Töne zu Manna, da ein Institut, dort eine ganze Straße nach ihm getauft wurden, ... wie er als Protektor oder Direktor auftrat — wie man ihn hier zum Mitglied dieser und jener Gesellschaften machte und dort ihm Orden und Prätiosen zuflossen, wie sein Ausspruch als Orakel galt und seine Affectio nata alle weibliche Herzen ihm eroberten — das Alles will ich nicht weiter verfolgen. Es sei genug, daß Doctor Cäsar nun auf seines Glückes Gipfel stand und als Stern erster Größe am Firmament des Virtuosenthums glänzte. Wie sich aber in der Brandung eines solchen Lebens sein Charakter gestaltete, das wird sich im Laufe der Erzählung von selbst herausstellen.

Nur verdient das Verhältniß des Virtuosen zu

seinem Vater hervorgehoben zu werden. Der schnelle Tod Apolloniens hatte diesem einer großen Bürde entledigt, denn er war nun ohne sentimentale Einmischung Herr seiner Handlungen und unumschränkter Gebieter des armen Knaben. Dieser Einfluß, da er sein Opfer stets umstrickte und nie verließ, wuchs auf mit demselben und gebar am Ende jenes beengende und unbequeme Verhältniß, das sich nur allzuhäufig zwischen Eltern und erwachsenen Kindern findet. Selten nur verstehen es die Ersteren, namentlich die Väter, ihre geistesmajorennen Söhne unabhängig von ihrer Meinung zu machen. Das Band der Natur, oder vielmehr das Gefühl desselben legt ohnehin dem gutgesinnten Kinde eine moralische Abhängigkeit gegen Eltern auf. Die Ehrfurcht bindet immer. Schlimm daher und heimlich schmerzlich für das denkende Kind, wenn sich diese Ehrfurcht vermindern muß und sich das moralische Band lockert. Peinlich, wenn ein Vater oder eine Mutter diese Verminderung ahnet, und nun durch Mißbrauch dieses natürlichen Einflusses die Differenz auszugleichen gedenkt.

Wehe, wenn einmal die Natur zur Polizei werden muß, um die so gelockerten Bande zwischen El-

tern und Kindern nur äußerlich leiblich zusammenzu-halten.

Daß der von Eitelkeit und Habsucht gestachelte Harpagon den Sohn nicht frei gab, sondern ihn wie Schlingkraut an sich gefesselt hielt, wird aus dem Erzählten begreiflich. Den Tod der Mutter konnte das Kind nicht in seiner ganzen Bedeutung empfinden, da Apollonia ihm nur heimlich Mutter war, da sie nur seinen Schlaf bewachen durfte. Das erhebendste Gefühl des Kindes mußte der Arme entbehren. Aber doch erbte Cäsar ihre Gutmüthigkeit, und diese war es, welche ihn dem Regiment des Vaters ohne Murren unterwarf und welche ihn später — doch ich will dem Laufe unsrer Geschichte nicht vorgreifen. Folgende Scene, welche sich in einem deutschen Badeorte ereignet, mag diesem ganzen Verhältniß nun einen Relief geben.

Es hat so eben 9 geschlagen und noch brummen die letzten Schwingungen nach vom Thurme St. Martin, von dem Hotel d'Asie durch den schönen Marktplatz getrennt, in dessen Mitte ein verwitterter Triton seine hellen Wasserstrahlen sprudelt. Ich führe den Leser in einen geräumigen Salon, dessen geschmack-

volle Einrichtung einem Satrapen hätte zum Wohnsitz dienen können. Heut' zu Tage kann jeder arme Teufel darin residiren, der einen Gulden für Schlafstelle und einen dito für Wachskerzen in der Tasche hat, wenn er die letzteren auch nicht anzündet. In der Mitte dieses Salons steht ein runder Tisch von Mahagoni auf einer Sphinx von Bronce. Ein roth damastener Vorhang hängt faltenreich darüber und auf demselben liegen in bunter Unordnung durcheinander Musikalien, Cigarren, Schreibzeug, ein weißer Glacéehandschuh (der andere liegt am Boden), Visitenkarten, Bücher, ein Metronom, Ringe, Uhr, Geldbörse und ein Hosenträger. Alles dieses ist aber über Haufen zurückgeschoben, um den Bestandtheilen eines Frühstücks Platz zu machen, das aus einem Kaffee-Geschirr von Majolika, kalter Küche und einer Flasche Champagner bestand. An diesem Tische, halb Geld zählend, halb dejeunirend, sitzt ein Mann in seidenen Schlafrock gehüllt. In türkischen Pantoffeln stecken seine Füße, ein bunter Foulard ist nachlässig um den magern Hals geschlungen, ein griechischer Fes sitzt burschikos auf dem struppigen Haar. Obgleich die Landstraßen diverser Leidenschaften das Gesicht dieses

Mannes durchfurchen, so herrscht in diesem Augenblicke doch ein sichtbares Wohlbehagen darauf, denn — er rollt so eben vollwichtige Holländer in allerliebste kleine Pistolen.

Ein Mensch in gelb und blanken Knöpfen, Kammerdiener genannt, steht nichtssagend vor ihm, brummt aber in Gedanken das schöne Lied: „Ach, wenn Du wärst mein eigen." —

„Zehn, zwanzig, dreißig . . . und fünf und ein halb . . . nach Abzug aller Kosten. So, Friedrich; das Geld hier bringst Du der Miß Carneol gegen Quittung, sagst ihr mein Compliment und das wäre . . ."

„Ihre Hälfte?" frug Friedrich.

„Ja — des Teufels Antheil," antwortete Zeitmann mit einem mürrischen Seitenblick. „Ich sag's ja immer, man soll nie ein Concert in Compagnie geben, besonders mit einem Frauenzimmer. Während sich die Dämchen in Baumwolle wickeln, sehr wenig Töne ausgeben, aber desto mehr Gold einnehmen, haben wir allein die Schur" — bei diesen Worten trank der geplagte Mann sein Glas leer in langen wucherischen Zügen und blinzelte dabei vertraulich gen

Himmel. „Nun," fuhr er fort, indem er das leere Glas verächtlich bei Seite schob — „nun, diese macht freilich eine Ausnahme von der Regel. Talentvoll, witzig, intriguant, jung genug, daß ihr die Coquetterie steht, großen Anhang — das rentirt sich noch. Ja, die Carneol ist eine Perle, eine Chrysalide. Mögen die Poeten sie immerhin eine Peri nennen, wenn sie für uns nur pari bleibt. Darum bring' ihr diese drei Rollen, ich hoffe, sie sind dankbar; wenigstens hat solche Rollen noch nie eine Sängerin zurückgeschickt." Und dabei lachte der alte Witzling, daß ihm die Thränen über den Faltenwurf seiner Backen liefen.

„Soll ich gehen?" sprach Friedrich, gleichgültig die Goldrollen in die Tasche steckend.

„Warte noch . . . hier diese drei Ducaten bringst Du Doctor Dringlich, dem Redakteur des Omnibus, und sagst ihm dabei — er wüßte schon. Mit solchen armen Schelmen macht man Gottlob wenig Umstände. Ein Anderes ist's mit den gestrengen Herren des Gänsekiels — die aber am Ende doch auch Geld brauchen. Ist aber schon difficiler anzupacken, oft gefährlich, und man exponirt sich am Ende. Jeden-

falls muß man leise anklopfen und darf nicht mit Kleinigkeiten kommen." Bei diesen Worten, indem er ein zollgroß versiegeltes Päckchen ergriff, entfuhr ihm ein schmerzlicher Seufzer. — „Hier — dieses nebst Billet bringst Du . . . doch nein, nein — das ist gegen die Form, da muß ich selbst hingehen" — und dabei zündete er das Billet an einer der Kerzen an, die auf einem dreiarmigen Silberleuchter prangten, sah gedankenvoll in die Flamme und murmelte: „Was für Umstände um ein paar lumpiger Federzüge willen."

Friedrich wollte fort . . . aber: „War Herr Ernst noch nicht da?" fragte der Alte ihn unruhig.

„Nein, Herr Zeitmann."

„Noch immer nicht? — und war doch gestern drei Mal bei ihm, einmal sogar mit der Carneol vorgefahren . . . vier Karten abgegeben an einem Tage — er ist der Einflußreichste, also der Gefährlichste von Allen . . . und gerade er setzt mir das Messer an die Kehle — wie ist da beizukommen?"

„Mit Verlaub, gnädiger Herr;" sagte Friedrich — „ich meine, Herr Ernst will nicht für Sie zu Hause sein — denn als Sie mich vorgestern zu ihm

schickten, um ihn zum Diner einzuladen, ging er ohngefähr Hundert Schritte vor mir in seine Hausthüre hinein, war aber nicht zu Hause — so hieß es — als ich ihm folgte und nach ihm frug."

Zeitmann sprang so heftig auf, daß Tassen und Leuchter klirrten . . . „Das ist ja entsetzlich!"

In diesem Augenblick pochte es leise, fast furchtsam an die Thüre.

„Sollte er das sein?" meinte Friedrich.

„Herr Ernst, meinst Du? Unwissender Thor — diese Herren pochen stärker auf. Entrez!"

Friedrich öffnete die Thüre, ließ einen Menschen herein, in dessen Wesen sich Frechheit mit Demuth paarten, und begab sich fort.

Dreizehntes Kapitel.

Joël Dreibein. Ein Industrie-Bureau. Fernere Begebenheiten im Hotel d'Asie.

Der Eintretende hatte einen fadenscheinigen Anzug von zweifelhafter Farbe an und auf seiner schwefelgrauen Wäsche war die Spur der letzten Prise zu schauen. Obgleich über die funfzig hinaus, war sein glänzendes Haar noch rabenschwarz, seine Augen stechend, beweglich, und eine Geiernase bog sich den dünnen Lippen zu. Der Mensch verbeugte sich mit scheuer Vertraulichkeit, trat dicht vor Zeitmann hin, fuhr zugleich mit der rechten Hand in die linke Brusttasche und fragte: „Sind Sie der Herr Zeitmann?"

„Sind Sie Herr von Kotzebue?" dachte in diesem Augenblicke der Ueberraschte, fühlte schon den Dolchstoß in seiner Brust und schrie, indem er zurückprallte: „Sind Sie des Teufels, mein Herr — was wollen Sie?"

„Kann doch nicht des Teufels sein," erwiderte der Andere, „wenn Sie mich bestellt haben. — Nu, da bin ich, gutwillig und hilfreich wie ein Cherub. Hab' die Ehre, mich Ihrer Kundschaft bestens zu empfehlen . . . dito!"

Zeitmann erholte, schneutzte sich, und sprach Etwas beschämt: „Ah — Sie sind" —

„Joël Dreibein, Ihnen su dienen . . . Weil die Geschäfte im Handel gehen schlecht, weil die Speculation ist in großen Händen . . . dabei theure Zeit — zahl- und zahnreiche Familie . . . Sie wissen am Besten, Herr Zeitmann . . . Ihr Herr Sohn ist ein großer, ein berühmter Mann — der Ruhm ist jetzt der gangbarste Artikel . . . und da ich der Kunst liebe — weiß Gott, der Allmächtige, ich liebe der Kunst, denn mein Benjamin hat Stund' auf der Flöte, so hab' ich mir dito auch ganz darauf geworfen."

„Sie, auf die Kunst?"

„Nu, ob ich so oder so speculire — Handel bleibt Handel. Sehen Sie, Herr Zeitmann, das Publikum hat Launen, der große Künstler Feinde und Neider. Je höher so ein Herr Virtüos steht, desto tiefer kann er fallen, wenn er seinen Feinden nicht bietet ein Gegengewicht."

„Am Ende entscheidet doch das große Publikum."

„Na, ich bitt' Sie — großes Publikum — großer Unsinn. A Publikum is wie ein klein Kind, es macht Alles nach. Wann es hört zischen und pfeifen, nu so zischt es und pfeift es aach — wenn es hört applaudiren — dito, dito, dito! Wann Sie sind ausgezischt, so fragt kein Mensch, ob Sie's haben verdient, man hält sich an der Sach'. Sind Sie ein Ignorant und werden applaudirt, dito, dito, so heißt's, Sie haben gefallen. Wer applaudirt wird, gefällt, und wer gefällt, wird berühmt."

„Das ist wahr, mein Herr, — aber meines Sohnes Ruhm ist bereits europäisch, übereuropäisch."

„Nu, was halten Sie hinter'm Berg? Haben Sie doch Joël Dreibein rufen lassen und er nicht

Sie. Ihr Herr Sohn hat Ruhm über Europa hinaus, meinethalben dito über der Welt, aber als Virtüos auf des Clavier, nicht auf der Oper."

„Das dürfte sich wohl gleich bleiben."

„Ei, ei, wie möge Sie so rede! Soll so ein unwissender armer Mann dem gescheidten Herrn Zeitmann sagen, wo's sitzt? . . . Je größer der Ruhm Ihres Herrn Sohns als Virtüos, desto gefährlicher für das Theater. Wenn er käm so unbekannt wie ein Kind aus Mutterleib und componirt eine Musik für der Oper, da müßten die Leute doch erst hören, eh' sie sagen gut oder schlecht. Bei einem weltberühmten Clavierspieler aber wartet man nicht so lange. Man urtheilt vorher — und das ist mit Erlaubniß zu melden, das Vorurtheil."

„Herr Dreibein, Sie haben eine verzweifelte Philosophie."

„Nu — grad so viel, als zum Handwerk gehört. Feir' ich doch bald mein 25jähriges Jubiläum im Ruhm-Handel; hab' ich's doch zu thun gehabt mit allen Matadoren — sind sie doch All' mit Joël Dreibein zufrieden gewesen und ich dito — und ich sollte das Geschäft nicht verstehen?"

„Ich glaube Ihnen auch, mein Herr Dreibein, und denke, wir werden uns einigen. Aber sagen Sie mir doch, Sie ließen da vorhin so ein Wörtchen fallen — von . . . Verehrtester — bitte, was urtheilen oder was vorurtheilen denn die Leute von meines Sohnes Oper?"

Dreibein schob die Brauen in die Höhe und sah den Frager bedeutungsvoll von der Seite an.

„Reden Sie, Freundchen, ich beschwöre Sie — was sagt man?"

„Nu, nu — man sagt eigentlich gar nix."

„Gar Nichts?" . . .

„Oder schlimmer als gar nix — denn . . . (flüstert ihm in's Ohr) man zuckt die Achseln."

„Unverschämter, Du lügst!" schrie der beleidigte Vater und stieß den Geheimnißvollen von sich.

„Dito" — antwortete Joël ruhig . . . „nu, nu — so hab' ich gelogen — und unser Geschäft is aus . . . ich muß Ihnen nur noch erinnern, mein werther Herr Zeitmann, daß Joël Dreibein nicht allein g r o ß e Herren machen kann — o nein — er kann große Herren auch k l e i n — g a n z k l e i n machen — verstehen Sie mich, Herr Zeitmann . . . g a n z k l e i n,

. . . Und somit hab' ich die Ehre, mich dito su empfehlen."

Dreibein hatte die Klinke in der Hand, Zeitmann stand unbeweglich, und Jeder harrte des Vortheils, vom Andern zurückgerufen zu werden. Seines Uebergewichts sich aber bewußt, öffnete der Jude in der That die Thüre, und schon war er mit dem rechten Fuß auf der Schwelle —

„Ehe Sie den linken nachsetzen, mein Bester," — rief jetzt Zeitmann — „noch auf ein Wort: was zahle ich Ihnen für zwanzig Claqueurs?"

„Das hat seine Taxe," antwortete Joël so ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre — „sehen Sie hier" — und abermals fuhr er mit der rechten Hand in die linke Brusttasche und übergab ihm ein gedrucktes Blatt.

Zeitmann überflog es im Stillen, und wir sehen ihm über die Schulter.

Industrie-Bureau für der Opern-Claque, Chef Joël Dreibein.

(Rue Maulschellengäßchen No. 13 parterre).

Alle Tage zu treffen: Vormittag von 10—12, Nachmittag von 3—5.

Durchschnittlicher Tarif:

§ 1. Für 10 Mann pr. Kopf Kr. 30 nebst Freibillets Fl. 5
§ 2. Für 20 Mann das Doppelte . . . . = 10
und so fort nach Belieben.

NB. Unter zehn Mann wird nicht geliefert.

Gegenverbindlichkeiten des Instituts:

a. Großer Empfang. b. 6maliger Applaus nach Uebereinkunft. c. Hervorrufen am Schluß. d. Zweckmäßige Vertheilung der Mannschaft und e. Unerschütterliches Aushalten im Fall der Opposition.

NB. 1. Bravo-Rufen wird extra honorirt pr. Kopf Kr. 15
NB. 2. Bravissimo = = = = = = 30

Extra = Tarif:

§ 1.	Hervorruf am Schluß eines Akts .	Fl. 5 Kr. 24
§ 2.	Dito nach einer Arie, Duett ɿc. .	= 5 = 24
§ 3.	Applaus nach einer guten Cadenz .	= 6 = —

NB. Schlechte Cadenzen werden umsonst applaudirt.

§ 4.	Für jedes Da Capo	= 2 = 42
§ 5.	Für Werfung eines Straußes .	= 1 = 30
§ 6.	Dito eines Kranzes	= 2 = —

Gedichte werden umsonst geworfen.

NB. 1. Die verwerflichen Gegenstände müssen geliefert werden.

NB. 2. Für Verschwiegenheit bürgt das Institut.

NB. 3. Nach der Vorstellung wird der Triumphator von dem Institut gar nicht mehr gekannt.

. . . .

Zeitmann, nachdem er gelesen, blickte den Chef des Industrie=Bureaus zweifelhaft an.

„Nu,“ — sprach dieser — „Sie haben nur ſu wählen und ſu kommandiren.“

„Alles gut — allein das ist der Tarif für die Sänger und kein Maaßstab für meinen Sohn.“

Erschrocken fuhr Joël wieder in die Tasche. „Na,

so soll doch Gott helfen, — hab' ich mir vergriffen su Hause . . . Verzeihen Sie — ich will sogleich . . .

„Nicht nöthig, Herr Dreibein; werde selbst diesen Nachmittag kommen, den andern Tarif lesen und das Nöthige mit Ihnen verabreden."

„Kann ich mir darauf verlassen? Nu — so geben Sie Etwas darauf."

Widerstrebend und doch der Nothwendigkeit folgend öffnete Zeitmann das Pult, holte eine Geldrolle daraus hervor und reichte dieselbe dem Juden mit den Worten: „Hier einstweilen das Honorar für 50 Mann. Die Billete für Parterre und Galerie bringe ich diesen Nachmittag selbst. Adieu."

Dreibein griff hastig nach dem Gelde und schob es noch hastiger in die Rocktasche.

„Nur noch eine Bemerkung erlaube ich mir Ihnen su machen."

„Und?"

„Tarif und Einschreibegebühr werden besonders entrichtet."

„Nicht mehr wie billig," entgegnete Zeitmann mit einem höhnischen Seitenblick — „und ich muß

gestehen, Sie sind ein Ehrenmann, ein wahrer Phönix für den Ruhm . . . Sie treiben's in's Große."

„Nu — will man doch werden General und kein Gemeiner."

„Sie haben Recht . . . Sie können nicht gemeiner sein."

„Dito, dito, Herr Zeitmann . . . und somit hab' ich die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen."

Unter Bücklingen schob sich dieser Ehrenmann rücklings zur Thüre hinaus, und Zeitmann, nachdem er eine Minute lang nachgedacht, ging zur Thüre und zog heftig das Schellenband."

Ein Kellner erschien.

„Hat sich das Kurpersonal vergrößert?"

„Seit vorgestern um 45 Personen."

„Befinden sich auch Honoratioren darunter?"

„Hier ist die Badeliste. Der Prinz Karl von Löwenstein nebst Gemahlin, der Fürst Krakowitsch und die Dänische Tänzerin Sköwensee — alle mit hohem Gefolge."

Bei dem Worte Tänzerin zuckte es wie ein Blitzstrahl durch Zeitmanns Züge, und schnell nahm er

eine Prise. Recontenancirt fragte er weiter: „Sind die Logen für morgen Abend genommen?"

„Der Kalkant Ferse sagte vor einer Stunde, sie seien alle weg, sogar die Theaterloge."

„Und hinter den Coulissen?"

„Kostet der Stuhl einen Thaler."

„Gut speculirt. Wozu brauchen auch die unbeschäftigten Mitglieder bequeme Plätze? Hinauf auf den Schnürboden mit ihnen . . . Apropos . . . wovon sprach man gestern an Table d'hôte?"

„Von den Kornpreisen; der Continental-Transit-Compagnie und vom Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Meriko."

„Von sonst Nichts?"

„Warten Sie — ja richtig . . . auch von einigen berühmten Männern, von Cabrera, Lord Palmerston und . . . Za . . . Ze . . . Na, wie heißt er doch . . . Za . . ."

„Von Cäsar oder Zeitmann etwa?"

„Nein, nein! . . . Ah, jetzt hab' ich's, von Zarategny, dem Carlistenführer in Spanien."

„Und Nichts von einer gewissen Oper?"

„Ach ja, ich besinne mich . . . Von der Opera-

tion eines Zahngeschwürs vermittelst Schwefeläther. — Befehlen Sie noch sonst Etwas?"

„Wenn Sie nur von nichtssagenden Dingen reden können, so gehen Sie . . . Doch halt . . . noch einen Augenblick . . . (er nimmt ein Paquet Lithographieen in großem Format vom Tische und rollt es auf) Was sagen Sie dazu? Wer ist das? Sieht es ähnlich?"

„Ah" —

„Nicht wahr?"

„Zum Sprechen ähnlich."

„Nun, wer ist es?"

„O, Sie scherzen. Auf den ersten Blick — diese gebietende Haltung, diese Orden . . . der Erbprinz Constantin."

„Sie sind sehr naiv, das muß ich sagen. Können Sie denn nicht lesen?"

„Ah — Ihr Herr Sohn — auch gut, auch gut . . . in der That sehr getroffen, auffallend ähnlich."

„Nun sehen Sie, ich mögte diese Bilder gern unter die Haute volée bringen — nur des Vergleichs wegen, versteht sich — und wenn Sie sich damit

befassen wollen, zum Beispiel diesen Mittag an der Tafel — ich gebe Ihnen ein Dritttheil Rabbat — ich erreiche meinen Zweck und Sie verdienen Etwas dabei."

„O — mit Vergnügen — ich zweifle auch nicht — wenn nur" —

„Und hier sind auch die Biographieen dazu in deutscher, französischer und englischer Sprache — Stück für Stück einen Gulden. Je mehr Sie davon anbringen, desto besser für Sie; mir ist es nur um Bekanntschaft zu thun . . . So, und nun gehen Sie, mein Bester, und machen Sie Ihre Sachen gut."

Unter diesen abgebrochenen Sätzen bepackte der speculative Vater*) den verlegenen Kellner mit Conterfeyen und Biographieen und drehte ihn zur Thüre hinaus.

---

*) Der verehrte Leser glaube ja nicht, daß diese Scene blos aus meiner Phantasie entsprungen. Es liegt ihr vielmehr, (wie fast allen anderen Scenen dieser Geschichte) ein Faktum zu Grunde, das ich — wollte ich Namen nennen — beweisen könnte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Herrn Zeitmann und Cäsar. Disputation über Begeisterung. Wir lernen unsern Helden näher kennen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Nebenthüre und Cäsar trat in den Salon. Wir haben ihn verlassen, als er, 7 Jahre alt, noch von seiner Mutter bewacht wurde, und finden ihn jetzt in seinem 25ten, männlich, schlank und wohlgebaut wieder. Die Blässe seines Gesichts wird, wie die Lasur der untadelhaften Zähne, durch den griechischen Bart, der kastanienbraun sich um das Kinn und die feingeschnittenen Lippen kräuselt, nur vortheilhaft gehoben. Die Nase ist edel geformt und in den angegriffenen Augen leuchtet ein verstecktes und melancholisches

Feuer. Wer einen Anstrich von Kränklichkeit und etwas Anlage zur Glatze liebt, wird diesen Kopf schön nennen. Interessant ist er auf jeden Fall. Ueberhaupt bemerkt man beim ersten Blick, daß dieser junge Mann dazu geboren war, ein Athlet zu werden, daß aber verweichlichte Erziehung und übertriebene Beschäftigung ihn sich nicht vollkommen entwickeln ließen. Ein leichter Morgenanzug umschloß seinen halb gedrungenen, halb zärtlichen Gliederbau, und was gleich bei seinem ersten Erscheinen Jedem — besonders Damen — zuerst in's Auge fallen muß, ist ein sehr kleiner Fuß und eine weiße, weiche Hand, wenn auch die Finger Etwas über das gewöhnliche Maaß reichen.

Cäsar blieb in der halbgeöffneten Thüre stehen und sprach mit sanftem Lächeln: „Ei, ei, lieber Papa, schon Krieg in aller Früh'?"

„Ich hatt's mit dem Laffen, dem Kellner, zu thun — schwatzt mir der Mensch vor, wie die Gäste im ganzen Ort wieder von Dir bezaubert sind, und begehrt ein paar Dutzend von Deinen Conterfeyen, ich gab sie ihm und schob ihn zur Thüre hinaus."

Cäsar sah gedankenvoll vor sich hin und sprach,

lächelnd den Kopf wiegend: „Es ist wahr, ich feierte gestern wieder einen meiner besten Triumphe . . . Es ist mir doppelt lieb, einmal wegen der versammelten Noblesse, die hier aus allen Weltgegenden zusammenströmt, dann wegen" —

„Wegen der Carneol meinst Du?"

Cäsar erröthete leicht . . . „Allerdings, Papa — denn nicht um Tausend Louisd'or mögte ich mich von einer Sängerin nur eine Minute lang verdunkeln lassen. Ich war aber auch sehr aufgelegt."

„Begeistert warst Du." —

„Begeistert? . . . Lieber Papa — wie kann da von Begeisterung die Rede sein, wenn man die Stunde der Inspiration nicht abwarten darf; die Zeit muß sich nach dem Genius richten, nicht aber der Genius nach der Zeit . . . Die Menge sitzt mir erwartend gegenüber, man zieht mich mit Hundert Gläsern nahe an sich heran, man umsteht mich und blickt mir über die Schultern . . . ich muß noch so eben einer Gräfin auf die Frage antworten, ob auch in Calcutta Sinn für Musik herrscht, muß hier grinsen zu der Fadaise eines Kammerherrn . . . noch holpert es mir in den Ohren von der Eisenbahn, die mich kaum

noch vor einer Stunde hierher gebracht . . . da schlägt es 8 Uhr . . . und mit dem letzten Glockenschlage, wo ich das Concert beginnen muß, soll auch gleichsam par ordre de musti der geflügelte Gott bereit stehen, seinen unterthänigen Diener machen und sprechen: „Da bin ich, gnädiger Herr, Sie haben mich bestellt."

„Aber zum Henker, Du hast doch Alles bezaubert — und nur was vom Herzen kommt —"

„Halten Sie ein, Papa — ich weiß, was Sie sagen wollen. Es ist schon allein das Vorrecht des nackten Tones, daß er die Fibern des Herzens erregt, um wie viel mehr, wenn sich erst Töne zu Melodieen gestalten und die Harmonie ihren Kunstzauber beginnt . . . um wie viel mehr muß sich dann die Menge erregt fühlen. Es ist der Totaleffect eines Kunstwerks, der jeden einzelnen Menschen nach Maaßstab seiner Bildung und Empfindungswerkzeuge in eine gewisse Rührung versetzt und ihn mehr oder weniger das Schöne ahnen läßt, wenn auch nur dunkel. Mit dem Schöpfer des Kunstwerks ist es anders. Die Menge kann begeistert und entzückt werden, ohne daß es der Künstler ist. Ich weiß das

am Besten, wenn ich so am Flügel sitze und angeregt von der Macht der Gewohnheit, von Ehrgeiz, von glänzender Umgebung und Beifall, oder vom Gefühl des unerbittlichen oportet — wenn ich dann von Leidenschaft gesteigert ein mechanisches Princip verfolge . . . beliebte Melodien mechanisch accentuire oder chromatische Harmonieen heraufwühle; . . . das ist aber auch Alles, was ich thue, von einer innern, die Seele bewegenden Rührung, oder von einem Ausfluß einer höheren Geistersprache weiß ich dann Nichts . . . Und wenn, wie Sie sagen, das Publikum davon bezaubert oder entzückt wird . . . es ist nicht meine Schuld. Der Kopf kann glühen und das Herz dabei doch kalt sein."

„Das alte Lied — also gäbe es gar keine innere Kraft der Tonkunst, die zum Herzen dränge?"

„Der Tonkunst gewiß — in gewissen unvorbereiteten Weihestunden — wenn der Geist unberufen kommt. Aber nicht des Virtuosenthums im Allgemeinen, dessen Principium Effect heißt und wo nur Alles darauf hinausgeht, auf einem gegebenen Punkt der Stärkste zu sein, oder das, was schon einmal Furore gemacht, noch zu übertreiben. Der Geist ei-

nes Virtuosen kann mit ganz gleichgültigen Dingen beschäftigt sein, während seine Finger Alles hinreißen . . . und oft schon kam ich mir vor wie der Fels, der die Brandung erzeugt. Ach, lieber Papa — noch öfter kommt es mir vor, als spräche aus mir gar kein inneres Princip" . . .

Sinnend ging Cäsar auf und ab. Der Papa aber, an solche Reden schon gewöhnt, schob ein Päckchen Visitenkarten heftig bei Seite und sprach: „Nun, einerlei; wenn nur die Wirkung da ist, wer fragt nach der Ursache?"

„Leider, daß es so ist."

„Und doch sehr gut, sonst stünde es schlecht um die Casse mancher Concertgeber . . . Willst Du nicht frühstücken?"

„Später — ich bin jetzt zu unruhig."

„Doch nicht wegen Deiner Oper?"

„Und sollt' ich nicht? Mit so einem lecken Boot — Oper genannt — sich auf den stürmischen Ocean hinauswagen! Ohne Kompaß steuern mit dem Bewußtsein, da unter Dir liegen Tausende von Reichthümern und von Schätzen begraben, dem Sturme zur Beute."

„Deshalb zweifach glücklich, die oben darüberfahren und triumphirend dem Hafen zusteuern."

„Und glauben Sie wirklich, daß ich triumphiren werde?"

„Du, der Allerweltstriumphator! Warum denn nicht?"

„Das Piano — ja, lieber Papa, das ist meine Gewohnheit, da bin ich zu Hause und da bedarf ich des Muthes nicht mehr."

„Jeder Zoll ein Cäsar! Nicht wahr?"

„Aber auf fremdem, holperigem Felde . . . Sehen Sie, als Pianist beherrsche ich meine Unterthanen: Tasten und Publikum. Als Operncomponist werde ich von Jedermann beherrscht und alle Verhältnisse gestalten sich plötzlich ganz anders."

„Und doch warst Du glückselig in Deinen Arbeiten?"

„O ja. Das Schaffen gewährt immer eine himmlische Wonne. Der talentlose Schüler theilt dann mit dem Meister dieselbe Empfindung — ja, vielleicht ist er noch glücklicher, weil er unbefangener ist und die Tiefen der Kunst nicht erfaßt hat. Nur den Ehrgeiz haben Beide mit einander gemein. Diese

Wonne des Schaffens aber und dieses Streben nach Ruhm ersetzt bei dem Schüler die Stelle der Begeisterung. In diesen Momenten glaubt er, jede Note werde zu einem Marmorstein für den Bau eines unsterblichen Denkmals. Er kann die Zeit nicht erwarten, bis der Welt diese Schätze enthüllt werden, und bildet sich ein, jede Verzögerung sei ein Raub an der Kunst. Er schreibt mit pochendem Herzen und glühenden Wangen, die Feder fliegt . . . und dennoch ist das Resultat von all dem Massenhaften oft nur ein leichtes Achselzucken, oder ein spöttischer Ausdruck der Zuhörer . . . Wohl beneidete ich die glänzenden Sterne am Opernfirmament, d i e Geister, die eine Welt von Kräften sich unterordnen und dieselben gleichsam in eine Nußschale von Zeit und Raum sammeln und einschließen. Aber ich fühlte diesen gewaltigen Genius nicht in meiner Brust. Man erweckte nur die Lust in mir, und diese nahm ich für den Genius selbst. Ihren Wünschen, Papa, und Stachelreden, den stolzen Aufforderungen der Carneol, für sie eine glänzende Parthie zu schreiben, und vieler Freunde unbedachtem Zureden konnte ich nicht länger widerstehen. Ein Libretto, worin die Prima Donna er-

cellirte, ward gewählt und theuer bezahlt. Franziska aber saß mir zur Seite; ihre Erfahrungen leiteten, zügelten mich, gaben meinen Intentionen eine andere Wendung, und so schrieb ich denn mehr mit ihrem, als mit meinem Geiste. Hat man aber einmal die Feder angesetzt, so schreibt man sich gleichsam in ein neues Schicksal hinein und —"

„Nicht weiter," unterbrach ihn der wie auf Nadeln sitzende Vater, „Du bist schwankend wie ein Kind, das jeden Augenblick nach einem andern Spielzeug greift, und Deine Phantasie gleicht Irrlichtern. Gestern noch warst Du muthig wie ein Held und heute bist Du feige wie ein Rekrut. Erschreckt Dich der erste Flintenschuß?"

„Lassen Sie Sich meinen Traum von dieser Nacht erzählen."

„Nun gar auch Träume? — Vielleicht auch ein Hase, der quer über den Weg lief, oder hat vielleicht ein altes Weib —"

„Hören Sie mich an:

Funfzehntes Kapitel.

Der Traum. Hiobsposten. Cäsar's Energie erwacht.

„Ich phantasirte auf meinem guten Streicher, aber nicht in einem Concertsaal, sondern auf einer grünen Matte, worauf unzählige Blumen prangten, von Tausend bunten Schmetterlingen umflattert. Diesmal aber war ich in der That begeistert, und die duftenden Blumen nickten mir wonnevoll entgegen, Nachtigall und Lerche sangen dazu, und die Schmetterlinge sonnten sich in meinen Tonstrahlen. Der Himmel war heiter und ich selig. Plötzlich aber verwirrte sich mein Gehirn wie im Wahnsinn, und ich stand am Dirigirpult. Als ich um mich blickte, war die Scene verändert, Gegend und Himmel er=

hielten eine magisch düstere Färbung, und die Luft wurde schwül und gewitterhaft. Wie durch geheimes Räderwerk getrieben, schlug nun mein rechter Arm unaufhörlich den Takt, und um mich her begann ein nie geahntes Gewimmel. Lerchen und Nachtigallen wurden zu Prima Donnen, Amorosen, Baritonen und Soubretten, und die Schmetterlinge schaarten sich hinter mich und wurden — Publikum. Ein ungeheurer Beifallsturm wie Platzregen begleitete zwar meine Taktschläge, aber doch bemerkte ich, wie aus den Blicken der Sänger tückische Blitze auf mich herabzuckten, wie aus den Blumen, den Freuden meines Lebens, sich junge Schlangen wanden, und wie die Schmetterlinge ihre Farbenpracht verloren. Dennoch aber tobte der Enthusiasmus um mich, der mich zwar eitel und hochmüthig machte, mir dabei aber den Angstschweiß auspreßte. Es war ein schmerzlich zweifelhaftes Entzücken, in welchem Zustand ich auch so lange blieb, als ich dirigirte . . . Als ich aber aufhörte, ach, da veränderte sich nochmals die Scene, denn ein Abgrund that sich vor mir auf, in welchen alle meine Blumen sanken. Zugleich wurden Sänger und Publikum wieder zu großen Raubvögeln,

die mich mit Gekreisch umschwirrten, und die schwüle Luft gebar ein Gewitter. Ich stand allein, verlassen wie auf einer Insel, von Gefahren und Stürmen umgeben. Unter den Raubvögeln war es aber ein alter Geier, der mich vor allen andern enger umkreiste . . . und der mir nicht fremd, der mich schon in den Träumen meiner Kindheit erschreckte. Als dieser Geier (fuhr Cäsar fast zitternd fort, und wagte nicht seinen Vater anzusehen) noch einmal nach mir hacken wollte, traf ihn aber ein Blitz des Himmels, und er stürzte von Zischen und Hohngelächter begleitet meinen Blumen nach in den Abgrund. Entsetzt wollte ich entfliehen, fand aber keinen Ausweg, und als ich ebenfalls schon dem Abgrunde zutaumelte — siehe, da lag eine junge Rose vor demselben. Sie war von meinen Blumen übrig geblieben, und lächelte mir Hoffnung zu. Ich aber, in ihren Anblick versunken, hob sie auf, steckte sie entzückt an meine Brust, und . . . von diesem Augenblick an schwiegen die Stürme . . ."

„Soll der alte Geier etwa ich sein?" polterte Zeitmann plötzlich heraus, sprang von seinem Stuhl auf, daß er zu Boden fiel, und hob seine Gestalt

drohend in die Höhe — denn obgleich ihm unwohl bei der Sache zu Muthe war, glaubte er hier doch durch einen Theatercoup imponiren zu müssen.

„Um des Himmels Willen, lieber Papa!" besänftigte der junge Mann, und hob den gefallenen Stuhl wieder auf.

„Immer Gegenfüßler, und niemals Dank für alle die Opfer, die ich dem jungen Herrn da bringe. Er hat den Ruhm, und ich die Schur — das ist Alles — aber bin ich vielleicht im Wege, so kann ich ja" . . .

„Welche Aufregung . . . lieber guter Papa" . . .

„Was das für Träume sind — woher diese Träume, junger Mensch?" . . .

„Kann denn ich dafür? . . . Aber Sie haben Recht . . . ich bin thöricht, mich mit Gedanken zu quälen, für die ich durch solche Träume gestraft werde . . . Sein Sie wieder gut, und — sprechen wir jetzt von wichtigeren Dingen."

„Der Geier ist Dein eigner Energiemangel, der Dich noch dem Abgrunde zuführen wird, und die Rose — ist Miß Carneol . . . so deute ich mir diesen Traum."

„Sie haben immer Recht, lieber Papa ... Franziska ist liebenswürdig, obgleich stolz."

„Sie ist reich ..."

„Bin ich — sind wir es nicht auch? — sind wir es nicht durch Ihre öconomischen Einrichtungen?"

Das war ein Thema, das der Alte immer zu umgehen suchte.

„Hm — hm — reich — dazu gehört viel. Freilich, wärst Du sparsamer mit Deinem Mitleid" —

Und das war ein Thema, welches den Sohn in Verlegenheit brachte — darum entgegnete er schnell: „Gleichviel — Etwas mehr oder weniger, ist nur die Zukunft gesichert, und wenn Miß Carneol sich entschließen könnte, sich nach einigen Jahren zurückzuziehen von diesem ewigen Taumel .... Denken Sie Sich, Papa — wir drei — Franziska, Sie und ich — ein schönes Gut am Rhein, in der Schweiz, oder eine kleine Besitzung bei Venedig, von den Wellen des Meers umspült — ein Asyl für wahre Kunst und ruhiges Denken — für Freundschaft und" ...

Das Wort „Nothleidende" konnte sein schöner

Enthusiasmus nicht mehr aussprechen, denn ein heftiges Klopfen an der Thüre verschloß ihm den Mund.

„Gottlob!“ rief der alte Zeitmann, statt „herein!“ und in das Zimmer stürmte Ferse, der Kalkant des Theaters.

„Hiobsposten, Herr Doctor!“ rief er, kaum zur Thüre hinein getreten — „Hiobsposten! da lesen Sie“ — und mit diesen Worten streckte er zwei Briefe vor sich hin. Der Vater riß ihm den einen, der Sohn den andern aus der Hand.

„Miß Carneol plötzlich krank!“ rief der erste, und ließ das Blatt fallen.

„Rosinsky heiser,“ knirrschte der zweite, und zerknickte das Blatt in seiner Faust.

„Da sehen Sie die Freuden des Operncomponisten!“ rief Cäsar, indem er sich hastig dabei anzog — „Nach jahrelangen Kämpfen mit Intriguen und bösem Willen . . . meinen Hosenträger her . . . nach durchwachten Nächten und Verschwendung von Zeit und Ideen . . . schnell meine Weste . . . nach geistigen Selbsttäuschungen und all den Collisionen vom Dichter an bis zum Lampenputzer, am meisten aber mit sich selbst — wo ist meine Uhr? . . . nach

ungeheuern Geldopfern, nach der Schmach, sein Werk nach allerwelts Willkühr gestrichen und verunstaltet zu sehen — schnell Rock und Hut — nach all diesen heimlichen Qualen, während sich der arme Schelm stolz brüstet oder vornehm lächelt, als könnte es ihm nicht fehlen . . . zum Teufel, wo ist denn der andere Handschuh?“ . . .

Ferse hob ihm denselben von der Erde auf — „Ha, nach all diesen Kämpfen . . . eine Stunde vor der Generalprobe . . . aber warten Sie, Papa, jetzt gilt's — und ich will Ihnen beweisen, daß Cäsar doch Energie hat“ . . . Er wollte fort, kehrte aber noch einmal zurück, schloß den Pult auf, und holte eine kleine versiegelte Geldrolle heraus. — „Mein Ehrenwort darauf, daß in einer Stunde die Probe und morgen Abend die Vorstellung ist.“

Die letzten Worte sprach er noch vor der Thüre, und stürmte zum Hause hinaus, Ferse hinter ihm her.

Gedankenvoll blieb der alte Zeitmann zurück, mit sich selbst redend.

„Thut Nichts — Spiegelfechterei gehört zur Sache — wir kennen das! Der Junge ist jetzt in

der besten Stimmung und wird schon machen . . . diese Sänger beunruhigen mich nicht im Geringsten, wenn das Andere nur nicht wäre . . . der entsetzliche Geier . . . aber ich kann nicht mehr zurück — ich muß die 100 Friedrichd'or wieder gewinnen, die ich gestern verlor . . . diesen Abend . . . wenn er sein neues Concert probirt — kann Alles wieder gut werden." Er schloß sich ein und ging an seines Sohnes Pult. Wir wollen ihn nicht stören.

Sechzehntes Kapitel.

Resultat der Oper Cäsar's. Das Boudoir einer Prima Donna. Fränzchen Kaneel und der graue Kapellmeister. Miß Carneel und ihre Schicksale. Plötzliche Abreise.

Die Oper Cäsars war vorübergegangen mit Glanz und Herrlichkeit, und er selbst schwamm in einem Meer von Sonnenschein. Er glaubte nun selbst, daß er ein Genie, daß er zum dramatischen Componisten geboren sei.

Wer vermögte auch solchen Einflüssen zu widerstehen? Der Fanatismus war wieder allgemein, wenn auch Einzelne die Achsel zuckten! Man erlasse mir die Beschreibung, wie er so und so viel Mal gerufen, bekränzt, und hinterher durch Gastmäler fêtirt wurde, wie ihn die Dichter mit ihren Texten förmlich belagerten, und die Journale von Geschmacks-Renova-

tion, Aera-Gründung u. s. w. sprachen. Dieses verglich ihn mit Beethoven, jenes mit Bellini, ein drittes mit Napoleon und ein viertes mit Blücher. Man sehe nur, wie die neuen Opern deutscher Priester und Laien noch fortwährend da aufgenommen werden, wo sie geboren sind, und . . . die Geschichte unserer Zeit erspart mir alle weiteren Details.

Vom Champagnerschaum des Glücks begeistert, vom Strudel des Beifalls betäubt, nichts Anderes denkend und träumend, wie Ruhm und Ehre, packte Cäsar Partitur und alle Stimmen (auch die der Kritik) zusammen und eilte damit zur nahen Residenz. Wille und Resultat schien bei ihm nur eine Folge wie Donner auf Blitz. Papa Zeitmann aber, Unpäßlichkeit vorschützend, zog es vor, das Haus zu hüten, und ließ den Ueberglücklichen zum ersten Mal allein ziehen. Er hatte seine Ursachen, des Hauses und der Casette Hüter zu sein.

Nun ist es aber Zeit, auch einen Blick in das Sanctum von Miß Carneol zu werfen. In ein Negligee von Brüsseler Spitzen gehüllt — ein Geschenk der Fürstin Mutter von Adlersbeck — liegt Franziska sanft hingegossen auf einem Divan von rother Seide.

Mit der linken Hand unterstützt sie ihr Haupt, dessen dunkelgelbe Locken und Flechten über die entblößte Schulter fallen, mit der rechten hält sie Bulwers Leïla, in der Uebersetzung von Roth und schaut gedankenlos darüber hinweg in den großen Pfeilerspiegel vis-à-vis. Auf einem zierlichen Tischchen vor ihr liegen in englischen Prachtbänden noch andere Werke, z. B. das Nibelungen-Lied und die Lieder der Demoiselle Puget; die Partitur der Medea und Claurens Mimili; System und Wissenschaft von Hegel (noch unaufgeschnitten) und die neusten Genrebilder aus der Coulissenwelt; Sommers Fremdwörterbuch und ein Band der Theaterlocomotive; Rose d'Albret or Troublous Times by James (noch unaufgeschnitten) und Goethe's Reinecke Fuchs, Breunglas komischer Volkskalender, die neueste Nummer der Wiener Theaterzeitung u. s. w. u. s. w. Alles neben und unter einander in der liebenswürdigsten Unordnung. Aber die schöne Leserin scheint nicht bei literarischer Laune zu sein, denn mit halb spöttischer, halb verächtlicher Miene läßt sie den Bulwer ihren Rosenfingern entgleiten, und blättert in noch andern Büchern leicht herum, ohne eines jedoch ihrer gan-

zen Aufmerksamkeit zu würdigen. Endlich gelingt es einem Heft, ihren Blick zu fesseln, sie langt darnach, ihre Gesichtszüge verklären sich, und nun beginnt sie, hastig zu lesen. Dies Heft in Quartformat und elegant gebunden führt den Titel: „Würdigung von Miß Carneols Talenten, 3ter Band" und enthält eine Sammlung gedruckter Recensionen, Gedichte und Sonette aus allen Weltgegenden. Während sie nun hastig liest, und sich ihre Wangen dabei röthen, wollen wir suchen, sie näher kennen zu lernen.

Woher diese Miß Carneol, die alle Welt bezaubert, eigentlich stamme, wo ihr Vaterland, wer ihre Verwandte und wo sie gebildet wurde, das hätte wohl alle Welt gerne gewußt, allein das war nicht so leicht, als von ihr bezaubert zu werden. Die einen behaupten, sie habe in Neapel, die andern in Paris oder Prag ihre Studien gemacht. Von ihrer Abstammung wollen einige behaupten, sie sei die Tochter eines emigrirten polnischen Magnaten, suche nun ihrer Familie Fall unter fingirtem Namen durch ihre Talente wieder zu erheben. Andere machen sie ohne Umstände zu einer Enkelin Napoleons

von weiblicher Linie. Es ist ja historisch geworden, daß der achtzehnjährige Unteroffizier Buonaparte, als er mit einem Theil seines Regiments noch in Valence lag, ein adeliges Fräulein liebte (die Geschichte bewahrt ihren Namen auf) und mit demselben ... Kirschen gepflückt hat. Der Platz soll wenigstens noch gezeigt werden, worauf dieser klassische Baum stand. Da nun Miß Carneol jüngst in Valence Concerte gegeben, von einer hohen Aristokratie bedeutend fêtirt wurde, und — am Halse dicht am linken Ohrläppchen ein kleines, einer Kirsche ähnliches Muttermal hat — und da der angenommene Name Carneol einen blutrothen Edelstein vom Kieselgeschlecht bedeutet — was kann schlußgerechter sein, als daß Miß Carneol eine Enkelin Napoleons ist? ... Noch andere lassen sie von einer Seiltänzer- oder gar Zigeuner-Bande geraubt worden sein, was man scharfsinnig von den kühnen und sichern Sprüngen ableitet, die sie mit ihrer Kehle macht, aber besonders deshalb, weil sie eine Vorliebe für Zigeunerlieder hat. Dann auch gehört der Carneol zu den Pretiosen und eine Präziosa war ja auch von Zigeunern geraubt worden. Man läßt sie nach England

flüchten, und von einer vornehmen Mistreß aufgenommen und erzogen werden, daher die Miß. Die Menschen sind immer scharfsinnig in Entdeckungen, und wo diese nicht ausreichen auch in Erfindungen. Daß aber diese und ähnliche Gerüchte über Miß Carneols Herkunft viel dazu beitrugen, ihren Nimbus zu vermehren und sie selbst noch interessanter zu machen, ist unleugbar. Dazu kam noch der Ruf ihres unbesiegbaren Herzens, weshalb man ihr auch zuweilen den Namen Miß Turandot beilegte. Unter solchen Auspicien konnte es nicht fehlen, daß, wo sie erschien, sie der Attractionspunkt der Gesellschaft war, und daß der mystische Dämmerschein, womit sie Fama umzog, Manches vollendete, was Euterpe noch unangebaut ließ. Und doch konnte keine Biographie einfacher sein, als die ihrige. Nördlich von Plattensee liegt das Städtchen Stuhlweissenburg, wo sie, die Tochter eines armen Cantors, Elias Kaneel, das Licht der Welt erblickte. Durch den Stand ihres Vaters mogte ihr Stimme und Gesangslust angeboren sein, denn schon als Kind wußte sie die ernsten Choräle, die sie täglich hörte, so zu verzieren, daß sie die Aufmerksamkeit des ganzen Ortes auf sich zog.

Als sie aber gar ihr 15tes Jahr erreicht hatte, gab's keinen Tauf- oder Leichenschmaus mehr, wo Fränzchen Kaneel ihr hohes Goldstimmchen nicht hören lassen mußte. Dazu die dunkelblauen Augen, die halb fromm halb schalkhaft unter schwarzen Wimpern hervorstrahlten, und die Fülle der goldgelben Locken — kurz, Fränzchen wurde so gern gesehen als gehört. Aber der Geist, der in ihr aufloderte, der Geist, der nach Entwicklung strebte, und sich nach neuen Erscheinungen sehnte. — Die Gelehrten paragraphiren ihn in Funke, Gabe, Talent und Genie — dieser Geist wollte mehr haben, als die Musikalien-Sammlung ihres Vaters ihr bieten konnte, und ein modernes Lied in Stuhlweissenburg war ein Ding, das nicht zu ihr gelangte. Elias Kaneel war mit seinem Unterricht bald am Ende, denn wenn er seine Studien mit ihr vornahm, mit dem Cdur-Accord begann, und ihre Scala dann in gleich fortschreitender Bewegung der Finger auf den Untertasten begleitete — dann hatte er das Maaß seiner Theorie erschöpft. Nach diesen Exercitien, die wenigstens anderthalb Minuten dauerten, wurden dann soviel Chloë- und Philliaden gesungen, als nur aus der Kehle woll-

ten, und somit war die Lection geschlossen. Mit Leidenschaft sang Fränzchen diese Lieder, aber sie ahnete das Dasein reicherer, schwungvollerer Gesänge, und wollte oft mit ihren beiden Händen die Taschen ihrer Schürze durchbohren, wenn die ihr gezogenen Gränzen sie verhinderten, die Tonstrahlen ihrer Stimme nach allen Richtungen zu verbreiten. Sie glich einer Lerche im Käficht. Elias Kaneel mogte wohl mitfühlen, daß ihm seine Schülerin über den Kopf gewachsen sei, aber in ganz Stuhlweissenburg war kein besserer Lehrmeister als er selbst.

Freilich wohnte da ein Mann in einem Häuschen an der Stadtmauer, den man für ein Genie hielt, weil er oft ganze Nächte lang auf einem alten Spinett oder einem Violoncello phantasirte und Selbstgespräche dabei hielt; weil er zum Tanz geigte und Noten abschrieb, wenn er Geld brauchte, dann und wann die Orgel spielte, wenn der Schulmeister betrunken war, hauptsächlich aber, weil er die Menschen floh, und wie ein Einsiedler lebte. Man wußte Nichts von ihm, als daß er Regenzer hieß, und nannte ihn, weil eben kein anderer Titel zur Hand war, den grauen Kapellmeister. Ja, wenn

der sich hätte mit Stundengeben befassen wollen, Elias würde ihm Fränzchen anvertraut, und als Honorar den Mittagstisch angeboten haben, denn sein Cantor-Salarium reichte kaum für die Bedürfnisse des Haushalts. Daran war also nicht zu denken, und somit das Talent Fränzchens auf dem besten Wege zu versauern, wie so manches andere, dem es an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln. Aber es kam anders. Im Lande sollte ein Fest gefeiert werden, wozu sich auch Stuhlweissenburg rüstete, und des Cantors Tochter war ausersehen in einem dazu veranstalteten Concert den Weihegesang vorzutragen. Nach vielerlei Berathungen über die Wahl des Tonstücks, bestimmte man sich endlich zu einer Cantate Joseph Schusters, die der Meister zur Feyer des Friedens und der sächsischen Königswürde componirt hatte. Dies Dokument fand sich in der Bibliothek des Rathhauses, wurde noch zu rechter Zeit den Motten entrissen, und feierlichst in die Wohnung des Cantors gebracht. Aber wer sollte ihr die Recitative einstudiren? Der graue Kapellmeister war der einzige Musiker von Importanz, aber weder durch Bitten, noch durch Drohung zu bewegen, Theil an dem Fest-

concert zu nehmen. Er antwortete trocken: „Thorheit! Werde am Morgen die Orgel spielen, mich aber zu etwas Weiterem zwingen? . . . mein Bündel schnüren . . . Addio!“ . . . Was blieb nun anders übrig, als daß der Cantor selbst seine Brille aufsetzte, und die Studien mit Fränzchen eigenhändig übernahm. So saß denn der Alte am Vorabend des Festes am Clavier, und ihm zur Seite stand sein Töchterlein. Von einem innern Instinkt getrieben hatte sie den Zopfunterricht ihres Vaters überholt. Ihre Natur warf sie aus dem alten Styl der Composition heraus und schuf durch die Accente eines hochbegeisterten Vortrags etwas ganz Neues.

„Fränzchen! Du singst ja falsch!“ schalt der alte Mann . . . aber Fränzchen achtete weder auf sein Schelten, noch auf die Begleitung, und getrieben von ihrem Feuer, nur einem harmonischen Gefühl folgend, schwang sie sich bei der Schluß-Cadenz statt bis zum B in das dreigestrichene D hinauf, mit gewaltiger Kraft einen Triller schlagend. Es gab für sie keine Noten mehr — sie sang eine Triumphhymne an die Freiheit des Gesangs . . .

„Falsch, falsch!“ schrie der Cantor und hielt sich

die Ohren zu . . . Da packte ihn von hinten eine Faust am Kragen, schleuderte ihn vom Stuhl, und — seine Stelle usurpirte — der graue Kapellmeister. „Thorheit! Thorheit!“ rief er ihm zu — so verkennen Funken, Genie? . . . Von jetzt an Deine Tochter meine Schülerin, wirst sehen, wirst sehen, was aus ihr machen!“

Wer nun dieser graue Kapellmeister war, gehört nicht hierher. Wollte ich auch seine Geschichte schreiben, so würde ein zweites Buch daraus. Wer wird es sein? Ein deutsches verschmähtes Talent, das Ehrgefühl und Kummer zum Hypochonder gemacht, und zerfallen mit sich und der Welt, voll trotzigen Grimmes hier ein Asyl gesucht. Manche Menschen werden originell, wenn ihre künstlerische Originalität nicht Anerkennung findet. Aber trotz seines Abscheus vor der Tarantel, deren Stich (wie er sich ausdrückt) die musikalische Welt zu einem Tollhaus gemacht hat, fühlte sich seine edle Natur doch zu dem wahren Talent hingezogen. Und der graue Kapellmeister hielt Wort. Von Stund' an unternahm er die musikalische Pflege Fränzchens. Der Lauf ihrer ferneren Schicksale ist kurz anzudeuten. Nach Jahr

und Tag kam eine Schauspielertruppe nach Stuhlweissenburg. Die junge Cantatrice hörte zum erstenmal eine Oper, und wenn die Darstellung auch ihr Ohr beleidigte, ihre Seele zog sie zu der Phantasmagorie des Ganzen.

„Ziehe mit ihnen, meine Tochter," sprach Regenzer, „klein anfangen, groß aufhören wie zu meiner Zeit, nicht umgekehrt wie jetzt . . . Unter diesen Leuten per aspera ad astra! . . . Drum zieh' mit ihnen. Addio!"

Er hatte recht prophezeit. Alle die ahnungsvollen Gebilde ihrer feurigen Phantasie fanden hier die erste Nahrung und entwickelten sich schnell. Selbstständig überflügelte sie bald ihre Umgebung, wurde bemerkt, vorgezogen, bewundert, und von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zog ihr das Glück voran, folgte ihr der Ruhm. Die ersten Gesanglehrer Frankreichs und Italiens brüsteten sich, das vollbracht zu haben, was am Ende — doch nur der liebe Gott gethan hat, und allgemein wurde die Schülerin des ini oder etti, dieses oder jenes Conservatoriums gepriesen. An den deutschen Regenzer aber dachte kein

Mensch, und neuen Grund hatte wieder der graue Kapellmeister, die Menschen zu verhöhnen.

Was ihren Namen betrifft, so riethen ihr Sachverständige, denselben in eine glänzendere Tonart zu transponiren, und sie sah auch wohl ein, daß auf der Firma: Fränzchen Kancel aus Stuhlweissenburg am Plattensee ein Fluch liegen würde, während Miß Franziska Carneol schon im Voraus ein glänzendes Gestirn ahnen ließ. Was ihren Charakter betrifft? Es ist nun einmal das Schicksal des Talents, daß es, von Glanz und Schmeichelei umgeben, von seiner ursprünglichen Naivetät abweicht und sich bald als ein unverletzbares, wenn nicht überirdisches Wesen betrachtet. Wir wollen mit der Natur nicht rechten, die das menschliche Herz so weich schuf, aber das Individuum selbst beklagen, das unter solchen Aussichten immer seinen edelsten Schmuck verliert — die Bescheidenheit.

Wir verließen unsere Heldin auf einem Divan in ihrer eigenen Encomiastik lesend, und müssen sie dort auch wieder aufsuchen. So eben hat sie eine Tirade beendigt, welche sie mit Cäsar in Parallele stellt, und von „diesem jungen Künstlerpaar

spricht, das ganz geschaffen wäre, die Welt mit ihrem Ruhme zu erfüllen."

„Künstlerpaar? Wie indiscret dieser Ausdruck ist," sprach Franziska mit sich selbst, und warf spöttisch die Oberlippe in die Höhe. „Künstlerpaar" — sie schien nachdenkend und wiederholte das Wort mit einem Seufzer. „Cäsar hat Gemüth, ist interessant, hübsch genug, berühmt und reich . . . ich könnte ihn heirathen, vielleicht lieben . . . aber er besitzt keinen Stolz . . . und Selbstbewußtsein ohne diesen, ist eine Blüthe, die nicht zur Frucht wird." (Hier machte sie eine Melisma, das mit einem hohen Triller endigte). „Als Virtuos steht er im Zenith . . . ach, diese Glücklichen werden nie heiser, haben keine Stimme zu verlieren" . . . (sie räusperte sich und nahm einen Schluck Zuckerwasser) . . . „Aber seine Kunst ist die Schöpfung des Willens, nicht des Genies . . . doch was thut das? . . . Streue ich Gold unter Bettlern aus, so begehren sie nicht zu wissen, ob das Gold geerbt oder erworben . . . und so ist das Publikum . . . Als Operncomponist? Pah, sein Werk ist ein Geschöpf meiner Intrigue . . . Auf eine neue Art siegen . . . den Allberühmten dankbar an meinen

Triumphwagen fesseln, das war meine Laune . . . das glänzende Meteor dieser Oper mag nun zerfließen wie so viele andere . . . Die Citrone ist ausgepreßt . . . Aber mit Cäsar, dem Virtuosen, reisen, Lorbeeren und Schätze häufen, nachdem ich Grafen und Fürsten verschmäht habe — das wäre stolz und Hymens Fessel schon werth."

Von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, richtete sie sich auf und ihr Auge leuchtete, indem sie rief. „Die Welt mit einander durchfliegen, sich gegenseitig überbieten, zu verdunkeln streben — Jeder in des Andern Ruhm beglückt und zugleich eifersüchtig . . . Anbetung und Kampf! Ha! Welch ein neuer Reiz des Lebens wäre das! Elektrisch, funkensprühend bei jeder Berührung" . . . sie klingelte heftig.

Die Nebenthüre öffnete sich und ein Kammermädchen erschien, nach dem neuesten Modejournal. Sie hielt einen Teller von Kristall in der Hand, worauf Karten, Rollen und duftende Papiere lagen.

„Nun, Fanchette . . . warst Du standhaft?"

„Ja, Miß'" antwortete das Mädchen . . . „Alles abgewiesen, wie Sie befohlen."

„Darin gleiche ich wenigstens meinen Nebenbuh-

lerinnen nicht. Ich bin der Belagerung vom Morgen bis Abends müde. — Gibt es auch etwas Langweiligeres, als diese ewige Kurzweil? Immer dieselben Phrasen, Blicke, Bärte, dieselben Fragen und Antworten. — Sieh her, Fanchette, wie diese Hand geröthet ist von den Küssen der Verehrung . . . Es thäte Noth, man ließe sich für Geld sehen.“ —

„Das thun Sie ja auch, Miß,“ entgegnete das Mädchen mit großer Naivetät.

Ein Flammenblick strafte sie dafür: „Ich könnte Dich verabschieden, wenn Du nicht Recht hättest“ . . . Dann sah sie denkend zur Erde und sprach dumpf: „Ja wohl, sich sehen lassen für Geld — wie Zwerge und Affen . . . aber ich bin jetzt dieser Besuche müde . . . von jetzt an Alles abgewiesen, hörst Du? — Vom Fürsten bis zum Bettler.“ . . .

„Auch Herrn Cäsar?“

Franziska wurde verlegen . . . „Geschäftsfreunde werden mir gemeldet . . . Gib her die Papiere. Was enthalten diese zierlichen Rollen? Ach, schon wieder Dedicationen von Liedern — ich werde meinen Salon damit tapeziren lassen . . . „An Dich“ — sehr galant, alter Maestro, aber steif und ohne

Feuer . . . es scheint, er will sich wieder mit mir versöhnen . . . ad acta! . . . Was ist denn das? „„Paulincelle, Ninna Nanna, Edelkönigs Kinder,““ und dabei ein Billet von einem Unbekannten: „„Aufmunterung . . . schüchternes Talent . . . Glück der Zukunft““ . . . Laß doch sehen . . . (sie probirt mit geschlossenem Munde einige Stellen). „Ah, nicht übel, — viel Schwung, und ganz für meine Stimme; das muß Effect machen . . . ich werde den jungen Mann beglücken . . . und diese Rolle? . . . „„Karls des Großen Bild zu Aachen.““ — Gott steh' mir bei — ha, ha! Und welche Stimmführung, wie unpraktisch veraltet . . . ad acta mit dem großen Karl . . . aber von wem ist es denn eigentlich? (sie liest ein Billet und beißt sich in die Lippen) was seh ich — von dem Fürsten Lohstein . . . ah, und welch' verbindliche Worte! Er macht mich zu seiner Gönnerin! . . . Ja, in diesen sauern Apfel muß ich schon beißen . . . es muß eben Etwas daraus gemacht werden" . . .

Fanchette wagte zu erneuern: „Und der talentvolle Unbekannte?"

Miß Carneol entgegnet leicht die Achsel zuckend:

„Ja, da kann ich nicht helfen, denn Verhältnisse bestimmen den Menschen . . . Gib jenes Rosa-Couvert . . . Was seh' ich — eine Banknote von 5000 Thalern — der Besitzer dieser reichen Domänen, der Herzog von Liebeneck, schreibt mir eigenhändig . . . Seine Hoheit meinen, es soll zur Equipage reichen? Eine Anerkennung für die Genüsse, die ihm meine Kunst verschafft . . . Fanchette, wie rührt mich das! Der Fürst soll ein großer Kenner sein . . . aber was ist denn das für ein grobes Papier? Ach, Du mein Gott, das ist sehr traurig . . . die Frau eines hiesigen Beamten klagt mir ihr Elend . . . ihr Gatte hat Abzug an der Gage erlitten, ist schwer erkrankt, fünf Kinder unversorgt, die Noth groß — sie bittet um Unterstützung und Verschwiegenheit . . . (sie öffnet die Cassate) hier, hier, Fanchette, bring' der Frau diese 20 Ducaten . . . O, mein Himmel, wie rührt mich das!"

„Hier ist noch ein großes Papier, liebe Miß."...

Franziska durchfliegt es und lächelt beifällig. „Ah, das Diplom des Bürgerrechts von Liebeneck — in Folge meines Concerts für die hiesigen Armen . . . das hab' ich erwartet . . . (liest) man wird nicht er-

mangeln, diese schöne Handlung öffentlich zu preisen ... nicht mehr wie billig. Fanchette, Louis soll das Diplom zu Herrn Dringlich tragen nebst freundlichem Gruß von mir. Der Mann wird es schon zu benutzen wissen ... Ach, es ist doch ein süßes Gefühl um die Wohlthätigkeit ... und jenes Blatt? ... Nun, warum lachst Du?"

„Weil es von einem großen Aktenstoß begleitet ist, der draußen im Vorzimmer auf der Erde liegt."

Miß Carneol sah die Rednerin fragend an.

„Ich will nur beichten," sprach Fanchette ... „Diesen Morgen kam ein schon ältlicher Mann in Begleitung einer Magd, welche diese Aktenstöße in einem Waschkorb auf ihrem Kopf trug. Er selbst schleppte ebenfalls zwei dicke Hefte unter beiden Armen. Er wünschte, vorgelassen zu werden, und da ich ihn abwies, bat er so niedergeschlagen, Ihnen wenigstens dies Schreiben einzuhändigen, daß ich es ihm nicht versagen konnte. Der Mann sah so unglücklich und ärgerlich aus."

„Wieder ein Unglücklicher? Wem soll ich nicht helfen? Nun, so gib ..."

Aber kaum hatte Miß Carneol das Schreiben

geöffnet, als sie mit einem leichten Schrei ausrief: „Was? — drei — sechs — zehn — sechszehn Seiten soll ich lesen . . . eine ganze Lebensgeschichte voller Ausrufungszeichen und Gedankenstriche! Nein, das ist nicht möglich!" — und der Brief entfiel ihren Händen.

„So kann ich mit zwei Worten aushelfen, denn, zutraulich gemacht und geschwätzig, hat er mir sein Schicksal mitgetheilt."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Ein Componist, der seine neueste Oper nirgends anbringen kann und sie nun Ihnen in der Hoffnung dedicirt, sie Seiner Hoheit, dem Herzog, zu empfehlen. Durch Ihren Einfluß hofft er endlich, über alle seine Feinde zu siegen. Er hat schon viel Werke der Art geschrieben, die er Ihnen auch alle vorspielen will. Die Oper heißt: das Monstrum, der Componist: Ambos und ist ein Deutscher."

„Ein Deutscher?" rief Franziska — „schon wieder ein Deutscher? — Nein, nein, ich will Nichts mehr sehen und hören. Wenn ich eins dieser deutschen tiefen Meisterwerke singe, so bin ich auf Mo-

nate lang unbrauchbar. Die letzte einer solchen deutschen Partie hat mich in dieses Bad getrieben, wo ich mich Gott sei Dank durch italienische Musik wieder erholt habe. Und nun verfolgen mich diese entsetzlichen Meisterwerke auch hier."

„Was soll ich aber dem Manne sagen?"

„Was Du willst — sage ihm, daß ich krank — daß ich todt sei . . ."

Es klopfte bescheiden an. Fanchette eilte hinaus und kam mit einer Karte zurück.

„Die Frau Ministerin von Frankenstein läßt für morgen Abend um die Ehre Ihres Besuches bitten." —

„Ich werde kommen."

Fanchette gab den Bescheid, und im Zurückkommen überreichte sie der Gebieterin abermals ein Papier. „Dies ist so eben aus der Residenz gekommen."

Hastig erbrach Franziska das Siegel. — „Ha, von Cäsar! Ein Concert bei Hofe . . . „„ohne Carneol sei kein Ganzes,"" meint der Schmeichler . . . er bittet so dringend . . . Es sei — ja, ja — sogleich meine Garderobe, Fanchette, — packe ein, was nöthig — und laß Louis Extrapost bestellen. — vier Pferde."

„Aber die Frau Ministerin?"

„Laß absagen."

Und am Nachmittag flog Miß Carneol der Residenz zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Morgendämmerung. Rien ne va plus. Cäsars Nemesis.

Der Tag graute schon und noch stand die Mondesscheibe am Himmel. Ein Frühmorgen mit seiner Dämmerung, seiner Kühle und seiner Ruhe hat immer etwas Erregendes. Auch der Mensch fühlt sich neu geboren, und wie die Stimmen der Natur zu einem neuen Leben erwachen, so ringen sich auch aus unserer Seele die Rosenstreifchen und Purpurwölkchen neuer Ideen.

Zwischen Morgen- und Abenddämmerung liegt eine kleine Welt — ein eigner, wieder in sich abgerundeter Lebensabschnitt. Ein Tag ist Mahnung an die Ewigkeit, denn der Schlaf ist Tod und der Mensch

gleicht hier der Eintagsfliege. Die Jugend streckt dem Frühroth voll Entzücken ihre Arme entgegen, das Alter erblickt in demselben nur einen neuen vergoldeten Untergang. Der Glückliche benutzt ihn zu neuen Genüssen, dem Unglücklichen wird er zur neuen Qual. Die Aurora des Morgens, der zum Heute wird, blickt mit derselben Klarheit auf zwei ganz verschiedene Scenen. Seltsamer Contrast, grausame Begegnung!

Von Westen nach Osten zieht ein fröhlicher Wanderer dem Gebirge zu, die offene Brust dem frischen Morgenwind geöffnet, neues Leben athmend, und über seinem Haupte erhebt sich die Lerche. Mit naiver Vertraulichkeit nickt er den Lichtstreifen am Horizont zu und sein Blick scheint zu sagen: — „Nur Geduld — Du Langschläferin Sonne, Du entgehst mir doch nicht.“

Von Osten nach Westen aber stürmt ein Wanderer daher, dem es nicht so wohl zu Muthe sein mag. Sein Gesicht ist fahl, übernächtig, und die entzündeten Augen liegen tief in ihren Höhlungen. Struppig hängt das ergraute Haar über Stirn und Schläfe und die erquickende, reine Luft macht seine Glieder nur erstarren.

„Schönen guten Morgen, lieber Herr!“ ruft ihm der fröhliche Wanderer zu — aber ohne Gegengruß, lautlos, stürmt Jener an ihm vorüber. In No. 7 des Hotels d'Asie angekommen, wirft sich der alte Zeitmann — denn er ist es — hastig in den Sopha und schaut stier vor sich hin . . . von einem plötzlichen Gedanken aber erfaßt, greift er mit Blitzesschnelle in seine Taschen, durchsucht sie alle — und läßt dann beide Arme schlaff über die Kniee sinken.

„Nichts mehr — Alles fort!“ murmelt er düster vor sich hin, und versinkt wieder in die vorige Apathie. „Abermals fort die Einnahme mehrer Jahre und kaum sind es 5 Tage, daß Cäsar zur Residenz gereist . . . aber ist er nicht noch jung? . . . Er und die Carneol sind ja unerschöpfliche Quellen! Und wird sich das Unglück nicht wenden, das mich so lange verfolgt? Ha, es muß sich wenden. Es liegt in der Natur, die ja nichts Bleibendes gestattet. — Weshalb also verzweifeln, wo ich Ursache habe, zu hoffen und mich zu freuen? Gerade in diesen Verlusten liegt die Garantie zu größeren Gewinnen. Mich macht blos der Zufall kleinmüthig. Es sind die Nerven, die mich erbeben machen — es ist der Frost,

der meine Glieder schüttelt — nicht die Sache ist es. Aber diese qualvolle Dämmerung will ich zum Tag gestalten und dann wird mir besser werden."

Er sprang auf, zündete alle Kerzen der beiden Armleuchter an und setzte sich davor. „So, nun ist mir wieder wohl — wie doch die Helle auch das Innere erleuchtet . . . ja, ja . . . jetzt bin ich wieder der Alte, der Vater des Gefeierten, und bald der Stamm von zwei sich verschlingenden Lorbeerzweigen . . . und ist der Vater eines durch seine Werke unsterblich Gewordenen nicht auch unsterblich? Sind es nicht alle Väter solcher Helden? Und verdient der Erzieher eines Weisen, Helden oder Künstlers nicht denselben Nachruhm? Cäsar ohne meine Erziehung — wäre fürwahr nicht des Athems werth, mit dem man seinen Namen nennt. Und diese Oper — ha, wie sie meinen Bestrebungen die Krone aufsetzt! Wie meine Agenten thätig waren, ihren Schöpfer unter die Classiker des vorigen Jahrhunderts zu versetzen! . . . Hier liegen die Zeugen ihrer Thätigkeit, denn vom Rhein bis zum Po, von der Donau bis zur Elbe — wo lebt der Mensch, der dieser Literatur nicht unterthan wäre? Journalistik, du Götze des Laien-

und Priesterthums, du Säule und Mittelpunkt des Universums — du einzige Vermittlerin der Weisheit mit der Dummheit — des Ruhmes mit der Schande — mögen immerhin Akrostichonisten dich verunglimpfen*), dein Einfluß bleibt doch der Sieger, und was deine tausend Zungen wiederholt aussprechen, die Welt glaubt es am Ende doch, und wenn sie noch so sehr ihre Millionen Köpfe schüttelt" . . . Hier ergriff Zeitmann ein Paquet Zeitungen und schwang es triumphirend. „Was ich zwischen diesen schwachen Fingern halte, ist der Ruhm meines Cäsar — und wiegt schwerer, als alle Diatriben der Vernunft!" Wie ein Geisterbeschwörer blickte er empor zu den Papieren — aber als ob ihn eine Viper gestochen hätte, durchzuckte es plötzlich seine Hand. „Was seh' ich?" rief er — „Ernst! Ernst! . . . Was soll der Name dieses Terroristen, dieses Unbestechlichen unter diesen Papieren? Woher dies Blatt? . . . Es muß es Jemand in meiner Abwesenheit hierhergelegt haben . . . Aber was kann dieser Mann wollen —

*) Das bekannte Akrostichon auf Journal: Ich Offerire Und Referire Nichts Als Lügen.

sollte er es wagen, als einziger Opponent gegen den Strom zu schwimmen? Nein, nein — er wird es nicht wagen!" . . . Zeitmann stampfte heftig mit dem Fuße und die Blätter fielen auf den Tisch . . . er wendete sich ab, aber wie durch den Blick der Klapperschlange angezogen, mußte er wieder hinsehen . . . „O Ungewißheit, wie fürchterlich bist du, und doch wieder, welch ein herrlich Kleinod. . . . Auf dieser weißen Fläche Papier stehen schwarze kleine Zeichen, eine Welt saugt jetzt ihren Inhalt ein und mir sind sie noch unbekannt — ich schaue nicht hin, bilde mir ein, sie bringen Ruhm, und bin glücklich — aber ein einziger Blick kann die ganze Illusion stören. Warum aber faßt es mich mit Fieberahnung? Es ist mein geistiges Auge, welches den Inhalt durchschaut — ja, es ist . . . aber ich will mich fassen und lesen." . . . Zeitmann setzt sich, und nachdem er einen Blick auf das Blatt geworfen, spricht er bitter: „Ach, kaum eine halbe Spalte — nun, die genügt ja für ein Kunstwerk, das einen Centner wiegt! Nur nicht viel Umstände gemacht, mein Herr Kritiker . . . O, es fängt ja schon ganz artig an: „„Einer der Ersten in der Reihe praktischer Virtuosen,"" — wirk-

lich? Einer der Ersten . . . danke für die gütige Nachricht. . . . „„Ueberschätzung dieser Klasse von Künstlern . . . Mißbrauch . . . Fortsetzung einer barbarischen Mythenzeit . . . ein altes Uebel von Indolenz und Gewohnheit sanctionirt“ “ . . . bravo, wackerer Meister — aber der Rabe krächzt gut — da Capo, da Capo! . . . Aha, nun die Cadenz des Vortrags: „„Als Operncomponist verfehlte Carriere“ “ . . . ei, ei, Du weiser Salomon, sprich, weshalb denn? . . . „„kein Styl, keine Originalität, keine Erfahrung“ “ — mir dunkelt's vor den Augen — und ach — was tanzen denn da für Dämonen auf dem Papier und grinsen mich an? . . . Fort, fort mit euch . . . gut, sie sind weg — nun weiter . . . (und mit stieren Blicken durchfliegt der Alte das Blatt) . . . „„Unbestimmter Drang, statt gebieterischer Nothwendigkeit des wahren Genies“ “ . . . woher dieser Angstschweiß? . . . Ha, welche feine Definition! „„Ehrgeiz, der Drang, einen Einfluß über den Geist einer Nation zu erwerben, Eitelkeit, der Drang nach persönlicher Auszeichnung“ “ wie mich mein Kopf schmerzt . . . Die schwarzen Punkte hüpfen im Kreise vor mir herum . . . „„wie bei den Aegyptern die

Leiche an der Festtafel"" . . . welch ein Modergeruch umgibt mich — und dort aus der Coulisse, welch ein neuer Kobold? . . . „„der Grund des Uebels, die Erziehung"" — wie der Unhold nach mir schlägt! . . . „„Spekulation — mißbrauchte Gewalt . . . und wie der Geier nach seiner Beute"" . . . Ha, ha . . . da ist ja auch der Geier . . . bist lange ausgeblieben, Kamerad! — Du suchtest Deinen Tityus? . . . Kreise nicht länger herum, dummes Thier — ich, ich selbst bin Tityus, und hier — (er reißt sich das Hemde von der Brust) hier ist auch die Leber . . . Nun? Holla, wo sind denn die Tänzer alle hingekommen? Ein jeder mit einem andern Folterinstrument. Sieh, wie der das Disciplinium schwingt . . . der arme Junge ist blaß; aber schlag' nur zu, statt Blut fließt Gold . . . Gold hab' ich hier in meinen Händen, Gold und Lorbeeren — Orden, Titel und Kronen — aber: rien ne va plus! ruft der bleiche Mann da aus . . . rien ne va plus! und ich muß gehorchen — ich gehe . . . (der Unglückliche steht auf, fährt aber entsetzt zurück). Was willst Du hier, Apollonia — Du forderst ihn zurück — Du winkst mir — fort mit Dir, Du Schreckge-

stalt — ich sage Dir ja: rien ne va plus! fort — hinweg!" — Und wie nach einer Waffe suchend, ergreift er den Leuchter und schleudert ihn gegen die Gestalt am Fenster. Das Licht aber ergreift den Vorhang, der auch augenblicklich in Flammen geräth, und im Nu ist das Zimmer in Rauch und Feuer gehüllt. Die Flamme, überall genährt, aber keinen Ausweg findend, bricht sich Bahn durch ein Fenster und schlägt, vom Winde getrieben, hinaus auf die Straße. Vorübergehende rufen: „Feuer! Feuer!" und stürmen die Gassen auf und ab. Augenblicklich wird der Feuermarsch geschlagen und der Platz füllt sich mit Menschen. Ihre Gesichter, im Wiederschein der Flamme beleuchtet, drücken Entsetzen aus, denn sie sehen einen Menschen in den gräßlichsten Verzuckungen des Wahnsinns am Fenster stehen, einem Dämon der Unterwelt gleich. Mit der Linken hält er krampfhaft ein Stück Papier, mit der andern deutet er auf die entblößte Brust, und schreit: „Ich bin Tityus — ich bin es, den der Geier zernagt," und darauf hohnlachend: „rien ne va plus!" Schon hat das Feuer ihn erreicht, da stürmt der Wirth des Hotels, stürmen die Kellner in das Zimmer und ersticken die Flamme, die

bereits sein Kleid und sein Haar erfaßt hat. In das untere Gastzimmer angelangt, umsteht ihn eine gaffende Menge, unter diesen auch Doctor Dringlich, der aus dem zerknitterten Zeitungsblatt bald den Zusammenhang erräth. Er bemächtigt sich des Papiers, still bei sich erwägend, wie daraus wohl ein Vortheil zu erzielen sei, denn bei gewissen Menschen hat dieser Gedanke selbst unter den gräßlichsten Umständen immer noch einen unwiderstehlichen Reiz. Während die Löschmannschaft nun ihre Schuldigkeit thut, und der nur leichte Brand bald gedämpft wird, öffnet der herbei gerufene Arzt dem Kranken eine Ader. Aber es fließt kein Blut mehr, die heftigen Affecte des Gemüths haben einen Nervenschlag herbeigeführt. Noch einmal richtet er sich auf und sein unstäter wirrer Blick scheint Jemand zu suchen, — Nachdem er seinen Kopf nur mühsam im Kreise gedreht, sinkt er zurück — Hoffnungslosigkeit in seinen Zügen — und unter dem Stammeln der Worte: „rien . . . ne . . . va . . . plus" . . . endigt der Arme sein unruhiges von den Furien des Ehrgeizes gestacheltes Leben.

Achtzehntes Kapitel.

Cäsar und Miß Carneol. Der Heirathsantrag.

Während dieser tragischen Catastrophe, im Bade Liebeneck, schwelgte Cäsar in all' den Genüssen, die einen Künstler umgeben, wenn er noch in seinem Siegeswagen trunken durch die berauschte Menge jagt. Es gibt zweierlei Arten von Künstlerwonnen. Die eine ist vornehm und nimmt mit gnädigem Lächeln die dargebrachten Huldigungen als Schuldigkeit an. Sie ist herablassend gegen eine Aristokratie, die ihr schmeichelt, und hochfahrend gegen den bescheidenen Künstler, dessen Collegenschaft sie nie anerkennt; sie geht immer à quatre épingles und verschwendet ein Vermögen an weiße Glacéehand-

schuhe. Diese Wonne hat ihren Sitz nur im Kopfe. Die andere strömt aus dem Herzen, ist wohlwollend, mittheilend, und jubelt offen dem Ruhme entgegen. Noch war Cäsar von diesem Ruhme beseelt — aber von diesem bis zu jenem ist nur ein kleiner Schritt! Die Wonne der Frauen gleicht einem Amor, der, unter Rosen versteckt, seine Pfeile schießt. Sie lacht selten, lächelt desto gefährlicher, und bewahrt immer die petite moral. Die Wonne der Frauen ist wahr, doch vorsichtig dabei, und hält stets entfernt. Ganz nahe läßt sie nie kommen. Ich rede von der Künstlerwonne! Miß Carneol saß zur Rechten Cäsars auf seinen Triumphzügen, und theilte Glanz und Ehre mit ihm. Wenn ich sage, sie theilte, so verstehe ich darunter, sie gab ihm seine Hälfte. Aber der Geber steht doch immer im Vortheil. Böses Geschick des Mannes! Ersteigt er an Frauenhand den Parnaß, und sind beide gleich liebenswürdig, gleich talentvoll — so trägt doch sie den größten Theil der Beute davon. Die Männerwelt liegt offen zu ihren Füßen, während die Frauenwelt sie heimlich beneidet. Der Begleiter hat mehr oder weniger immer eine zweifelhafte Stellung. Des Mannes Triumphzug mag

wohl länger dauern, aber der des Weibes ist desto pikanter.

Beide, Franziska und Cäsar, das eine des andern Ueberwiegenheit ahnend, fürchtend, suchten sich deshalb einander an Glanzprodukten zu überbieten. Er fühlte ihr Genie, deshalb steigerte er sein mechanisches Princip — viele vermögen beides nicht von einander zu unterscheiden — bis zu einer fast unglaublichen Potenz. Sie fühlte — in der Vorahnung einer kürzeren Dauer — die Unfehlbarkeit dieser glänzenden Maschinerie, und suchte daher durch die Electricität ihres Geistes nur noch mehr zu bezaubern. Ehrgeiz, Eifersucht und Vortheil hießen also die Bande, die beide an einander gefesselt hielten. Doch war Cäsars Neigung stärker, da er seine Dankbarkeit für Liebe hielt; Franziska war es ja, die seine Oper gleichsam geboren hatte, und ihr darauf die Krone aufsetzte durch ihr Mitwirken. Mit welchem Recht oder Unrecht will ich nicht entscheiden, allein Miß Carneol galt überall für die geistreiche Braut Cäsars, der deshalb als ein glücklicher Sterblicher gepriesen wurde.

„Darf ich meiner holden Collegin diesen Blu-

menstrauß überreichen?" sprach Cäsar, als er in ihr Zimmer trat, „es sind japanische Rosen von jungen Myrthen umgeben, Sinnbilder Ihres Talents."

Franziska saß an ihrem Secretair, und war eben im Begriff, einen Brief zu siegeln.

Statt aller Antwort auf seine Galanterie sprach sie, ohne aufzublicken: „Wie gerufen, mein Herr, denn beinahe hätte ich mir die Finger verbrannt. Da, hier, siegeln Sie mir diesen Brief — schnell . . . so . . . und nun schreiben Sie auch die Adresse . . . „An den grauen" . . . Cäsar sah verwundert auf . . . „ohne weiteres Aufsehen, mein Herr," sprach sie, also — „an den grauen Kapellmeister Nikolaus Regenzer . . . an der Stadtmauer in Stuhlweissenburg . . . franco . . ."

„Sie scherzen," sprach Cäsar lächelnd, als er geschrieben. „Sie täuschen mich, um mir meine Eifersucht zu benehmen" . . . indem er den Brief zwischen den Fingern drehte . . . „aber das ist kein einzelner Brief, darin sind Einlagen . . . Franziska, der Brief ist chargirt . . . Sie haben Geheimnisse . . ."

„Die Sie Nichts angehen" . . . Franziska schellte

heftig, und Fanchette trat herein. „Diesen Brief schnell auf die Post.“ —

Das Kammermädchen entfernte sich schweigend.

„Wie abhängig sich doch die Menschen von einander gemacht haben,“ fuhr Miß Carneol fort, „geht oder fährt man aus, hebt man das Haupt oder den Arm, liest oder musicirt man . . . sogleich verlangt die Welt Rechenschaft, und zieht uns vor ihr Tribunal — wir prahlen mit unserer Freiheit, und sind doch nicht Herr über die kleinste Handlung. Wir sind gegenseitig Sclaven und Leibeigene“ —

„Aber die Freundschaft hat doch ihre Rechte,“ entgegnete Cäsar.

„Gar keine Rechte sollte sie haben! Grade diese sogenannte Freundschaft, statt eine Ausnahme zu machen, ist unsere ärgste Quälerin, und wer mich quält ist mein Feind . . . Der Name Freundschaft ist nur ein Deckmantel für Neugierde, Anmaßung und Egoismus. Die ächte Freundschaft soll warten bis man ihr von selbst vertraut.“

„Sie fragen nicht nach diesen Blumen?“

„Da haben wir wieder ein Beispiel von conventioneller Tyrannei. Was gehen mich in aller

Welt die Blumen an, die Sie da in der Hand halten?"

„Sie sind aber für Sie bestimmt."

„Bestimmt! Will ich sie annehmen? macht es mir denn Vergnügen? Muß ich?"

„Aber wenn ich Sie bitte."

„So ist's nur moralischer Zwang, wenn ich ohne Neigung die Bitte erfülle. Doch diese Camellien gefallen mir, und — ich nehme sie an."

Franziska nahm ihm bei diesen Worten den Strauß ab, und zog seinen Duft mit Wohlgefallen ein. Ein schalkhafter Seitenblick auf Cäsar aber ermuthigte ihn zu der Frage:

„Und kein Wort des Dankes? Keine Aeußerung?"

„Richtig!" zürnte Franziska, „für die unbedeutendste Gabe begehrt man sogleich die größte Gunst. So **gebt** Ihr nur, um belohnt zu werden, und **indem** ihr gebt, beschenkt Ihr Euch selbst. Wer aber Dank begehrt, hat Etwas im Hinterhalte. Und wozu immer Dankbarkeit für ganz gewöhnliche Dinge? Trägt denn nicht jede That ihren Dank in sich? Versteht er sich nicht von selbst, sogar wenn Sie mich aus dem Wasser zögen? Wenn ich achtzig Jahre

alt würde, welche unabsehbare Kette von Verpflichtungen würde mir die Erinnerung aufbürden. Es thäte Noth, man hielte sich ein Bureau und Secretaire dazu, um für die empfangenen Artigkeiten und Dienste eines ganzen Lebens seine Dankesquittungen auszustellen. O — nur ein Jahr mögte ich die Welt beherrschen!"

„Sie würden durch dieses bizarre Principium die liebenswürdigsten Uebergänge aller socialen Verbindungen auflösen. Ihre Freiheit ist eine starre und entsetzliche." —

Franziska sah gedankenvoll vor sich hin, und sprach: — „Sie verstehen mich nicht, wie gewöhnlich," im nächsten Augenblick aber stand sie auf, stellte sich vor ihn hin, und hielt ihm die Wange entgegen. Cäsar küßte sie, und sprach lächelnd: „Ist das die Anwendung Ihrer Theorie?"

„Allerdings. Ich forderte, und es stand bei Ihnen, zu gewähren oder nicht."

„Und bin ich nicht ein gelehriger Schüler, weil ich Ihnen nicht wenigstens zu Füßen fiel?"

„Und so wollen wir es immer halten, Cäsar — hören Sie? Immer! Freiheit um Freiheit!"

„Auch in der Ehe?"

„Sind Sie toll? Erstens kann ich diesen Ausdruck eben so wenig leiden, wie das Wort Collegin, mit welchem Sie die Güte hatten, mich gleich bei Ihrem Entré zu verstimmen; es erinnert an Spießbürgerthum und Leibeigenschaft; und Zweitens will ich so Etwas nicht mehr von Ihnen hören."

„Lassen Sie uns einmal ernstlich reden, Franziska, die Welt hat uns schon verbunden."

„Die Welt ist ein Narrenhaus!"

„Mit welchem wir alle durch Tausend Fäden zusammen hängen."

„Und deshalb wollen Sie mich heirathen? Schönsten Dank!"

„Schon wieder abspringen! Wozu ferner unsre Gefühle verleugnen. Die Bewegung unsers Lebens ist genial und pikant, aber ohne feste Haltung. Im gemeinsamsten Interesse stehen wir einander immer entfernt, und ich habe nicht das Recht, öffentlich Ihr Beschützer zu sein."

Statt aller Antwort aber warf ihm Franziska

eine Myrthenblüthe in's Gesicht, drehte sich herum, und schlug einen leichten Triller. Cäsar, daran schon gewöhnt, fuhr fort: „Auch als Gatten können wir unsere Freiheiten bewahren — ich kenne Sie, Franziska — trotz aller Launen, trotz aller Bizarrerie — Ihr Gefühl wird stets das Rechte treffen . . . der Ruhm hat Sie nicht verdorben." —

Franziska erröthete tief — aber solche Aufwallungen hassend, nahm sie sogleich wieder die vorige Weise an, und sprach mit wichtiger Miene: „Also ein Heirathsantrag in bester Form, mit Frack und Blumenstrauß . . . und nun soll ich wohl sogleich, eine schmachtende Louise, dem eitlen Mann da in die Arme sinken, unter Thränen lächeln und lispeln: „Sprich mit meinen Eltern."

„Nichts von Allem — sie müßten sonst nicht Carneol heißen! Aber nur einen Dämmerschein von Hoffnung, damit" . . .

„Mein Himmel — was soll ich denn noch alles thun oder sagen, — habe ich Ihnen denn nicht die Wange zum Kusse gereicht?" . . .

Entzückt ergriff Cäsar Ihre Hand und rief: „So darf ich deuten!"

„Ach Gott — ja, ja! Ich will Sie heirathen vor Notar und Zeugen" . . . damit aber riß sie ihre Hand heftig aus der seinigen, ging zum Flügel, und blätterte in einem Album . . . plötzlich aber schien sie nachdenkend, wandte sich um, und sprach ziemlich ernst: „Ich will Ihre Gattin werden, Cäsar, aber nur unter zwei Bedingungen: Erstens dürfen Sie nie wieder eine Oper schreiben, und Zweitens müssen Sie meine Eifersucht auf Ihre Virtuosität stets rege erhalten. M e i n e Liebe kann nur im Kampfe gedeihen — und gleich diesen Abend im Concert soll dieser Kampf beginnen!"

Cäsar, wie aus den Wolken gefallen, wollte etwas erwidern, wollte ihre Hand fassen, sie aber entschlüpfte ihm wie ein Aal, und mit einem „Addio!" war sie verschwunden.

Allerdings brachten diese Bedingungen eine große Diversion in Cäsars Gehirn hervor, allein es war jetzt nicht Zeit darüber nachzudenken. Es galt den Moment zu erfassen. Einige Secunden stand er unentschlossen und blickte der Räthselhaften nach mit langsamem Kopfschütteln. Dann aber, wie von einem Entschluß beseelt, griff er nach seinem Hut und

rief aus: „Du willst den Kampf? Es sei! Wenn Liebe die Frucht Deiner Eifersucht ist, so sollst Du mich anbeten. Waffne Dich diesen Abend mit dem ganzen Zauber Deines Genies, dennoch fühle ich, daß ich siegen werde. Das heutige Concert soll entscheiden!“

Er verließ Franziska's Hotel, und wer dem Eilenden begegnete, sah ihm verwundert nach.

Neunzehntes Kapitel.

Volksempfindungen über Talentaristokratie. Das Concert am Hofe.

Die Stunde des Concerts hatte geschlagen. Eine glänzende Kette von Equipagen umgab den Palast des Erbprinzen und das gaffende Volk bildete einen breiten Cordon um die Aussteigenden. Wer bei solchen Gelegenheiten die Neugierde des Volks beobachtet hat, wird gefunden haben, daß die Bewunderung in seinen Zügen immer mit einer Beimischung von Neid und Bitterkeit gepaart ist. In diesen Zügen spricht sich deutlich aus, daß freilich eine Gewohnheit von Jahrtausenden dazu gehörte, um diese Abstufung von glänzenden Göttern und armen Teufeln, die doch

alle Menschen sind, ohne Empörung zu dulden. Zu diesem Neid aber gesellt sich noch ein unbestimmtes Gefühl des Zweifels, wenn alle diese Sterne sich um eine Sonne — um eine sogenannte Künstlersonne drehen. Eine Aristokratie des Talents wird dem Volke nie klar werden, und wenn es auch die Huldigung, die ihm wird, hingehen läßt, oder dieselbe aus Ansteckung oder Muthwillen sogar theilt, so betrachtet es doch immer die Ueppigkeit, in welcher dieses Talent schwelgt, als einen Abbruch an seinen eigenen Menschenrechten. Hier steht ein schlichter Bürgersmann und sieht, mit einem Sarkasmus, der schwer zu zeichnen sein dürfte, den duftenden Apollo des 19ten Jahrhunderts aus dem königlichen Wagen hüpfen. Seine Brust ziert ein Orden, und mit einem geisterartigen Ausdruck in dem vornehmen Blick läßt er sich von einem Laufer die Marmorstufen hinaufgeleiten. „Hm!“ — spricht der Bürger zu seinem Nachbar — „den hab' ich noch als Bub gekannt. Sonst war er froh, wenn er in der Schul' meine Division abschreiben durfte; jetzt sieht er freilich einen andern Weg, wenn ich ihm begegne.“ Sein Nachbar, ein jovialer Bäcker, antwortet ihm: „Ja,

das kommt daher, weil er jetzt besser multiplicirt wie Du!"

Dort stehen drei junge Mädchen, die einander dicht in den Armen gefaßt, sich vordrängen, und so glücklich sind, die Prima Donna aussteigen zu sehen. Ein Hermelinmantel bedeckt ihre Brillanten.

„Ist das die Prinzeß?" fragt Mariechen ihre Freundin Caroline. — „Dumme Gans," korrigirt die Mutter, die hinter dem Mädchen steht, „das ist ja die neue Sängerin, die der Herr auf Reisen geschickt hat. Der hab' ich vor acht Jahren oft ein Loth Kaffee geschenkt, wenn sie an meinem Laden die Harfe gespielt hat." — „Hui!" rief Lieschen, und machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Aber habt ihr die seidenen Füße gesehen?" sprach Mariechen wieder, „gewiß der neuste Pariser Schnitt" . . . Caroline betrachtete seufzend ihre eigenen Füßchen, und mogte denken: „die meinigen sind doch kleiner, — wer nur solche Schuhe hätte!"

„Da merkt man nicht, daß die Frucht aufgeschlagen ist," rief hier ein dicker Bierbrauer, den Rauch seiner Pfeife spöttisch in die Luft blasend. Und dort sprach ein Schuhmachermeister, indem er seinem

Vordermann auf die Schultern schlug: „Rechn' mal aus Gevattersmann; wie viel Tausend Kalbfelle lassen sich aus dem kleinen Finger eines Musikanten schneiden?“ und ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Witz.

Aber nicht allein die nächste Umgebung des Palastes ist bevölkert. Auch an den Fenstern ringsum drückt sich Kopf an Kopf, sogar auf den Laternenpfählen haben sich Neugierige angeklammert, und aus den Gasthäusern schauen Künstler, Beamte und Offiziere. Hier herrscht schon ein minder strenger Ton, und die Urtheile haben das Gepräge des Raisonnements. Entweder steht man den Gegenständen der Bewunderung näher, oder Mißtrauen hemmt die Zungen. Ich zweifle nicht, daß auch an dem heutigen Abend der erbprinzliche Palast auf ähnliche Weise umstanden war, und daß ähnliche Bemerkungen gemacht wurden.

War bei den alten Römern das Pantheon der Sammelplatz der Götter, so mogte man mit Recht diesen Concertsaal das Pantheon der Residenz nen-

nen, denn Alles, was das Land an Hoheit der Geburt und der Talente, an Pracht und Schönheit aufzuweisen hatte, war hier versammelt, um den Triumph der Kunst zu feiern. Das Fürstenhaus, von seinem Adel umringt, und in immer weiteren Kreisen von der Elite der Stände, des Militairs, der Gelehrten und Künstler umgeben, bot einen pomphaften Anblick dar.

Wenn durch irgend ein Geschick, durch den Machtspruch einer Gottheit eine solche Versammlung plötzlich zernichtet, in ein Nichts aufgelöst werden könnte, würde in der Geschichte wohl eine Lücke entstehen?

Die Ouverture aus Cäsars Oper war vorüber, und es begann nun das Flüstern, welches immer einen so seltsamen Contrast zu dem Sturm der letzten Accorde bildet. Könnte man alle die verschiedenen Urtheile, die solch ein Flüstern gebiert, sammeln und durch eine Retorte treiben, welches Facit würde sich wohl daraus ergeben?

So eben beugt sich ein Kammerherr über die breite Schulter der Oberhofmeisterin, und lispelt ihr die Worte zu:

„Diese Pieçe war sehr unterhaltend, Gnädige!“

„Im großartigsten Styl,“ war die Antwort mit obligatem Fächer.

„Ja wohl, man hört das gleich an den Trompeten und Pauken. Man glaubt sich in eine Schlacht. Aber der rothe Faden des Motivs — was meinen Sie?“

„Sie sprechen von der Melodie? Ich hörte keine.“

„Ich auch nicht, Gnädige. Darin aber liegt das Grandiose. Die Melodien auf der flachen Hand sind doch nur für das Volk. Sie sind trivial und aus der Mode.“

„Man trägt es nicht mehr . . . nicht wahr?“

„Eine sublime Bemerkung, die Alles ausdrückt.“

„Sie sind ein Schmeichler . . . Was kommt nun?“

„Miß Carneol.“

„Ah! Der Stern der Residenz.“

„Die Braut Cäsars.“

„So? Ist das Epithalame schon fertig?“

„So gut wie declarirt, Gnädige —“

„Ich halte Nichts von speculativen Ehen unter Künstlern.“

„Sie haben Recht; nur dem Adel gebührt dieses Vorrecht!"

„Silence! — sie kommt" (richtet ihre doppelten Operngläser auf die Sängerin). „Wie graciös die Verneigung — ah, c'est charmant!"

In diesem Augenblick fielen ein paar Dutzend Sträußchen zu Franziska's Füßen.

„Sie ist hübsch," fuhr der Kammerherr zu lispeln fort, „und sehr kokett, auch" — hier warf auch er seinen Strauß gleichgültig auf die Tribune — „nicht mehr in der ersten Germination."

„Ihre Blüthe ist nur weiß — mein Gott, quelle pâleur . . . — sie scheint angegriffen . . . hören Sie nur die Unsicherheit der Intonation."

Und in der That schien Miß Carneol nicht bei Laune gewesen zu sein. Während des Recitativs schien sie befangen, und lenkte von Zeit zu Zeit sogar ihren Blick zur Seite von den Noten ab. Das Adagio trug sie mit Aufregung vor, und öfter als die Schule gebot, mußte sie Athem holen. Als die brillante mit Cadenzen durchflochtene Polacca aber vorüber war, verbeugte sie sich hastiger wie gewöhnlich — und noch während des Applauses, der ihr

dennoch in reichen Strömen zufloß, war sie verschwunden. Der Künstler hat das Vorrecht, in der vornehmen Welt zu leben, ohne den subtileren Anforderungen der Etikette nachkommen zu müssen. Man verzeiht ihm nicht nur eine gewisse Lässigkeit und Zerstreutheit, im Gegentheil, man nimmt sie, nichts Anders suchend, als Attribute des Genies lächelnd hin. Diese künstlerische Nonchalance ist das Spielzeug der Großen. Indem sie sich gnädig zu ihr herablassen, markiren sie zugleich die Gränzlinie desto schärfer, die sie von einander trennt. Deshalb brachte das Benehmen der Carneol nur die Wirkung eines unartigen und liebenswürdigen Kindes hervor, dem man Etwas zu verzeihen hat, indem man es streichelt.

Der Künstler täusche sich doch nie über seine Stellung zu dieser vornehmen Welt. Stellte sie ihn sich gleich, sie würde nicht so gnädig gegen ihn sein. Dem, welchen man wahrhaft schätzt, verzeiht man nicht so leicht.

Diese augenblickliche Stimmung ging vorüber, und mit einer Art Spannung erwartete man nun den berühmten Pianisten, der — nach der neueren Künstler Weise — die Pause, nur etwas über die Ge-

bühr, verlängerte. Aber anstatt, daß Cäsar erschien, wurde es auf der Tribune unruhig. Die Musiker flüsterten lauter wie gewöhnlich unter einander, verließen ihre Plätze, und selbst der alte steife Maestro di Capello begab sich in das Seitenzimmer. Abermals verstrichen mehre Minuten . . . und kein Cäsar erschien — der Zustand wurde peinlich — die Fächer der Damen wehten heftiger, die Bewegung der Ungeduld wurde allgemein, und auf einen Wink des Fürsten eilte nun der Kammerherr auf die Tribune. Aber das Erstaunen sollte sich in Bestürzung verwandeln, als der vornehme Bote zurück kehrte, Seiner Hoheit etwas zuflüsterte, und diese sich nun schnell und wie es schien entrüstet erhob. Das Signal war hiermit gegeben, daß nun Alles aufstand, und sich aller Blicke auf den Sprechenden richteten. Endlich erschien auch der alte Maestro wieder, der auf ein Zeichen des Herrn die Gruppe vermehrend nun die Botschaft bestätigte — daß Cäsar den Palast noch gar nicht betreten, dagegen kurz vor dem Beginn des Concerts mit Extra-Post wie ein Rasender zum Thor hinaus gefahren sei, und daß Miß Carneol in Folge einer Alteration in Lachkrämpfen läge.

Indem sich nun die fürstliche Familie mit sichtbarer Indignation in die Privat-Gemächer des Erbprinzen zurück zog, und das übrige hohe Publikum in Gruppen eingetheilt, medisirend, bedauernd, lächelnd und entrüstet der Equipagen harrte, wollen wir nach der Ursache dieser originellen Scene forschen.

Zwanzigstes Kapitel.

Rückblick. Doctor Dringlich.

Wir erinnern uns, wie die Nemesis den Vater unsers Helden ereilte, während dieser, von Allem Nichts ahnend, die Vorbereitungen zu dem heutigen Concert traf, und wie Dr. Dringlich sich des Papiers bemächtigte, das der Sterbende in der krampfhaft geballten Faust hielt. Um die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zu sehr von der Hauptsache unserer Geschichte abzulenken, sei deshalb mit kurzen Umrissen erwähnt: Dringlich reiste augenblicklich zur Residenz, eilte in Cäsars Hotel, als dieser bereits in Concert-Toilette dasselbe verlassen wollte, und entdeckte dem auf die Folter gespannten, unter gewissen Bedingun-

gen, sein tragisches Geheimniß. Cäsar, in seiner Verzweiflung Alles gewährend, schrieb mit zitternder Hand sogleich einige Zeilen an Franziska. Er theilte ihr die Ursache seines plötzlichen Verschwindens in wenig Worten mit, beschwor sie den Fürsten darauf vorzubereiten, und — in einer halben Stunde befand er sich, mit fieberhaften Rachegedanken auf der Straße nach Liebeneck. Dringlich sollte das Billet in die Wohnung Franziska's bringen, es ihr eigenhändig übergeben. Der Lüsterne aber, ungewohnt des Goldes Klang in seiner Tasche, glaubte sich auf solche Reisestrapatzen erst stärken zu müssen, und trat daher in ein Gasthaus. Dort alle Commilitonen treffend, gab bald ein Wort das andere, Witz und Champagner sprudelten, und durchglüht von diesem Nectar wie von der Wonne des Augenblicks, befand er sich bald in dem Zustand seliger Sorglosigkeit. Die Lichter um ihn her verdoppelten sich, und Cäsar, Miß Carneol, und sein Auftrag waren vergessen. Das Billet langte erst am nächsten Vormittag an die Adresse, als Dringlich nach ausgeschlafenem Rausche zu spät seine Unbesonnenheit bereute. Miß Carneol, zur Audienz vorgelassen, wußte zu besänf-

tigen, zu vermitteln, die höchste Entrüstung verwandelte sich in Bedauern, und Cäsar konnte durch sein Spiel nicht mehr Interesse erregen, als durch sein plötzliches Verschwinden. Er war der Held des Tages, die Journale priesen seine Kindesliebe und seine Entschlossenheit, in allen Zirkeln coursirte sein Name, und selbst die Frage über die Continental-Transit-Compagnie war nicht wichtiger als die über seine Route nach Liebeneck. Selbst Dr. Dringlich stieg zu einer Art von Berühmtheit in der Residenz, und der Eitle berechnete jede Bewegung, wenn er über Straßen und Promenaden ging. Das Geschlecht der Herostraten ist noch nicht ausgestorben. Daß nun aber Miß Carneol Alles daran liegen mußte, ihren Künstlerruhm in Vereinigung mit Cäsar wieder auf das Glänzendste herzustellen, können wir von ihrem Stolze erwarten, und während sie daran arbeitet, müssen wir ihrem Geliebten zur Seite bleiben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Cäsars Schmerz und seine Rache. Franziska's Benehmen. Die Reise und der Unfall.

Cäsars Schmerz über das Schicksal seines Vaters war aufrichtig, obgleich er nie Sympathien für ihn hatte. Aber der Tod quittirt alle Rechnungen. Cäsar fühlte jetzt, daß der Hingeschiedene nur für ihn gelebt habe, nur für ihn gestorben sei; er dachte nur an die Wirkung seiner Liebe, und vergaß darüber die Ursache. Als Cäsar athemlos in das Gemach des Todten stürzte, fuhr er schaudernd zurück vor den Zügen des Wahnsinns . . . und der Sohn sah das Antlitz seines Vaters nie wieder. Aber dieser Anblick genügte, um ihn zur Rache aufzufordern gegen seinen Mörder, denn so nannte er Ernst. Mit

der erheuchelten Ruhe, die nur ein stiller Entschluß gewährt, leitete er die Beerdigung des Unglücklichen, ordnete er die Reste seines Vermögens, — denn sein Vater hatte enorme Summen verspielt — und schrieb Folgendes an Franziska:

„Ich bin von Ihrem Herzen überzeugt, daß Sie meine Ehrenrettung bei Hofe übernehmen, ohne das Geheimniß zu verrathen, auf welche Weise mein unglücklicher Vater das Opfer seines Ehrgeizes — seines Ehrgeizes für mich war. Dringlichs Mund habe ich durch Gold verschlossen, und so wird er es nicht wagen, mich zu compromittiren — Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich den Elenden bestraft, dessen Urtheil über mich meinem Vater den Tod gab. Seine Züge, nie werde ich sie vergessen — forderten mich zur Rache auf, und ich werde gehorchen. Ernst hat diese Stadt verlassen, aber ich werde ihn verfolgen bis an's Ende der Welt. Leben Sie wohl, meine angebetete Franziska, — und sollten wir uns nicht wieder sehen, so sind Sie die Eigenthümerin meiner Papiere. Beklagen Sie

Ihren Cäsar.“

Miß Carneol stand gerade am großen Pfeilerspiegel und musterte ihre Toilette, um in die Soiree des Grafen Steno zu fahren, als ihr Fanchette Cäsars Brief überreichte. „Mein Himmel, wie tragisch," rief sie aus und ließ das Papier auf den Toilettentisch gleiten, „und doch ist es Cäsars Glück, daß er dem Einflusse des alten Vampyrs entzogen wurde. Gott sei Dank, daß der Widerwärtige todt ist" — und dabei hielt sie eine Rosenknospe an die rechte Seite ihres glänzend gescheitelten Haares. „Die müßte gut stehen, nicht wahr?" Und während Fanchette die Rose befestigt, fährt Franziska nach einem leichten Blick auf den Brief fort: „Nun, ein Duell wäre interessant, aber — wenn er fällt? . . . Ah, wer wird gleich das Schlimmste denken! Er siegt ganz gewiß, denn die Recensenten sollen Hasenfüße sein, und — wenn er dann ruhmgekrönt zurückkehrt — das wäre herrlich! — Welch einen Einfluß müßte der Sieg auf sein Spiel haben? . . . Nimm mir die Rose wieder ab, Fanchette — dieser Brillant steht doch besser." . . . sie machte einen brillanten Lauf vom kleinen B bis in's zweigestrichene As hinauf, brach dann plötzlich ab und seufzte: „Armer Cäsar!" . . .

Am folgenden Tage las man in dem Reichsblatt, daß Miß Carneol noch nie so göttlich gesungen habe, wie gestern in der Soiree des Grafen Steno. —

Cäsar flog dem Städtchen zu, wohin, so hieß es, Ernst in Geschäften abgereist sei. Aber Cäsar glaube nicht an diese Geschäfte . . . „Der Elende flieht vor meiner Rache," sprach er, indem er ein Paar Pistolen in die Seitentasche seines Wagens steckte, „das ist Alles." Friedrich aber, sein Diener, mußte im Hotel d'Asie zurück bleiben. In die Ecke des Wagens gedrückt hatte Cäsar Muße genug seinen Empfindungen nachzuhängen. Obgleich er Gemüth hatte, und in einsamen Momenten, wo selbst den Bösewicht die bessere Natur beschleichen mag, sich seiner Achilles-Ferse bewußt war so war er doch zu stolz, um solcher innern Stimme eine längere Audienz zu geben. Er scheuchte sie fort wie einen zudringlichen Bettler und glaubte am Ende selbst an seine Unfehlbarkeit. Er bildete sich ein, Ernst's Kritik zu verachten, und nur seines Vaters Tod rächen zu wollen. Und doch spielte verletzte Eitelkeit eine große, wenn auch geheime Rolle dabei. Nur die Berührung des wunden Flecks schmerzt.

Cäsar war gutmüthig genug, die Wahrheit zu verlangen, aber zu verdorben, sie anzuerkennen. Die Einsamkeit — eine so große Seltenheit des Berühmten — erzeugte in ihm Gedanken, die ihn mehr hin und her warfen, wie das Rütteln des Wagens. Stolz hob sich seine Brust, wenn ihn die Erscheinungen seines Ruhm's umgaben — und kühn blickte er dann um sich, als wollte er fragen, wer wagt es, sich mit mir zu messen? — aber einen Talisman gab es doch, welcher ihn beschützte gegen gänzlichen Untergang. Es war der letzte Blick seiner Mutter.

Plötzlich hielt der Wagen an. „Herr! Wir können nicht mehr fahren," rief der Kutscher hinter sich.

„Weshalb denn? Du Tölpel!" entgegnete der aus seinem Brüten Erwachende. Indem er aber aufschaute, bemerkte er, daß der Regen in Strömen herabgoß, und ein Gewitter losgebrochen war. Blitz auf Blitz zuckte, und ihnen entgegen wälzte sich eine durch den angeschwollenen Bach erzeugte Fluth.

„Nach Sonnheim werden wir doch noch kommen?"

„Nach Sonnheim? Ne Herr — dahin sind noch zwei gute Stationen — wir müssen hier in Wangen bleiben, sonst gibt's ein Unglück."

„Unglück über Dich selbst, wenn Du nicht gleich zufährst." —

„Es geht nicht, sag' ich Ihnen — hier ist das Willer'sche Gut, wo wir Obdach finden, bis das Wetter vorüber ist." —

„Was geht mich das Willer'sche Gut an? Du bist ein Hasenfuß, und willst Deine Schuldigkeit nicht thun!"

„So?" rief der Kutscher gereizt; „nu, so wollen wir sehen, wer von uns beiden der Hasenfuß ist. Allons! Fort ihr Rappen — fort durch Dick und Dünn!" Dabei schnalzte er mit der Zunge und hieb auf die durchnäßten Thiere, daß es weithin schallte. Sie bissen in ihre Stränge, bäumten sich und schlugen gewaltig aus, aber wollten doch nicht von der Stelle. Endlich that ein Blitz der vor ihnen in einen Baum schlug, was der Peitsche nicht gelang, die Pferde wurden scheu, und pfeilschnell flog der Wagen über Stock und Stein.

„Halt, halt!" schrie nun Cäsar sich aufrichtend, „um Gotteswillen halt' die Thiere oder" . . . aber er vermogte nicht weiter zu rufen . . .

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wangen. Die Macht der Tonkunst.

„Ich verweile noch, Du holdes Engelsbild . . . fürchte Dich nicht mehr, denn der Geier ist davon geflogen . . . bleibe bei mir, Deine Worte sind ja Melodien!"

Zwischen Traum und Wachen sprach Cäsar dieses, indem sich sein Arm nach einem leeren Raume sehnsuchtsvoll erhoben. Diese Bewegung erweckte ihn vollends.

„Wie geht's Ihnen, mein Freund?" sprach mit gutmüthiger Theilnahme ein alter Mann, der eine Tasse in der Hand haltend vor seinem Bette stand.

„Ah! Sie hier?" sprach Cäsar, dem Fragen-

den die Hand darreichend. „Ich fühle mich gestärkt, und mein Kopf schmerzt mich weniger."

„Das Fieber ist fast ganz verschwunden," sagte der andere, indem er Cäsars Puls hielt — „nehmen Sie jetzt diesen kühlenden Trank."

„Mein Fieber? Es ist wunderbar; denn so oft es mich befällt, höre ich hier im Nebenzimmer zauberische Töne — dann schlagen meine Pulse sanfter, und ich verfalle in einen wohlthätigen Schlummer."

„Das ist die Gewalt der Tonkunst."

„O nein, nein!" rief Cäsar lebhaft . . . „wählen Sie einen andern Ausdruck. Seitdem ich denken kann, war diese Tonkunst nur fiebererzeugend. Die Kunst, Töne zu fügen ist eine barbarische, denn sie schmiegt das Wesenlose in Ketten und Banden — sie zerlegt das Heilige in trockne Theorien, und saugt ihm die Seele aus. Was ich vernahm ist nicht diese schuldbeladene Tonkunst — es ist milder Himmelsthau . . . es ist die reine versöhnende Musik, wie sie aus des Schöpfers Hand herausging."

„Es mag sein," erwiderte der Arzt: „wenn nur alle Priester der Tonkunst solche Musik empfinden, üben und lehren wollten!"

„Dann wäre die Welt ein Paradies . . . Ihr Trank war gut, lieber Mann . . . er hat mich gestärkt, und ich werde mir meines Zustandes immer bewußter . . . aber nun sagen Sie mir endlich, wie lange bin ich krank gewesen, wo befinde ich mich, und wer ist der Besitzer dieses Hauses?"

„Dies kleine Gütchen," erwiederte der Arzt, indem er sich neben ihn setzte, „gehört einer anspruchslosen Familie. Madame Willer lebt hier mit einem Sohn und einer Tochter in glücklicher Zurückgezogenheit. Der Sohn ist abwesend, Marie aber die unsichtbare Pianistin."

„Ja, ja," sprach Cäsar nachdenkend — „Ich habe zum erstenmal die Bedeutung meines Instruments empfunden — ich weiß nun was Clavierspielen ist . . . und wie lange befinde ich mich hier?"

„Es ist heute der zehnte Tag nach Ihrem Sturze aus dem Wagen, der Sie besinnungslos in dieses Haus brachte. Aber nun ist alle Gefahr vorüber, und morgen schon werden Sie Ihre freundlichen Wirthinnen begrüßen."

„Morgen schon" — entgegnete Cäsar, immer noch sinnend — „ja, so ist's — meine ganze Er-

innerung kehrt zurück — und der Mann, die Pferde, der Wagen?"

„Der Kutscher war glücklicher als Sie, und ist gleich am nächsten Tage nach Liebeneck zurück gekehrt. Ich aber nahm mir die Freiheit, Ihre Leute in Ihrem Hotel zu beruhigen."

„Sie kennen mich also?" —

„Glauben Sie, die Bewohner von Wangen wären so verwildert, daß ihnen die Cäsare unserer Zeit fremd blieben?"

Eine hohe Röthe überflog das Gesicht des Geschmeichelten. Schnell faßte der Arzt dessen Puls wieder, und fuhr ernster fort: „Ihr Zustand ist glücklicherweise nicht allein die Folge jenes Sturzes — eine Alteration, eine Aufregung aller Kräfte mußte diesem vorausgegangen sein."

Indem der Arzt dieses sprach, blickte er ihm forschend in's Auge. Er wollte sich der geistigen Thätigkeit seines Patienten, und des Eindrucks an diese Erinnerung versichern.

„Sie haben Recht," erwiderte Cäsar, wie aus einem zweiten Traum erwachend, und richtete sich im Bette auf, . . . „der Zusammenhang steht plötzlich

vor mir wie ein Riese . . . aber der Riese ist furchtbar und deutet zurück auf einen Grabhügel . . . Die Erde lockert sich auf, und mein Vater blickt mich drohend an . . . Ha, wieder ein Aufzucken der Erinnerung . . . ich soll Dich ja rächen, mein Vater — soll ihm folgen — folgen — Heda Friedrich! Bestelle Postpferde und lade die Pistolen . . ."

Cäsar in dieser Aufregung entwand sich der Hand des erstaunten Arztes, und war im Begriff, aus dem Bette zu springen; da erklangen im Nebenzimmer die vollen weichen Accorde eines Piano, die sich wie Balsam auf eine brennende Wunde senkten, und Cäsar entzückt lauschend, verstummte, sank mit verklärter Miene in seine Kissen zurück und entschlummerte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die verkörperte Muse der Tonkunst. Marie Willer. Gegenerziehung. Eine dritte Person tritt auf.

Die Initiative zu einer stillen heimlich beglückenden Liebe sind im vorigen Capitel gegeben. Als Cäsar die junge Pianistin zum ersten Mal erblickte, erstaunte er weder über die Lieblichkeit ihrer Züge, noch über die jugendliche Anmuth ihres Wesens. So mußte diejenige aussehen, die so spielte, und in ihren reinen anspruchslosen Phantasien erkannte er die bezaubernde Gestalt, die jetzt vor ihm stand. Mariens Seele, Talent und Gestalt bildeten ein so harmonisches Ganze, das keines ohne das andere bestehen zu können schien. Benimm einer Rose den

Duft, oder die Farbe — es ist dann keine Rose mehr.

Cäsar war genesen, und konnte ohne Gefahr seine Reise fortsetzen, seinen Plan verfolgen; allein Mutter und Tochter baten so ungekünstelt, noch einige Tage zu bleiben, daß er gern nachgab.

Aber er folgte mehr dem Antriebe seines Herzens, wie dieser Bitte, da in seinem Innern eine große Veränderung vorgegangen war. Der Bann, der auf seiner Seele lag, war mit seines Vaters Tod gelöst. Er athmete, fühlte wieder frei, und es bedurfte nur des Impulses eines reinen Gemüths, um ihn seiner ursprünglichen Natur nach und nach wiederzugeben. Je mehr dieser Bann von ihm wich, desto klarer wurde es in ihm. Das zerknitterte Blatt, woraus er so lange seine Rachlust gesogen, wurde für ihn bald ein versöhnendes. Er fühlte die Wahrheit, wenn sie ihm auch peinlich war, wie das Eindringen einer Sondirnadel. Zwar gab es Augenblicke, in welchen die Erinnerung an seines Vaters Schicksal ihn antrieb, seinen Vorsatz zu verfolgen, aber ein Blick in Mariens freundliches Auge flößte ihm mildere Gesinnungen ein. Ihm selbst unbewußt,

drängte ihr Umgang seinen Racheplan immer mehr in den Hintergrund zurück. Und unter solchen Umständen, mit welchen Empfindungen sollte er seinen Feind aufsuchen, erreichen und bestrafen? Mit welchen aber zu Franziska zurückkehren, wenn er es unterließ? So, zwischen Rache; Liebe und Versöhnung schwankend, bot ihm der Aufenthalt in Wangen ein willkommenes Asyl. Hier verbarg er sich gleichsam vor sich selbst.

Vor allen Dingen mußte er Franziska im Schach halten, und deshalb schrieb er an sie: daß seine Pflege bei sehr guten Leuten ihn noch in Wangen zurückhielt, und er diese Abgeschiedenheit von der großen Welt benutze, um für sie eine neue große Scene zu schreiben.

„Es muß sein," sprach er zu sich selbst, als er eines Morgens das Gärtchen durchschritt — „es muß sein, ehe es zu spät wird, ehe ihr Bild sich ganz und gar in mein Herz eingegraben hat . . . Ihre Nähe wird mir zu gefährlich, als daß ich sie nicht fliehen sollte. Franziska und Marie! Welch ein Contrast! Jene zieht mich in den Strudel und betäubt meine Sinne; diese hält mich in der Einsamkeit zu-

rück, rührt mein Herz, und ach — das reine Glück, welches ihre Muse gewährt, sagt mir, daß alles Ringen nach Größe Wahnsinn ist. Franziska vollendet was die Welt an mir verdarb, Marie lehrt mich, mich selbst erkennen. Ach! Könnte ich zurück — wie gerne gäbe ich den Schimmer der Residenzen für ein Stillleben an ihrer Seite — aber mich fordert mein Wort von mir. — Kann ich Marien ferner unter die Augen treten, im Bewußtsein der Ansprüche, die Franziska an mich macht? Deshalb will ich ein Mann sein, will hin zu ihr, und" . . . Ein leiser Schlag auf seine Schulter erweckte ihn aus seinem Gedankenmonologe — er blickte auf und Marie stand vor ihm. Ihr blaues Auge ruhte freundlich auf seinen Zügen, er schaute hinein, und — vergessen war sein Vorsatz.

„Gute Nachrichten bring' ich, lieber Herr Zeitmann," sprach sie, „mein Bruder wird morgen hier eintreffen, und uns auf lange Zeit nicht mehr verlassen. Sie bleiben dann noch hier — nicht wahr? Ferdinand müssen Sie kennen lernen. Ach, er ist so gut, und wie wird er sich freuen, Sie bei uns zu finden."

Cäsar verbeugte sich. „Ihr Bruder muß ein vortrefflicher Mensch sein!"

„Ja, das ist er," rief Marie, und ihr Auge strahlte, „denn wenn ich glücklich bin, habe ich es ja nur ihm zu verdanken. Den Vater verlor ich früh. Die Mutter bildete mein Herz, Ferdinand aber war mein Lehrer in nützlichen Kenntnissen, und — in der Musik. Ach, wenn ich diese herrliche Kunst so recht lebendig fühle, wenn sich meine Seele zu ihr wendet, dann ist Ferdinand die Ursache."

„Und Ihr Talent," ergänzte Cäsar.

„Ich habe nie darnach gefragt, welche Namen man den Trieben der Seele gegeben hat. Wie nennen Sie das Gesetz, wonach eine Blume ihre Blätter entfaltet, sich dem Lichte zuwendet und ihre Wohlgerüche verbreitet — oder wonach die Lerche dem jungen Tag entgegensingt? Und sehen Sie — so ist es mit meiner Kunst. Was Sie Talent nennen, es ist vielleicht dieses Gesetz."

Cäsar war ergriffen von solcher Naivetät. „Lassen Sie uns," bat er, „diese Lindenallee durchschreiten, und nennen Sie mir die Principien, wonach Ihr Bruder Sie unterrichtete."

„Seine Principien? Ich weiß kaum, was Sie darunter verstehen. Wenn Sie aber die Regeln der

Kunst meinen, so habe ich dieselben bewußtlos gelernt. Alle Regeln entspringen ja aus der Sache, weil die Sache früher da war. Ich hatte Gefühl für Musik, und so verstand sich die Regel — so kam sie von selbst. Musik ist mir Bedürfniß wie die Sprache, ich mische sie in meine Freuden, in meine Liebe zu Gott und zu den Menschen. Aber nein — sie ist mir mehr wie die Sprache, denn erst wenn mir hier der Ausdruck fehlt, eile ich zu meinem Flügel. Musik ist für mich der Uebergang zu höheren Empfindungen. Ein Mensch, der Musik liebt, kann nie böse sein. Nicht wahr, Herr Zeitmann?"

„Ganz gewiß nicht" . . . murmelte Cäsar, und wagte nicht aufzublicken.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen — aber wie thöricht bin ich auch? — um auszudrücken, was mir Musik ist, muß sie selbst ihre Töne dazu hergeben — Kommen Sie mit hinauf!"

„Nein, nein — nur jetzt — jetzt nicht. — O Sie wissen nicht, wie treffend Ihre Worte sind. Aber fahren Sie fort."

„Ich bin zu Ende, wenn ich von Principien reden soll, und" — setzte sie lächelnd hinzu, „meine

eigentliche Sprache wollen Sie ja heute nicht verneh-
men. Auf jeden Fall ist eine veredelte Natur die
Regel, wonach Ferdinand mich bildete. Mir ist fast
unbewußt, daß Musik eine Kunst ist, denn sie ist
mit meinen Empfindungen verwachsen . . . Man sollte
die Musik nicht Kunst nennen, denn ich meine, so-
bald sie einmal zur Kunst geworden, müßte sie ihr
Heiligstes verlieren. Ich kann nun einmal den Be-
griff eines Kunststücks von dem Worte Kunst nicht
trennen, seitdem ich jüngst eine große Oper gehört
habe."

„Sie besuchten die Oper?" fiel Cäsar hastig
ein, „und welche Wirkung brachte sie bei Ihnen
hervor?"

„Ich verlange keine mehr zu hören. Denn noch
jetzt erschrecke ich, wenn ich dieser convulsivischen,
prahlerischen Töne gedenke, die aus einer Leidenschaft
in die andere jagen, und keine schöne Empfindung
festhalten. Ich war betäubt, bekam Kopfschmerz,
fühlte mich unglücklich, und mußte doch auch wieder
herzlich lachen. Wer nicht Lust hat, zu verzwei-
feln oder zu tanzen, der muß in keine Oper mehr
gehen."

„Und weshalb führte Sie denn Ihr Bruder dahin?"

„Weil ich ihn darum bat, und weil er glaubte, daß ich jetzt reif dazu sei, wie er sich ausdrückte. Aber er schien zufrieden mit dem Eindrucke und lächelte dazu. Ich verstand seine Meinung, und dankte ihm gerührt. Blicken Sie um sich, lieber Herr Zeitmann, und Sie werden finden, daß Alles, was uns umgibt, auf Natur und Einfachheit gegründet ist. Dies Gütchen, das kleine Erbe meines Vaters, schützt uns nicht allein vor dem äußern Mangel, sondern auch vor dem Mangel, den der Ueberfluß gibt. Ich verstehe darunter den Mangel an reinem Geschmack. Kehrt Ferdinand von seinen Geschäftsreisen zu uns zurück, so wirft er sich der Natur, der Wissenschaft und der Musik in die Arme, ist glücklich, und wir sind es mit ihm. Und — o er kehrt nie zurück, ohne mir neue gediegene Werke aus den großen Städten mitzubringen. Die kranken, unglücklichen oder lächerlichen aber läßt er dort. Wenn ich also nur von reiner Musik umgeben bin, und nur Gutes höre, wie ist es anders möglich, als daß ich nur Vergnügen an reiner und guter Musik haben

kann? Musik ist die Göttin, die versöhnt, veredelt und beglückt. Erkennen Sie nun das Principium meines Bruders?"

„Ich erkenne und bewundere es," rief Cäsar außer sich, „und wenn mich mein Verhängniß nicht wieder fortreißen würde in das Chaos, ich würde Ihr Schüler werden, Marie" —

„Nicht so, lieber Freund — nicht so," sprach Marie erröthend — „der Allbewunderte bedarf keines Unterrichts mehr . . ."

„Auch Sie bewundern mein Spiel?"

Marie blickte ihm offen in das Auge. „Ja, Herr Zeitmann!"

„Aber Sie lieben es nicht?"

„Mein Gott" — Marie wollte sich entfernen —

Cäsar hielt sie zurück. „O sprechen Sie — lieben Sie es nicht?"

„Vielleicht lerne ich es einst." —

„Das ist die Sprache meines guten Engels!" rief Cäsar, und faßte Mariens Hand; sie zog sie nicht zurück, und er drückte dieselbe an seine Lippen.

Sie standen am Ende der schattigen Allee, und sahen nicht, daß ein Mann plötzlich aus dem Gebüsch getreten war und vor ihnen stand.

„Marie!" rief der Mann halb freudig, halb vorwurfsvoll. — Sie sah erschrocken zu ihm auf, und flog mit dem Ausruf: „mein Bruder!" in seine Arme. Verlegen blickte Cäsar den Fremden an, fuhr aber wie vor dem Anblick eines Gespenstes zurück — „dies Ihr Bruder? Herr Ernst!"

Ernst, denn er war es, von dem Anblick Cäsars zwar überrascht, doch nicht erschreckt, trat ruhig vor ihn hin, und reichte ihm die Hand . . . „Willkommen, Herr Zeitmann, in meinem Hause."

Cäsar starrte ihn noch immer an . . . „In Ihrem Hause . . . Sie nennen sich Ferdinand Willer, und sind doch" . . .

Unbefangen erwiderte der andere: „Ernst Ferdinand Willer, als Schriftsteller nennt man mich Ernst. Weshalb erschreckt Sie mein Anblick?"

„Was that Ihnen mein Bruder?" fragte Marie bestürzt.

Einige Sekunden qualvollen Selbstkampfes ver-

gingen, ehe Cäsar Worte fand, dann aber sprach er, wie aus einem Traum erwachend mit schwerer Zunge: — „Erlauben Sie, daß ich mich sammle!" und eilte hinaus auf das Feld.

Staunend sahen ihm Ernst und Marie nach.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Aus Ernsts Tagebuch.

Was habe ich erleben müssen? Der Mann, dem ich Wahrheit gab, trachtete nach meinem Untergang, denn diese Wahrheit kostete seinem Vater das Leben. Er verfolgt mich rachedürstend, und statt mir das Leben zu rauben, wird er mir Freund und Bruder. In der kurzen Zeit unsers Beisammenseins erkannte ich den Keim eines edlen Gemüths, das nur nicht zum Charakter reifen konnte. Er war unser, wenn ich es wollte, aber ich durfte es nicht wollen, da ihn noch Bande der Ehre an die große Welt fesseln. Diese Welt müßte uns verdammen, wenn wir ihn an uns ziehen würden. So folgte er den For-

derungen seiner Pflichten, und Marie — mögte sie nicht das Opfer davon werden. Gestern ist er zur Residenz zurückgekehrt, seine Laufbahn zu verfolgen, und er wird es mit verzweifelter Hast. Verblendet fühlte er sich glücklich, sich selbst erkennend muß er in stetem Kampf mit seiner besseren Natur nur unglücklich werden. Ach, daß es noch Zeit, daß seine Liebe zu Marien nur ein leichter Frühlingstraum wäre, daß er sich im gewohnten Strudel wieder glücklich fühlen könnte! Seltsam verwebtes Geschick, das mich zwingt, das zu wünschen, was mir Kummer macht. Cäsars Charakter steht auf dem Wendepunkt. Er ist der Wiedergeburt nahe, und ich muß seinen Tod wünschen. Unglücklicher Mann! du warst das Opfer eines speculativen Experiments, das Geschöpf einer selbstsüchtigen Idee. Du glaubtest, die Kunst sei dein Magnet, und es war nur der Ehrgeiz. So kann eine verfehlte Erziehung vieler Menschen Glück vernichten. Während Dein Vater an Deiner Unsterblichkeit arbeitete, starbst Du mit jedem neuen Triumph einen ruhmlosen Tod, denn Du verlorst den Ruhm Deiner selbst. Im Treiben der großen Welt erkannte ich Dich als einen Günstling der Mode,

hier in meinem Tuskulum wurdest Du mir werth. Und nun einen Blick auf mich selbst. Was habe ich gewirkt mit meinen Bestrebungen, nützlich zu sein? Wohin hat mich meine Begeisterung für die Kunst geführt? . . . Als mein Name begann, mit Achtung genannt zu werden, da that ich den Schwur, für die Würde der Kunst zu streiten. Nach den Grundsätzen der Erziehung Mariens sollten meine Urtheile eine Schule bilden. Ich erhob stilles Verdienst, forschte nach dem anspruchslosen Talent, ermuthigte die Bescheidenheit, drängte die Anmaßung zurück und geißelte die Arroganz mit bitterm Spott. Vor Allem aber suchte ich das Publikum für das Gute empfänglich zu machen. Mein Principium: Wahrheit in allen Verhältnissen, hielt ich fest dabei im Auge, und waffnete mich gegen die Bestechlichkeit der Sinne, wie gegen die Partheilichkeit des Herzens. Die nackte Göttin mit der Sonne auf der Brust sollte mir voran leuchten. Ich erglühte für meinen Plan. Aber wo lebt der Mensch, der von dieser Sonne beschienen sein will? — und der Künstler, der nur in der Täuschung lebt, sollte Wahrheit wünschen? Während ich die Linien meines großen Plans zog, zer-

bröckelte mein Bestreben in Tausend Kleinigkeiten. Ich wollte mir die Liebe einer Künstlerwelt erwerben, und nur Wenige drückten mir die Hand, die Menge feindete mich an. Diese Menge spricht allerdings: „Gib mir Wahrheit," aber sie will nur die vernehmen, die sie selbst dafür hält. Ich sah, daß ich mit dem System der Strenge meinen Zweck verfehlte, daß die Menschen noch nicht reif dafür seien. So beschloß ich, sie durch einen milderen Ton dafür empfänglich zu machen. Da ich nicht mehr geradezu sagen wollte: das ist, und das ist nicht, da ich Worte wählen, wägen und auf Umwegen wahr sein, da ich die Pille verzuckern wollte, wurde ich unbestimmt und matt. Um einen einzigen Fehler an's Licht zu ziehen, klaubte ich ein Dutzend Vorzüge aus dem Chaos mit ängstlicher Sorgfalt. Das half aber Nichts, denn man hielt meine Milde für schuldigen Tribut, Furcht oder Eigennutz, das strengere Wort aber für Partheilichkeit oder für die Intrigue eingebildeter Feinde. Während mein Tadel also nicht belehrte, machte mein Lob übermüthig. Für eine Spalte Lobeserhebung dankte man mir nicht, für eine Zeile Tadel schoß man giftige Pfeile auf mich ab,

und am Ende hätte es Noth gethan, ich legte auf meinen Schreibtisch Dolch und Pistolen, um mich vor Ueberfällen zu sichern.

So vergingen Jahre, und ich Thor — der ich durch eine Reihe in einander greifender Theorien und Consequenzen eine Schule bilden wollte, habe noch keine Fingerbewegung, noch keine Cadenz verbessert — Alles was ich erfahren, gedacht und geschrieben, Strenge und Güte, alles war verschwendet und nutzlos. Das einzige Resultat war Erschlaffung. Die Gegenstände bleiben ewig dieselben, die Kritik soll stets neu sein, und am Ende wird die Kritik zu einem größern Kunstwerk als der Gegenstand, der sie herausfordert.

Ein anderes Uebel gesellte sich noch dazu, nämlich die ungemessensten Ansprüche von allen Seiten. Obgleich der Künstler die Kritik zu verachten vorgibt, und in den Namen „Recensent" Alles hinein legt, was Hohn und Erbitterung ihm eingeben, so treibt's und drängt es ihn doch, sich des Beifalls dieser verachteten Kritik zu versichern. Merkwürdiger Zwiespalt in des Künstlers Seele. Er sucht die Freundschaft des Gehaßten und fürchtet zugleich die

Verbindlichkeit. Er scheint gleichgültig, und sein Herz ist doch ewig zerrissen zwischen dem Gefühl des eigenen Werthes, zwischen Vornehmheit und dem Bewußtsein seiner Schwäche. Er könnte den Recensenten tödten und zugleich in dem süßen Raube seiner Kritik schwelgen. Diese psychologisch merkwürdigen Erscheinungen tauchen vor mir auf und nieder, und meine Skizze müßte zum Buch anschwellen, wollte ich sie näher bezeichnen. Ich rede von der Masse, und doch ist mir auch bei festen und ruhigen Männern noch kein Beispiel von Gleichgültigkeit gegen die Kritik vorgekommen. Diese Ansprüche griffen zuletzt in den Kern meiner Lebensverhältnisse. Die Zeit, mein bestes Capital, gehörte nicht mehr mir selbst, denn ich schenkte sie allen Leuten, welche meine Dienste verlangten. Der eine Theil nahm sie von meiner Gentilesse in Anspruch. Der andere forderte sie gerade zu als Schuldigkeit, und je mehr mein Arbeitszimmer nach und nach zu einem Bureau für auswärtige Angelegenheiten heranwuchs, desto mehr war ich gezwungen, meine eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen. Indem ich aber der Person des Künstlers nützte, schadete ich der Kunst. So kam ich immer

zwischen Poesie und Prosa, zwischen meinen Ideen und dem Materialismus zu stehen, und diese Stellung wurde mit jedem Tage difficiler, delikater.

Sonderbar; der Künstler fordert von dem Zartgefühl des Kritikers, daß er uneigennützig, und mit ritterlicher Loyalität für seinen Ruhm in die Schranken trete. Er fordert es als seine heilige Pflicht, die vestalische Kunst zu beschirmen, und seine Arbeiten auf ihren Altar zu legen.

Und doch fordert er eine Großmuth heraus, die er selbst nicht besitzt; denn wo lebt ein eigennützigeres Geschlecht, als das des Künstlers, der sein Talent zu den höchsten Preisen anschlägt? Thut er das zum Wohl der Kunst? Ist sie ihm eine keusche Göttin? Wenn er zum Himmel der Unsterblichkeit aufblickt, verlangt er nicht auch seinen goldenen Regen? Fürwahr, es ist bequem, an die uneigennützige Tugend der Kritik zu appelliren, die ihm (dem Künstler) zu eigennützigen Zwecken verhilft.

Ist es daher ein Wunder, wenn mancher Kritiker, müde, stets der unterthänige Diener hochmüthiger Virtuosen zu sein, wenn er am Ende — und mit dem Vorbehalt, Wahrheit und Gerechtig-

keit, also die Idee der Kritik zu bewahren — über seinen Pult die Worte setzt: „Die Zeit mein Acker."

Um dieser subtilen Frage, die mich verwirrte, peinigte und mich mit mir selbst in Collision brachte, um dieser Bitterkeit meines eigenen Gefühls auszuweichen, gedachte ich der undankbarsten aller Wirksamkeiten zu entsagen. Da hörte ich Cäsar, sah seinen bösen Genius ihn umkreisen, erkannte das Uebel, und noch einmal trieb michs mit unwiderstehlicher Gewalt an, zu helfen. Hier hoffte ich, werde das Saamenkorn die fruchtbare Scholle finden. Da . . . o mein Gott, warum habe ich jener innern Stimme nicht gefolgt? Mein Haar sträubt sich, gedenke ich der Folgen . . . Ich wollte lebendig machen und habe getödtet!

Aber der Tod des alten Mannes komme nicht über mich, denn er fiel durch sein eigenes Geschick!

So steht mein Vorsatz endlich fest: Ich werde fortan nur der Erziehung Mariens leben. In ihr wachse die Reinheit der Kunst, und nur sie sei meine Muse. Ach! Wer die Welt bessern will, verschlimmert sie. Wer dagegen in seinem eigenen Kreise beglückend

wirkt, schafft sich eine eigne kleine Welt. Und Tausende solcher Welten bilden doch nur das Universum!

Warum erkennen doch die Menschen die Mittel nicht, die zum wahren und reinen Glück führen?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Cäsar's Plane. Die Begegnung und eine frappante Situation.

„Peitsche Deine Pferde, Bursche, daß wir heute noch zur Residenz kommen," rief Cäsar zum Schlage der Extrapost hinaus, als er sah, daß das Viergespann nur langsam eine Anhöhe hinanschritt. „Ein Ducaten Trinkgeld, wenn Du eilst!"

Das Versprechen wirkte, und noch am Abend fuhr der Reisende unter dem melancholisch lustigen Schall des Posthorns an Miß Carneols Hotel vor. Cäsar hatte Grund zur Eile, denn Mariens Bild tief im Herzen war ein Plan entworfen, der alle seine Wünsche und Hoffnungen realisiren sollte.

Aller Interessen lagen in einem Topf beisammen. Das Gebräu einer einzigen Intrigue.

„Zurück Kutscher!“ rief der Postillon einem andern Bockmonarchen zu, der von der entgegengesetzten Seite kommend, eine schwerfällige zweispännige Calesche regierte, und ebensfalls vor dem Hotel hielt. Beide Wagen wollten sich den Vorrang streitig machen, und hinderten sich nun gegenseitig, in das Thor zu fahren.

„Zurück Du selbst, Postillon!“ schrie sein Rival, „sonst will ich Dir zeigen, wer am ersten auf dem Platz war!“

„Was, der Landflegel droht noch? Warte, will ihn Fürstlich Thurn und Tarische Uniform respektiren lehren,“ und damit ließ der Postillon auf seines Gegners Gäule einen solchen Hagel von Peitschenhieben fallen, daß dieselben, obgleich matt und abgemagert, sich hoch aufbäumten und die Calesche sammt ihrem Inhalte über den Haufen zu werfen drohten. „Halt, halt!“ schrie Cäsar, während er den Schlag öffnete und heraus sprang, und „das Donner und Wetter über den Kerl!“ schrie der Bewohner des andern Wagens, und suchte herauszuklettern. Sogleich war eine Menge Gaffer um diese Scene versammelt, diese schalten, jene hielten die scheu gewordenen Gäule,

andere drängten sich zum Eingange des Hotels hin, und während in diesem Gewirr die beiden Rossebändiger auf einander losschlugen, hatten die Inhaber der beiden Kutschen Portal und Treppe erreicht. Stillschweigend neben einander aufsteigend, betrachteten sie sich mit mißtrauischen Seitenblicken. Cäsar glaubte des phantasiereichen Hoffmanns alten Kreißler in einer neuen Auflage neben sich zu sehen, nur mit dem Kopfe eines Beethoven. Der Fremde dagegen musterte ihn mit zusammengezogenen Brauen und geklemmten Lippen. „Sie gehen wohl irre, mein Freund," sprach endlich Cäsar zu seinem räthselhaften Nachbar, als sie beide auf dem Corridor standen — „hier wohnt Miß Carneol" . . . „Miß Carneol? Thorheit!" rief der andere. „Aber zu der will ich eben."

„Mein Herr!" drohte Cäsar.

„Pah!" entgegnete jener wegwerfend und steuerte rüstig auf die bezeichnete Thüre zu.

Diese öffnete sich, und Franziska stand vor ihnen. „Was soll das heißen? Welch ein Lärm vor meinem Balkon, vor meiner Thüre? Aber sehe ich recht? — Cäsar — Sie hier?"

„Willkommen Fränzchen! Hast Du keinen Gruß für den grauen Kapellmeister?“ Franziska starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an.

„Ich sage Ihnen, mein Herr,“ nahm Cäsar ärgerlich das Wort; „das ist Miß Franziska Carneol.“ —

„Und ich sage Ihnen, junger Mensch, das ist...“

Aber Franziska ließ ihn nicht aussprechen, sondern flog ihm, — von einem natürlichen Gefühl überwältigt, an den Hals. „Mein Lehrer! — Mein zweiter Vater!“

„Recht so, recht so,“ rief Regenzer, und indem er sie lächelnd liebkoste, liefen ihm die hellen Thränen über die Backen. Cäsar wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Franziska reichte ihm die Hand. „Sie sollen Alles erfahren, denn zwischen uns kein Geheimniß mehr, nicht wahr?“ Das Wort Geheimniß begleitete sie mit einem Flammenblick.

„Ah — ich vermuthe,“ sprach Regenzer, „Herr Cäsar, des Tages Löwe — empfehle mich Ihnen! Und Du die Löwin? . . . weiß Alles, . . . aber ich bin gekommen, Dich zu retten — und Sie mit, wenn

Sie wollen. Seid beide abgewichen vom rechten Weg, und wie Du Deinen ehrlichen Namen verleugnest — so auch Natur und Wahrheit . . . Thorheit! Seid beide Modepuppen!"

„Ihren Namen?" frug Cäsar verwundert.

„Nun ja, Fränzchen Kaneel aus Stuhlweissenburg am Plattensee."

Franziska's Hand hielt ihm den Mund zu — „Um's Himmels Willen nicht so laut. Kommen Sie, meine Herrn, kommen Sie!" und während sie mit der Rechten den grauen Kapellmeister hastig zur Thüre hineinschob, zog sie mit der Linken den erstaunten Cäsar nach. Die Thüre schloß sich, und man hörte von innen den Schlüssel zweimal umdrehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Klassisch. Das National-Institut.

Fürchterlich hatte Cäsar sich verrechnet in seinem Plan. Er glaubte durch eine gänzliche Reform seines Styls sich seiner Braut zu entledigen. Er wollte sie dadurch zwingen, ihm freiwillig zu entsagen. Obgleich gebildet und genial, war sie doch ein Geschöpf der Mode geworden und mißbrauchte ihre Gewalt, indem sie den bessern Geschmack noch mehr herunterzog. Diesem Styl, dem sie fröhnte, hatte sie Ruhm und Reichthum zu verdanken, und es lag nicht in der Natur der Sache, daß sie jemals diesem Styl entsagen werde.

Schon in Wangen war in der letzten Zeit dieser

Plan gefaßt, und, Franziska zu sondiren, schrieb er ihr, daß er gesonnen sei, zur Einfachheit und Reinheit der Tonkunst zurück zu kehren, und er hoffe von ihrem Kunstsinn wie von ihrer Liebe, daß sie ihm entgegen kommen werde. Die ganze Antwort Franziskas auf diese lange Depesche bestand in den lakonischen Worten: „Sind Sie toll geworden?!“ und diese paar Worte verbürgten ihm sein ganzes Glück.

Aber nicht allein Franziskas Entsagen und Mariens Besitz lag in diesem Plan, nein; die eigene Intention glaubte er zu befriedigen, denn die Boa constrictor hielt ihn seit seines Vaters Tod nicht mehr umschlungen, und Mariens reiner Sinn hatte auch ihn gereinigt. Ob er sich selbst täuschte? Ob nicht die geheimen Wünsche seiner Seele die Stelle dieser reinen Intentionen vertraten? Ob es in der That das endliche Erwachen einer edleren Natur war? Soviel ist gewiß, daß alle Kräfte Cäsars um so mehr dahin strebten „classisch“ zu werden, da sein Ruhm durch diese Reform noch vergrößert werden konnte. Statt des Fracks zog dieser Ruhm nur ein Tressenkleid an.

Wir sehen Cäsar von allen Seiten gewaffnet,

als er zu Franziska in's Zimmer trat und die Bekanntschaft des grauen Kapellmeisters auf so bizarre Weise machte. Hier aber, im stillen nächtlichen Dreigespräch sollte er erfahren, daß er weiter als je von der Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen war. Varium et mutabile! Denn kaum war jene lakonische Antwort an Cäsar abgegangen, als Miß Carneol überlegte, daß eine solche Reform doch so übel nicht wäre. Sie hatte lange auf einer und derselben Höhe geschwebt, die ihr anfing, nachgerade langweilig zu werden. Sie liebte die Veränderung, und wollte es ein Mal auf eine andere Art versuchen. Cäsars Vorschlag bot ihr die Mittel dazu. Eine neue Aera heraufbeschwören! Die Art war pikant und ruhmvoll, und Cäsar, indem er ihr als Hebel diente, kam ihr zugleich näher zu stehen. Auch hier hoffte sie Anregung zu Eifersucht, Kampf und Sieg zu finden. Allein, indem die schöne Franziska Alles für und wider erwog, erhob sich aus der Tiefe ihrer Seele noch ein anderer Grund, geheim und mit leisem Fingerzeig. Sie fühlte, daß ihre Stimme nicht mehr in der ersten Blüthe war, und die Kunst Manches ersetzen mußte, was eigentlich dem Organ zukommt.

Sie hoffte, der neue Ruhm werde ihr bequemer werden! Franziska sah sich dabei in dem Spiegel . . . und gedankenschwer weilte ihr Blick auf ihren eigenen Zügen . . . Ja, ja . . . es war beschlossen, sie wollte klassisch werden!

War dieser Entschluß schon gefaßt, ehe der arme Cäsar sein liebes Wangen verließ, um so mehr faßte sie ihn in's Auge, als er sie nun bestürmte, (wenn auch ihrer Repressalien in's Geheim versichert) und als Regenzer (zum vollen Unheil Cäsars) aus fernem Osten herbeikam, um die Verirrte wieder zur wahren Religion der Tonkunst zurück zu führen.

Cäsar wurde zur Bildsäule, als er Franziska für seinen Plan erglühen sah. Aber dennoch hoffte er auf ihre Unbeständigkeit, hoffte, je tiefer er die Sache anpackte, desto schmerzlicher werde ihr der Contrast werden. Auch glaubte er überzeugt zu sein, daß diese Reform so wenig Anklang im Publikum finden werde, daß die prächtige Armida, abgeschreckt von dem Marmorernst der alten Schule, ihren Geliebten zurücklassend, sich wieder aufschwingen werde auf die gewohnte glänzende Oberfläche.

Aber er irrte. Wie alles Neue imponirt und sich

Anhänger verschafft, so brauchte es nur eines solchen Impulses, um die ganze Residenz in Bewegung für diese Idee zu bringen. Es war genug, daß sich ein Cäsar, eine Carneol an die Spitze stellten, um unter ihren Bannern den neuen Feldzug mitzumachen. Dazu kam die mystische Erscheinung des grauen Capellmeisters — dieses verkörperten oder vielmehr verknöcherten Geistes einer klassischen Zeit. — Es konnte nicht fehlen, daß plötzlich auf einmal Alles klassisch werden wollte. Die Klassicität wurde Mode und unser Act spielt in einer Residenz!

Mit aller Uebertreibung, die dem Enthusiasmus eigen ist, wurde nicht allein Opern- und Kammerstyl in die neue alte Form geschmiedet, sondern es erwachte damit auch plötzlich der Patriotismus. So wie alle Componisten des letzten halben Säkulums von dem Repertoire verschwinden sollten, so wurde auch über jede Ausländerin das damnatur ausgesprochen. Nur stritten die Gelehrten noch darüber, ob Wolfram, Kuhlau, Friedr. Reichard, Weber und Feska der alten oder neuen Schule angehörten, und ob man Salieri, Spontini, Cimarosa, Cherubini, Gluck und Gretry die Ehre anthun wollte, sie unter

die Deutschen zu rechnen. Die Belletristik ging mit den spitzfindigsten Disputationen schwanger, es wurden ganze Bäder von verworfenen Vorschlägen ausgegossen, und freilich damit auch manches Kindlein. Darüber war man wenigstens glücklich übereingekommen, daß mit Mozart und Beethoven das weise Alterthum aufwärts beginnen und — nach langem Proceß — Idomeneus, Cosi fan tutte, Figaro und Don Juan als deutsches Eigenthum emancipirt werden sollte. Und nun ging's an ein Aufstöbern verschollener Antiquarien, daß es eine Lust war. Neu aufgelegt sollten Voglers, Jos. Schusters, Himmels, Naumann's und Benda's dramatische Werke werden, dann wollte man Hasse, Hiller, Händel, Graun und Anton Schweitzer folgen lassen. Noch reicheren Ersatz für die neue Schule (die in der That in Schulen untergeht) boten die Reliquien der gesellschaftlichen Musik. Man konnte sie jetzt einen Rüstkammerstyl nennen. Wo noch vor Kurzem die Werke der heutigen Clavier-Adler-Eulen und Papagaien prangten, sah man jetzt die Lerchen, Nachtigallen und Gucucke des 18ten Jahrhunderts aufliegen, und ein musikalischer Obergerichtshof ließ die neuen Auflagen der

Haydn, Clementi, Pleyel, Steibelt, Joh. Cramer, Wölfl, Dussek und Abbé Gelinek mit dem Motto schmücken: ad perpetuam rei memoriam! Ach, man sah ordentlich die Noten dieser Altmeister, sich aus dem Staube ringend, verwundert umschauen, als wollten sie fragen, was thun wir hier unter einem fremden Geschlecht, das uns nicht mehr versteht? Uns wird bange in dieser fortgeschrittenen Civilisation! Die ebenfalls wieder hervorgesuchten Werke eines Ries, Hummel, Kalkbrenner und Moschelles, die Uebergangsbrücke bildend, fanden sich schon heimischer. Henselt und Chopin erhielten das Bürgerrecht; Sebastian Bachs Fugen wurden wie Zwieback zum Thee genossen, Mozart und Beethoven als tägliches Brod verspeist. Die Gesang-Reform blieb nicht zurück. Aber zur Vertilgung dieser in den letzten zwanzig Jahren erschienenen Lieder und Gesänge fand sich nicht leicht ein Mittel. Sie verbrennen, hieß die Residenz in Feuergefahr, sie ersäufen in Wassernoth stürzen. Man brachte sie daher unter Bedeckung auf die Festung Krebsburg, und es war eine tüchtige Garnison nöthig, um die verbündeten Componisten und Verleger alle zurückzuhalten, die sie förmlich be-

lagerten. Die so eben noch vergötterten Lieblings-Componisten rein vergessend, schwärmte man jetzt nur für die arkadische Zeit der Schäferlieder und Schnitter-Idyllen. Dabei wurden auch Gesänge im höheren Styl, als: das Mädchen von Kola, Hektors Abschied, die anakreontische Muse u. a. allgemein protegirt. Hier sang eine Blondine Bergers „Lied eines liebenden Jünglings" (Charlotte von Josse gewidmet), dort kokettirte eine Brunette mit Salvani's „Hans und Verene", da baritonirte ein junger Fähndrich Dusseks „Liebesverzweiflung." Die Männer sangen ihren Frauen Himmels „Sonst und jetzt" vor, die Frauen ihren Männern Benda's Klage: „Er ist dahin der Frühling meiner Blüthe."

Kurz, man schwelgte in Klassicität und Patriotismus.

Wenn die Urheber dieses klassischen Fanatismus die Uebertreibung auch belächelten, so durften sie doch nicht mehr zurück. Sie erzeugten diese Zeit, wurden aber jetzt von ihr getragen. Sie hatten nur zu sorgen, daß sie die Hauptpersonen bei dem Drama blieben. Aber ein fanatisirtes Publikum vergißt schon deshalb seine Götter nicht, weil es gern mit ihnen

pielt. Alle Blätter priesen diese musikalische Reformation bis in den siebenten Himmel, sie nannten Cäsar ihren Luther, ihren Perikles; Franziska die verkörperte Ode, und den alten Regenzer malte man mit den Attributen der Weisheit, zwischen der Sphynx und der Eule. Alle drei nannte man die Repräsentanten eines klassischen Jahrhunderts. Der ganze Unsinn aber wurde zu einem National-Institut erhoben.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Cäsars Kampf mit Liebe und Ruhm. Der Vorabend eines klassischen Concerts. Der untergehende Stern.

Und unser Held? Er gerieth in Verzweiflung, denn er hatte sich aus freiem Antrieb in diesen Strudel gestürzt, der ihn nun mit sich fortriß und das gelobte Land seiner Hoffnungen immer mehr in Nebel einhüllte. Statt langweilig zu werden wurde er vergöttert, statt Franziska's Liebe zu verscherzen, schloß sie sich nur immer fester an ihn an und ach! was das Schlimmste war, jeder Gedanke an Marie beschwor nach und nach eine wirkliche Begeisterung für die klassische Muse in ihm herauf. Je mehr er die ältere Musik studirte, desto mehr wurde

sie sein Eigenthum und — zuletzt unentbehrlich. Er glaubte sich aus einem langen Traum erwacht, und sein ganzes Leben schien ihm nutzlos verschwendet. Konnte er unter diesen Umständen anders als mit Begeisterung fortsetzen, was doch seinem Herzen den Todesstoß geben sollte? Qualvoller Zustand. Wenn er unter den edlen Geistern des vorigen Jahrhunderts schwelgte, wenn er sich selig fühlte, dann wurde ihm erst recht deutlich, was ihm Marie war, und gedachte er Mariens, so zog es ihn zu seinen Meistern. Die Liebe erweckte seinen Sinn für die ächte Perle der Kunst, mit dieser Kunst wuchs seine Liebe, und dennoch vereinigte diese sympathetische Wechselwirkung nicht — sie trennte. Vergebens rang er seine Hände — umsonst rief er ihren Namen . . . Er glich einem Reisenden, der auf dem Verdeck eines Schiffes vorwärts eilt, während das Schiff doch selbst zurücksegelt. Das Schicksal führt die verlangende Seele mit sich fort. Dieses fühlend, wurde ihm sein Zustand von Tag zu Tag unerträglicher. Der Ruhm, wonach er sonst strebte, ward ihm zur Marter, der Lorbeer zur Geißel — jedes Lob zur Ironie. Aber seine Verzweiflung erreichte ihren Gipfel, da sich

morgen schon sein Schicksal entscheiden sollte, denn das erste klassische Concert war vorbereitet, nach welchem ihm neue Triumphe und mit ihnen — Franziska's Besitz werden sollte. Der Hof, die ganze Residenz interessirte sich dafür, und ein Rückschritt war nicht möglich. Reichte ihm die Carneol doch erst gestern noch ihre Hand und sprach mit Bedeutung: „Morgen der letzte Kampf zwischen uns, Freund Cäsar — dann aber Friede für immer — wollen Sie, so schlagen Sie ein!" Und Cäsar mußte einschlagen zum ewigen Bunde, und somit war sein Wort verpfändet.

Es war am Vorabend dieses klassischen Concerts, wozu wie begreiflich alle Mittel aufgeboten, alle Register gezogen wurden, als Cäsar in Phantasien versunken am Flügel saß. Er hatte zum Geschenk für Marien das schönste Instrument Streichers kommen lassen, denn für die Gefühle der Liebe und Sehnsucht, für die Empfindungen des eignen Herzens und für die Ideen eines Mozart oder Beethoven werden die Töne dieser edlen Instrumente immer die schönsten Sympathien erwecken. Der sonderbarste Zwiespalt mußte Cäsars Seele theilen. Er beschwor

die Töne seiner Weisen zu seinem Untergang aus dem reichen Tastenmeer herauf, er wußte es — und doch überließ er sich den sanften Eindrücken dieser Musik — er war ja bei ihr. Da überschritt seine stets lebendiger werdende Phantasie die Bahn des fremden Genius und ging zur eigenen über. Die Phantasie wurde zur Vision, und brachte ihm Mariens Bild vor Augen, eine Lilie haltend, ein Lamm ihr zur Seite. Sie hüllte sich in ihren weißen Schleier und zerfloß wie in einem Nebel. Da wurden seine Töne heftiger, und wie von seines Herzens Schlägen geführt, ergossen sich mächtige Accorde über das Instrument. Er glaubte die Tuba des Ruhms zu hören und Franziska zu sehen als Symbol des Hochmuths mit bunten Pfauenfedern geschmückt. Sie schien ihm zu winken, aber in ihren Zügen lag eine unbeschreibliche Mischung von Liebe, Stolz und Hohn. In diesem Augenblick zersprang eine Saite mit dröhnendem Klang, und entsetzt fuhr Cäsar vom Flügel auf. Mechanisch griff er nach seinem Hut, und entfloh diesen Bildern mit fieberglühender Hast. Er floh hinaus ins Freie, in den Wald, aber bei jedem Schritt glaubte er die entsetzliche Posaune hinter sich

zu hören. Sie verfolgte ihn wie eine Furie mit blutiger Geißel, und jagte ihn, als ob er einen Mord begangen hätte durch Dorn und Dickicht. Die Vorstellungen, die seine Gefühle so lange hin und her warfen, brachen endlich auf einmal über ihn zusammen, und sagten ihm nun mit Bestimmtheit, wie gränzenlos unglücklich er sei. Unter einer Eiche sank er endlich nieder und drückte die glühende Wange an einen Stein, der sie kühlte. Lange hatte er so gelegen in sprachlosem Schmerz, als es zu dunkeln begann, und der Abendstern durch das Laubdach hell auf ihn herabschimmerte. Die Nachtigall begann zu schlagen, und jeder Ton löste eine Rinde nach der andern von seinem Herzen. Er blickte zu dem Stern hinauf, streckte beide Arme nach ihm aus und rief: „Bist Du unsterblich in Deinem ewigen Raum? ... Ich fühle, daß diese Stunde geheiligt ist, und ich dem großen Geiste näher bin. Darf ich eine Frage an ihn richten, so gib Du, sein lichter Abgesandter, mir ein Zeichen. O sage, gibt es einen ewigen Ruhm für mich?" Die Nachtigall verstummte, als wollte auch sie der Antwort lauschen, doch statt ihrer verschwand plötzlich der prächtige Stern, von einer

schwarzen Wolke bedeckt ... Eine bedeutungsvollere Pause wie diese gab es nicht in der Partitur von Cäsars Leben. Muthlos sank er zurück auf sein bemoos'tes Kissen, und in einen wohlthätigen Thränenstrom ergoß sich sein lang verhaltener Schmerz. Nur die edle Seele ist einer solchen Wonne fähig.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Rückblick nach Wangen. Marie unter ihrer Linde. Was eine Zeitungsannonce nicht für Kummer machen kann. Ein Augenblick, wie es wenige gibt. Das Reichsblatt aus der Residenz gibt Aufschlüsse über Cäsar. Die Auflösung eines Räthsels.

Es war am Abend nach jenem klassischen Concert, als Marie allein unter jener Linde saß, wo Cäsar an ihrer Seite so oft ihren reinen Lehren lauschte. — Ernst war dem allgemeinen Strom nach der Residenz gefolgt, um ein wehmüthiger Zeuge von Cäsars neuen Triumphen zu sein. — Ihr Köpfchen war in die linke Hand gestützt, und mit der rechten hielt sie ein Zeitungsblatt. Obgleich kaum einige

Tage aus der Presse, war es doch schon verbraucht, an manchen Stellen feucht und unleserlich geworden. Theilnehmend blicken wir hinein, um zu erforschen, was dem armen Kinde denn so großes Herzeleid verursachte, und die eben angezündeten Lichter am Firmamente mögen uns dabei leuchten:

„Aus der Residenz.

☞ Klassisches Odeum.

Dieses findet morgen am Geburtstage unsers geliebten Landesfürsten im Königlichen Theater statt, und wird Alles erschöpfen, was Tonkunst und ihre Wissenschaft, was Tiefe der Virtuosität in Vereinigung mit Pracht und Glanz aufzubieten vermögen. Da schon vor vier Wochen alle Logen und numerirte Plätze genommen sind, so wird das Publikum hiermit in Kenntniß gesetzt, daß für den momentanen Andrang nur noch Parterre und Galerie zur Verfügung stehen. Das bereits bekannt gemachte Programm findet unter den persönlichen Leitungen der Herrn Doctor Cäsar Zeitmann, Ritter mehrer Orden u. s. w. und des Kapellmeisters Regenzer statt.

N. S. Zu besonderem Vergnügen gereicht es uns, bei dieser Gelegenheit versichern zu können, daß

die Verbindung des Herrn Cäsar mit Miß Franziska Carneol am Morgen nach diesem Concert in der St. Agnes-Kirche gefeiert, und direkt nach der Trauung Händels Jephta — unter der Direktion des Königlichen Hofkapellmeisters Demuth aufgeführt werden wird.“ —

„So sind sie jetzt vereint,“ seufzte Marie, und entfesselt ergoß sich ein neuer Thränenstrom auf dieses unglückliche Blatt. „Ach!“ rief sie leidenschaftlich aus, indem ihr schwimmendes Auge zum Himmel aufblickte: „Ihr stummen Zeugen meines Glücks und jetzt meiner Schmerzen, o sprecht — war er treulos? Gott sei mir gnädig! Ich glaub' an ihn, und doch ist er für mich verloren!“ . . .

„Nein, nein! Nicht verloren! Auf ewig Dir wiedergegeben!“ rief plötzlich eine bekannte Stimme, und — Cäsar lag zu ihren Füßen.

Marie starrte ihn an. „Und Miß Carneol?“ war Alles, was sie stammeln konnte.

„Hat mir freiwillig entsagt. Ich bin frei!“

Marie wußte nicht, wie ihr geschah, aber überwältigt von ihrem Herzen, neigte sie sich über ihn.

Es gibt Blicke, die nicht zu beschreiben sind. Das sind solche Augenblicke.

„Er hat Dich erworben!" sprach Ernst, der in einiger Entfernung stand, und mit stiller Rührung auf diese Gruppe schauete.

Wir wollen diese Scene der Wonne durch mathematisches Aufzählen der Ursachen, welche sie herbeiführten, nicht entweihen. Lassen wir sie flüsternd, liebend, selig allein, und sich das Geheimniß von selbst lösen von den Lippen Cäsars. Es wäre genug zu wissen, daß die Liebenden vereint und glücklich sind; allein die Neugierde ist eine Egoistin und macht ihre Rechte geltend. Um diese nun zu befriedigen, greifen wir zu einer Extra-Beilage des Reichsblattes, welche schon am Morgen nach dem klassischen Concert die ganze Gegend in Allarm versetzte. Es hieß darin:

„Kaum vermag ich die Eindrücke zu beschreiben, die mich aus dem gestrigen Odeum der Klassiker nach Hause trieben, denn in diesem Augenblick, während ich den Griffel zur Hand nehme, herrscht im Königlichen Hoftheater noch völlige Anarchie. Deshalb kann dieses nur eine flüchtige Scizze des thatsächli-

chen Ereignisses sein, das historisch wie psychologisch seines Gleichen nicht mehr findet.

Wenn ich sage: Cäsar, der Gefeierte, der Günstling der Götter und Menschen — ihn hat während seines Vortrags der Beethoven'schen C Moll-Sonate — plötzlich eine Art Wahnsinn befallen. Denn Wahnsinn mußte es gewesen sein, da er — hört! hört! mitten in dem würdevollen Ernste dieses Meisterwerks plötzlich absprang und sich den modernsten Tändeleien überließ. Man denke sich einen Marc Aurel im Costüme eines Pariser Stutzers, und man hat ein Bild dieser Sonate. Selbst betäubt von dem Unglaublichen, getrau' ich mir noch keine Meinung zu haben. Cäsar hat zwei Decennien lang der Mode gehuldigt — wahrscheinlich hat der Sprung zur Antike ihn in dem Augenblick verwirrt, als es darauf ankam, das Höchste zu leisten, das Höchste zu erringen: Unsterblichen Ruhm und Miß Carneol! Ach, die Glorie des Alterthums ist von dem Unglücklichen gewichen, und er wird dem klassischen Element, worin wir nun schon seit drei Monaten schwelgen, für immer entsagen müssen. Der Arme konnte nicht ausspielen. Alle Anwesenden erhoben sich erstaunt, ver-

wirrt und entrüstet. Als aber der Hof sich entfernt hatte, war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruche gegeben. Man scharrte, zischte, seine zahlreichen Brodneider hatten endlich einmal Gelegenheit zu pfeifen, und der Virtuose — vor einer halben Stunde noch vergöttert, verließ wie ein Comparse, der in Shakespeares Cäsar durchfiel, die Tribune des Ruhms. Er verschwand plötzlich und wurde auch nicht mehr gesehen. Wenn er nur nicht . . . aber ich will meine Gedanken zurückhalten. Soviel für heute, da die Presse wartet. Morgen hoffe ich Ausführlicheres berichten zu können." . . . .

. . . .

Aber, wer errieth die Auflösung nicht? Nun, wer es bequemer haben will, dem sage ich ganz kurz:

Cäsar glaubte, das einzige Mittel gefunden zu haben, um den Knoten mit einem Schlage zu zerhauen.

Er ließ sich fallen!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Schweizerfamilie. Der Unsterbliche.

Das Recht habend, den Lilienstengel Oberons zu führen, verlege ich nun die Scene vier Jahre später in eines der friedlichen Thäler, welche den Vierwaldstädter-See von dem Flecken Sarnen trennen. Hier, wo seit Jahrhunderten der Enkel auf dem ererbten Sitze seiner Väter lebt, wo man den Zusammenhang fühlt, der zwischen Vor- und Nachwelt und sich folgenden Geschlechtern herrscht, hier, umgeben von einer Romantik, wie sie nur die Schweiz erzeugen kann, steht ein reizender Landsitz, geräumig genug, um eine zahlreiche Familie aufzunehmen, und dem Wanderer ein gastfreies Obdach zu gewähren.

Unter dem vorspringenden Laubdach des im italienischen Geschmack gebauten Hauses erblicken wir eine kleine Familien-Gruppe im Strahle der Abendsonne.

Ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren sitzt in einen Gartenstuhl zurückgelehnt, und aus seinem ganzen Wesen spricht seliges Behagen. Mit der Linken hat er die lange Meerschaumpfeife nachlässig sinken lassen, während sein rechter Arm den Nacken einer jungen Frau umschlungen hält, die mit leichter Arbeit beschäftigt ihm zur Seite sitzt. Bald ruht sein Auge auf ihren Zügen, bald lächelt es auf ein dreijähriges Mädchen herab, das der Mutter zu Füßen, sich vergebens abmüht, Kornblumen in einander zu schlingen. Ein älterer Mann lehnt in kleiner Entfernung an einem Baum, und sieht über ein aufgeschlagenes Buch gedankenvoll in die Ferne. Ein altes Mütterchen nur gibt dieser Gruppe Leben und Bewegung, indem es geschäftig ab und zu geht, und den gedeckten Tisch mit Obst und kalter Küche bestellt. Diese Stille wird durch den Ton der Abendglocke, die von dem lieblichen Flecken Brunnen herüber hallt, nicht unterbrochen, sondern geheiligt.

„Du rauchst ja nicht," spricht Ernst zu dem jüngeren Mann.

„Und Du lies't nicht," antwortet Cäsar.

Nach einer kleinen Pause nimmt die junge Mutter das Wort: „Es ist doch wunderbar, daß die allbelebende Sonne, mag sie auf- oder untergehen, uns immer zum Schweigen bringt."

„Das kommt daher, weil sie Gedanken erweckt," entgegnete Cäsar, „die erst verarbeitet sein wollen, ehe sie zur Lippe dringen."

„Sie stammt von Ewigkeit her," antwortet Ernst, indem er das Buch zuschlägt, „und ist wie ihre jüngere Schwester die Natur doch immer neu. Sie wird ewig leben und doch nicht altern."

„Und beide sind wie die Kunst," spricht Marie mit bedeutungsvollem Kopfwiegen, „rein und fleckenlos."

„Aber wie Deine Kunst, geliebtes Weib," ruft Cäsar begeistert aus, und drückt sie an sich, „und jetzt, ich darf es ja sagen wie die unsere. Was war mein Leben, und was ist es nun?"

„Du hast die Form mit dem Wesen vertauscht, den Flitter mit der Perle," entgegnete Ernst, „und

zu dieser Besinnung wärst Du früher oder später auch von selbst gekommen."

„Nein, nein! nicht ohne Marie," antwortete Cäsar lebhaft. „Meine Sinne waren dem Chaos verfallen. Ohne Dich hätte ich mich nie erkannt."

„Weshalb lobst Du mich?" sprach Marie sanft. „Was hab' ich denn gethan, was nicht die Natur in Deine Seele gelegt hätte? Mein Wirken war blos zufällig. Du aber hast das Größte gethan, wessen ein Mensch fähig ist, Du hast mir Deinen Ruhm, Deine Ehre zum Opfer gebracht."

„Nicht doch, mein Leben, ich habe den falschen Ruhm für die ächte Ehre, für meine Selbstachtung hingegeben. Wer würde einen augenblicklichen Schmerz nicht gern ertragen, um dafür ein ganzes Leben voll Glück und Wonne zu erreichen? Kennt der Weise eine andre Schmach, als die der Selbstverachtung? Vier Jahre sind seitdem vergangen. Man denkt nicht mehr an mich. Was ist das also für ein Ruhm, der in vier Jahren in ein Nichts aufgeht? Man denkt nicht mehr an mich, und ich — bin glücklich. Das ist ein Tausch, meine Marie, der mein Opfer zu einer sehr eigennützigen Handlung macht, nicht wahr?

„Du weißt immer so zu reden, daß ich schweigen muß," sagte Marie, und schmiegte sich lächelnd an ihren Gatten. Die kleine Marie war unter ihren Blumen entschlummert, und Ernst — wischte an seiner Brille. In diesem Augenblicke beschien die Abendsonne die Gletscher des Rigi und setzte eine goldne Krone auf ihr ewig keusches Haupt.

„Jetzt bin ich unsterblich" — rief Cäsar begeistert aus — „jetzt verlange ich Nichts mehr!"

Epilog.

Für diejenigen Leser, die sich mit dem Glücke unsers Helden begnügen, ist meine Erzählung aus; für solche aber, die einen Rückblick thun wollen, füge ich noch Folgendes hinzu: Es ist bekannt, daß Ernst nach der Residenz eilte, um dem klassischen Concerte beizuwohnen, dem ein fast europäischer Posaunenstoß voranging. Er befand sich also unter dem Publikum, als Cäsar sich mit dem innern Entschluß an den Flügel setzte: sich fallen zu lassen. Es war ein Entschluß der Verzweiflung, und vielleicht hätte er — von dem Glanz des Moments und seinem alten Stolze überwältigt — noch geschwankt, und dieses ungeheure Opfer nicht bringen können, wenn er den Bruder der Geliebten nicht an eine

Säule gelehnt erblickt hätte. Dies schien ihm ein Fingerzeig seines guten Genius, und — Beethoven wurde italienisirt, oder mit dem Reichsblatt zu reden: Marc-Aurel war in das Gewand eines Stutzers gehüllt. Einige Monate früher wäre diese Verstümmelung vielleicht als eine Originalität, als eine geniale Abschweifung aufgenommen worden, an diesem Tage aber mußte das als ein crimen laesae majestatis erscheinen. Nicht weil er den Geist Beethovens verletzt, — denn diesen verstand man eben so wenig jetzt wie früher — sondern weil er die Mode und die Erwartung getäuscht hatte, war man empört und brachte ihn zum Opfer. Mit Recht nannten sich die Bewohner der Residenz in ihrem klassischen Uebermuth Athenienser, denn sie hatten ihren Alcibiades gefunden. Der allgemeine Sturm jagte ihn von der Tribune, und auch Ernst drängte sich bestürzt durch die Menge. Er ahnete, was in des Freundes Seele vorging.

Als Cäsar mit Purpur übergossen die zunächst Stehenden durchbrach, eilte er Franziska entgegen, die angelockt durch die unglückliche neue Mähr der Tribune zuwankte. Er faßte ihre Hand — aber sie,

als brächte seine Berührung die Pest, stieß ihn zurück, und mit dem Ausruf: „Hinweg, Entehrter! Wir sind auf ewig getrennt!“ riß sie sich von ihm los.

„Gewonnen!“ jubelte Cäsars innere Stimme, und sich ferner Bahn brechend, entschlüpfte er durch eine Hinterthüre, wo sein treuer Friedrich bereits Posten gefaßt, den Mantel über ihn warf, den breiten Hut ihm in die Augen drückte: Hier stieß er auf Ernst. „Hast Du gehört? Nicht wahr, das war ein klassisches Spiel! Aber nun fort, fort — zu ihr!“

Nach einer Minute flog eine mit vier Pferden bespannte Extrapost auf der Straße nach Wangen zum Thore hinaus.

Zur Residenz zurückzukehren ist nicht vonnöthen, denn wir errathen, daß die klassische Wuth ihrer Bewohner mit dieser Catastrophe gebrochen war. Aeußerlich entrüstet waren sie im Geheimen doch froh, mit Schicklichkeit diese lästigen Fesseln abschütteln, und zu ihrem eigentlichen Element, der herrschenden Mode wieder zurückkehren zu können.

. . . .

Kurze Zeit nach dem Idyll, womit das vorige

Capitel schloß, überraschte der graue Kapellmeister die kleine Schweizerfamilie in ihrem Thälchen.

„Mich aufnehmen — bei Euch bleiben," rief er schon von fern . . . „die Menschen reformiren, Thorheit!"

Regenzer kam dem längst gehegten Wunsche nur entgegen, denn Cäsar hatte ihm heimlich geschrieben, und ihm ein Asyl angeboten.

„Und Miß Carneol?" war die einstimmige Frage.

„Hopfen und Malz verloren — Mohren nicht weiß waschen. Fränzchen jagt dem Ruhm nach, und ihr ein Lord. Gott segne beide!"

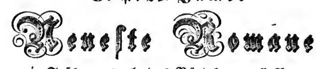
Am Abend nach seiner Ankunft aber, als die Gletscher wieder glühten, erhob er sein Glas und rief:

„Unsterblich nur die Glücklichen!"

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In demselben Verlage sind erschienen:

G. P. R. James



in Taschenausgabe das Bändchen zu 5 Ngr.

Inhalt:

James, G. P. R., Rosa d'Albret, oder die unruhigen Zeiten. Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Agincourt.** Roman. Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Arrah Neil.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Der Schmuggler.** Aus dem Englischen von A. Kretschmar. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Die Stiefmutter.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 12 Bändchen. 2 Thlr.

— — **Beauchamp,** oder der Irrthum. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 6. Bdchn. 1 Thlr.

— — **Heidelberg.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bdchn. 1 Thlr.

— — **Schloß Ehrenstein.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bdchn. 1 Thlr.

— — **Russell.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 6 Bdchn. 1 Thlr.

— — **Margaretha Graham.** Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 4 Bdchn. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Von den vorstehenden Romanen ist gleichzeitig eine elegant gedruckte **Octav-Ausgabe** erschienen, die das Doppelte wie die Taschenausgabe kostet.







